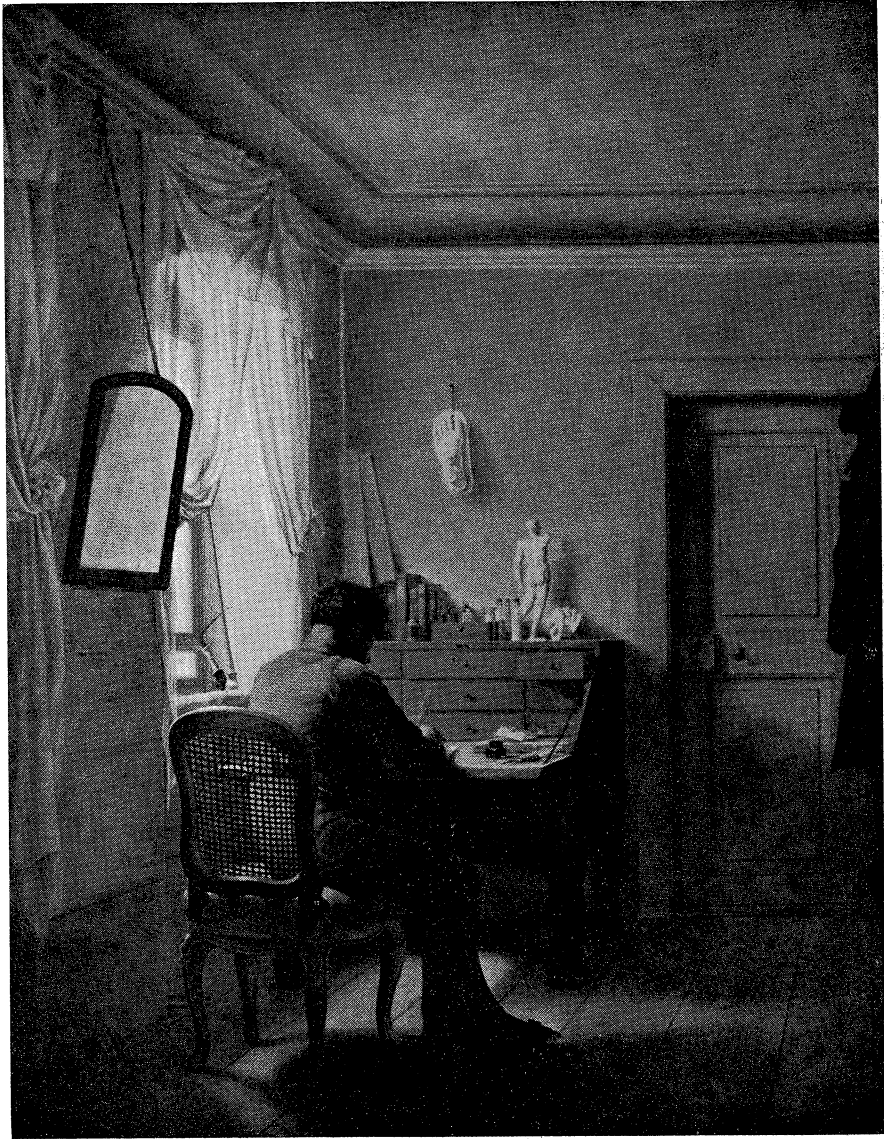


# INHALT

Georg Friedrich Kersting (1785—1847) / <i>Gustav H. Piehler</i> . . . . .	7
Zwei Städteansichten mecklenburgischer Romantiker / <i>Prof. Dr. Scheven</i> . . . . .	13
Lesefrucht aus dem Urlaub / <i>Lb.</i> . . . . .	18
Episode aus dem Manuskript eines in Ost-Mecklenburg spielenden Romans / <i>Wilhelm Wundermann</i> . . . . .	19
Das Sandkörnchen und das Weltall / <i>Adalbert Stifter</i> . . . . .	26
Fritz Reuter — Ein Beitrag zu seiner politischen Biographie / <i>Dieter Andresen</i> . . . . .	27
Jörn Jakobs Vater. Leben und Werk des mecklenburgischen Dichters Johannes Gillhoff (I) / <i>Gerd Lüpke</i> . . . . .	36
Zeitglosse . . . . .	43
Wilhelmine Schröder-Devrient / <i>Annalise Wagner</i> . . . . .	44
Täglich zu singen / <i>Matthias Claudius</i> . . . . .	48
Philosoviechereien. Die Lehre der Anthrozoologie, entdeckt und in Versen dargestellt von <i>Gerd Lüpke</i> . . . . .	49
Die Gildebücher der löblichen Schützengilde zu Brül im Mecklenburgischen / <i>Otto Lemke</i> . . . . .	53
Da unten im Tale / Aus den Volksliedern von Johannes Brahms . . . . .	59
Der Pianist Robert-Alexander Bohnke / <i>Hans Peter Range</i> . . . . .	60
Der See / <i>Dr. Fritz Hagemann</i> . . . . .	63
Prof. Dr. Wilhelm Luther als Oberstudiendirektor des Gymnasium Philippinum in Marburg verabschiedet / <i>Peter Heitmann, Heinr. Will</i> und <i>Prof. Dr. Luther</i> . . . . .	64
Frühes Lied / <i>Dr. Fritz Hagemann</i> . . . . .	74
Nachruf für Dr. Karl Gratopp / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	75
Prof. Watanabe ausgezeichnet / <i>Erich Becker</i> . . . . .	75
Buchbesprechungen . . . . .	76
Neustrelitz / <i>A. F. Krüger</i> . . . . .	85
Der Domhof in Ratzeburg, Stätte der Begegnung Mecklenburgs und Lauenburgs / <i>Dr. Hans-Georg Kaak</i> . . . . .	86
De niege Tit / <i>Friedrich Bauer</i> . . . . .	95
Autograph von Prof. Richard Wossidlo . . . . .	96
Uns plattdütsch Eck: „Twe Minschen“ / <i>Kuno Vöge</i> . . . . .	97
Dit un dat von Pierd un Wagen / <i>Klaus Giese</i> . . . . .	98
Wat is up'n Dörp los? / <i>Fr. Rehm</i> . . . . .	101
Dree Nümscher / Geschichten ut dat „ole“ Schönberg / <i>Carl Risch</i> . . . . .	103
Poor Würd vörut to den Shantie up Sid 110 von „Uns plattdütsch Eck“ / <i>K.-A. Gadow</i>	108
Wenn Plattdütsche wat Hochdütsches lieren / <i>Fr. Rehm</i> . . . . .	109
Jan dat is en fixen Seemann / <i>K.-A. Gadow</i> . . . . .	110
Vermischte Beiträge . . . . .	I—XII



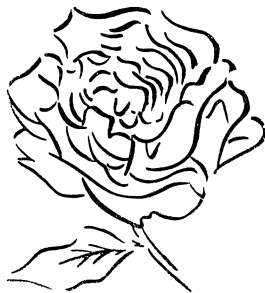
*Georg Friedrich Kersting:  
Bildnis der Frau Agnes Kersting, geb. Sergel  
1832, Leinwand, h. 67,5 cm, br. 52,5 cm  
Privatbesitz Karlsruhe*



*Georg Friedrich Kersting:  
Mann am Sekretär  
(Selbstbildnis)  
1811, Leinwand, h. 46,5 cm, br. 36,5 cm  
Schloßmuseum Weimar*

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



---

40. Jg. - Nr. 65/66

Göttingen

Frühjahr 1973

**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten  
Einzelheft 12,— DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Landessozialgerichtsrat P. Heitmann und Dr. Walter Lehmbecker

Schriftleitung:

für Personal-Nachrichten: Landessozialgerichtsrat P. Heitmann, 24 Lübeck, Lothringer Straße 34

für Manuskripte: Dr. Walter Lehmbecker, 23 Kiel-Hassee, Aubrook 4

Diesen beiden zur Seite stehen noch Dr. Carl Meltz und Dipl.-Ing. Roderich Schröder

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten

Gebr. Wurm KG, Göttingen

## Georg Friedrich Kersting (1785-1847)

Ein Blick auf sein Leben und Schaffen

Von Gustav H. Piehler

Das „Carolinum“ hat schon viel über die Künste gebracht, insbesondere über die Kunst der Malerei. Prof. Dr. Eckhard Unger (†) schuf mit seiner Monographie über den Hofmaler am Meckl.-Strelitzer Hof in Neustrelitz Professor Wilhelm Unger (1775–1855) ein monumentales Werk (Heft 33–45). Es enthält 78 Abbildungen. — Caspar David Friedrich (1774–1840) wurde von Prof. Dr. F. Scheven in Heft 45, S. 7–36, durch den Beitrag „Neubrandenburg im Leben und Werk Caspar David Friedrichs“ eingehend gewürdigt. Und der Dipl.-Historiker Bernd Funck hat in uns den großen mecklenburgischen Namen Philipp Otto Runge (1777–1810) in Heft 51, S. 7–24, und 63/64 wieder wach werden lassen mit dem Aufsatz „Nachrichten aus der Familie Otto Runge“. — Aber ein Künstler der Romantik fehlt noch in diesem Kreis: Georg Friedrich Kersting.

Wie oft habe ich mich in seine Bilder vertieft und bin seinem Leben nachgegangen. Fast magisch zog mich dieser Maler an. Doch selbst zu einer beschränkten Darstellung kam es nicht. — Wie sollte man einen Künstler begreifen, der so wenig aus seinem Schaffen machte, der seine Schöpfungen leicht in Freundeshand gleiten ließ und dessen Bilder verhältnismäßig klein und auch gering an Zahl waren, ja zum Teil nicht einmal ein Signum trugen!

Ich fand die Lösung bei dem von mir seit meiner Jugendzeit hoch geachteten Philosophen Arthur Schopenhauer. Er schreibt folgende Worte über den Ruhm: „Absoluten Wert kann nur das haben, was ihn unter allen Umständen behält, also . . . , was einer unmittelbar für sich selbst ist: folglich muß hierin der Wert und das Glück des großen Herzens und des großen Kopfes liegen. Also nicht der Ruhm, sondern das, wodurch er ihn verdient, ist das Wertvolle.“

Georg Friedrich Kersting stand so hoch über allem irdischen Ruhm, daß er seine Genugtuung nur in seinen Werken suchte und fand. Wie können wir einen solchen Mann in seiner ganzen Größe erfassen? Denn gerade wir Mecklenburger sind doch aufgerufen, diesen wunderbaren Menschen in uns aufzunehmen.

Kersting ist bei seiner Vorliebe für kleine intime Bilder — Zimmerbilder, auch Interieur- und Fensterbilder genannt — mit einem Reichtum des Empfindens begabt, wie wir das kaum bei einem anderen Maler finden. Diese Bilder, deren Personen, z. B. „Die Stickerin“, „Der elegante Leser“ — die uns des öfteren bei Kersting den Rücken zukehren, — strahlen eine besondere Stille aus, sie lassen sozusagen jedes Wort verstummen. Auf der anderen Seite zieht diese Art des Malens den Beschauer immer wieder an und macht ihn zum „Entdecker“. Leonhardi sagt: „Seine Kunst verschweigt viel.“ Das ist, richtig verstanden, sein innerstes Wesen. Schon das zumeist kleine Format zeigt das an und zwingt den wirklich ernsthaften Betrachter zu voller Konzentration. Man erkennt an dieser seiner Art, daß es ihm nicht darum zu tun ist, berühmt zu werden, sondern daß er danach strebt, sich selbst ganz zu geben, also alles, was sein Inneres erfüllt. Dadurch geht diese Stille von ihm aus, die wir mit der von Caspar David Friedrich vergleichen können, wenn man überhaupt einen solchen Vergleich ziehen darf, denn jeder Künstler ist ja in besonderer Weise einmalig.

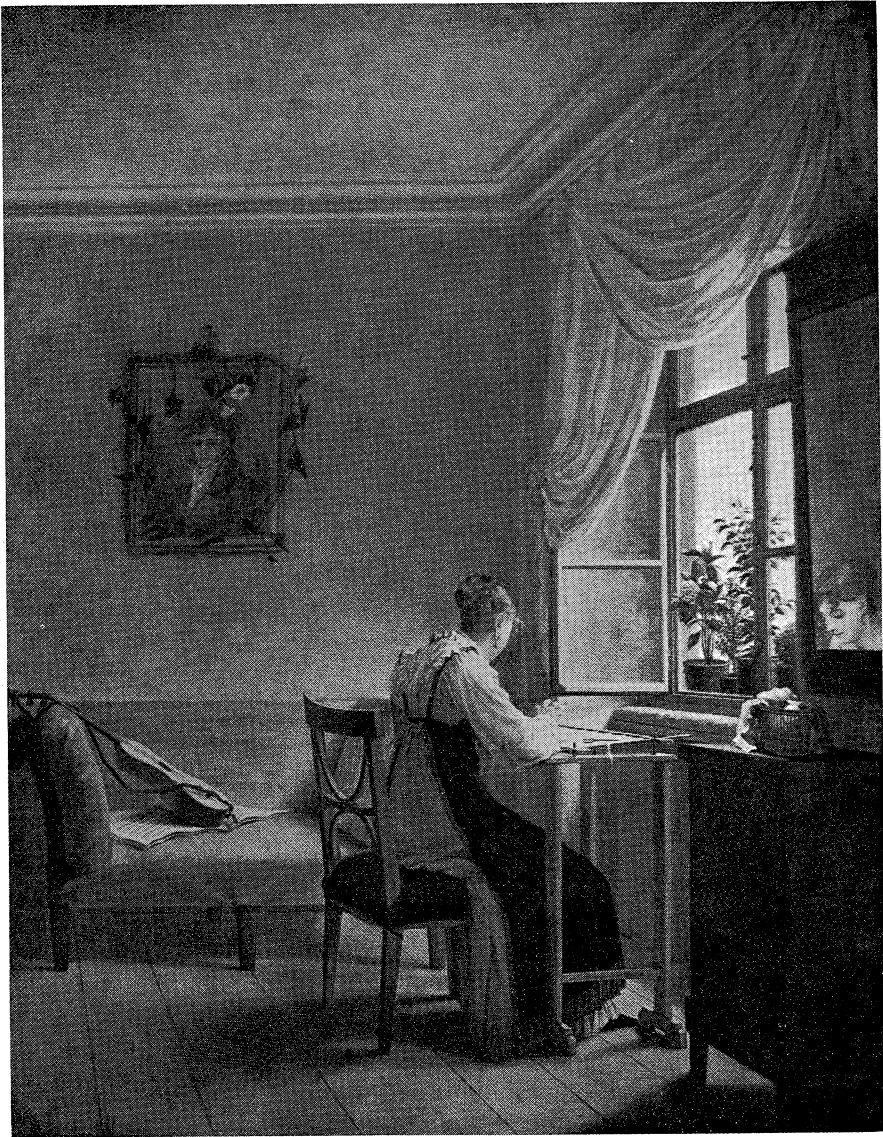
Georg Friedrich Kersting ist Mecklenburger. Erstaunlich, daß er, der in Güstrow geboren wurde, auch heute noch in einer gewissen Verborgenheit „lebt“, daß er selbst auf den höheren Schulen seines Heimatlandes nicht bekannt war. Sogar Direktor Prof. Dr. Becker, der uns Primanern jede Woche auf dem Carolinum einen anderen Meister der Malkunst vorführte, hat nie ein Wort über ihn verloren. Und Becker war der Mann, der sich nicht nur in die Weisheit und den Geist der griechischen großen Dramatiker, Philosophen und Bildhauer versenken konnte, sondern gerade das Kleine und Verborgene in Kunst und Natur suchte und uns nahebrachte.

\*

Der äußere Lebenslauf Kerstings sei hier skizziert. Er wurde als Sohn eines Güstrower Bürgers im Oktober 1785 geboren. Schon mit 15 Jahren verlor er seinen Vater, den Ernährer der Familie. Aber nach den Worten: Wünschest du dir etwas von ganzem Herzen und ganzer Seele und sei es eine goldene Kutsche, wird es dir zuteil werden, erging es auch unserem Künstler. Mit Unterstützung von seiten Rostocker Verwandten trat er 1805 in die zu seiner Zeit berühmte Kopenhagener Akademie ein, welche vor ihm zwei andere Maler mecklenburgischen Geblüts besucht hatten, Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge. Dort verblieb er drei Jahre, erhielt für seine Arbeiten 1806 die kleine und 1808 die große silberne Medaille. Dann lockte es ihn nach Dresden, der Haupt- und Residenzstadt des damaligen Königreiches Sachsen mit seinen Museen, der weithin bekannten Kupferstichsammlung und vor allem der hochgerühmten Gemäldegalerie. Hier stieß er auf den Kreis solcher Männer wie Caspar David Friedrich, Wilhelm von Kügelgen, Theodor Körner, Dr. Carus und lernte auch die Malerin Louise Seidler kennen, eine Freundin Goethes, der ebenfalls in diesem Kreis verkehrte, wenn er auf seinen Reisen eine Ruhepause einlegte. Durch Goethes Vermittlung kamen übrigens drei Bilder Kerstings nach Weimar und haben heute dort u. W. noch ihren Platz. — Bei einem Besuch seiner Vaterstadt Güstrow im Jahre 1809 wurde Kersting in die dortige Freimaurerloge aufgenommen, für die er später das Werk „Apollo mit den Stunden“ schuf.

Als im Jahre 1813 der Aufruf zur Befreiung von dem Joche Napoleons erscholl, hielt auch den vaterländisch gesinnten Kersting nichts mehr zurück. Er entschließt sich, als Freiwilliger dem Korps Lützow beizutreten. Als der Vater von Wilhelm von Kügelgen dies vernimmt, schenkt er ihm die eigene Kugelbüchse und bildet ihn täglich im Schießen aus. In kurzer Zeit wurde Kersting im Freikorps zum Oberjäger ernannt, nach dem verwegenen Vorgehen bei einem Angriff (Eroberung eines Geschützes) mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und zum Offizier befördert. — Im Jahre 1815 schuf er sein bekanntes Bild „Der Vorposten“, auf dem er seine Freunde Hartmann, Körner und Friesen verewigte, die alle drei gefallen waren.

Nach dem Kriege nimmt Kersting eine Stellung in Warschau bei der Fürstin Sapieha als Hofmaler und Zeichenlehrer an, kehrt aber nach einer gewissen Zeit in die geliebte deutsche Heimat zurück. Er bewirbt sich nun um die Stellung eines Zeichenlehrers an der Akademie in Dresden. Doch erst 1818 gelang es ihm, das Amt des Maler-vorstehers an der Königlich-Sächsischen Porzellan-Manufaktur in Meißen zu erhalten. Hier hatte er u. a. die Tätigkeit der gesamten Maler zu überwachen und die Zusammensetzung des Porzellans wie auch die Auswahl des Dekors zu treffen. Der Porzellan-Manufaktur angegliedert war eine Zeichenschule, welche Kersting ebenfalls unterstand. 1828 übernahm die frei gewordene Stelle des Zeichenlehrers an diesem Institut ein junger Dresdener Maler, der uns Älteren noch viel Freude auf den Lebensweg gegeben hat. Es war der Romantiker L u d w i g R i c h t e r. Seine Illustrationen zu den deut-



*Georg Friedrich Kersting:  
Die Stickerin (Die Malerin Louise Seidler)  
h. 46,5 cm, br. 37 cm  
Schloßmuseum Weimar*





*Georg Friedrich Kersting:*  
*Vor dem Spiegel*  
1827; Holz, h. 45 cm  
Schleswig-Holsteinischer Kunstverein Kiel

schen Volksmärchen gehören zu den schönsten ihrer Art. „Die Überfahrt über die Elbe am Schreckenstein“ wird manchem noch vor Augen stehen.

\*

Schon geraume Zeit liebte Kersting die junge Tochter des Oberpostmeisters in Dresden, Agnes Sergel. Noch im November 1818 wird er mit der kaum Siebzehnjährigen, die inzwischen Waise geworden war, in der Stadtkirche zu Meißen getraut. Die Ehe war überaus glücklich. Kersting zog nun in ein Haus auf dem Schloßberg, wo er 30 Jahre, bis zu seinem Lebensende, ein harmonisches stilles Familienleben führte. Der Ehe entsprossen eine Tochter und drei Söhne. —

Kersting gab sich jetzt ganz seiner neuen Aufgabe hin und führte durch seine Überlegungen und Versuche die Meißner Porzellan-Fabrikation in kurzer Zeit zu einer solchen Höhe, daß der König alsbald ein für den Herzog von Wellington bestimmtes Tafelservice, bestehend aus 120 Gedecken, bestellte. Es wurde bis zu Beginn des zweiten Weltkrieges im Victoria-u.-Albert-Museum in London aufbewahrt.

\*

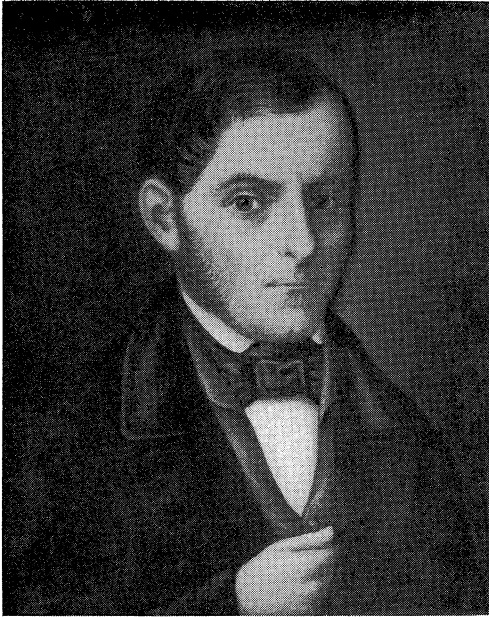
Der Künstler malte seine Bilder, die in erster Linie, wie oben erwähnt, Interieur-Bilder von kleinem Format waren, auf Leinwand oder Holztäfelchen. Obwohl er drei Jahrzehnte in der Königlichen Porzellanmanufaktur tätig war, hat er nur den „Bemalten Pfeiffenkopf“ geschaffen. Jedenfalls ist eine eigentliche Porzellanmalerei von ihm nicht bekannt.

Georg Friedrich Kersting war klein von Wuchs und von zartem Gliederbau. Er besaß ein sehr feines Empfinden nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch. Sein vornehmes inneres und äußeres Wesen nahm für ihn ein, wie wir später bestätigt sehen werden. Eine leichte Exaltiertheit wird ihm nachgesagt. Trotz seines schmächtigen Körpers hat er mit höchster Energie das Leben gemeistert. Sein in sich gefestigter Charakter zeigt sich schon früh auf der Akademie in Kopenhagen, wo er die Medaillen erwarb. Die seelische Verfassung ist von Natur so ausgeprägt, daß er im Freiheitskrieg 1813 nicht nur seiner Pflicht genügt, sondern wegen hervorragender Tapferkeit ausgezeichnet wird. Die Stille, die in seinen Bildern liegt, tritt uns auch in seinem Privatleben entgegen. „Ein Band Goethes und auch Shakespeares lag stets auf seinem Tisch.“ —

Hugo von Tschudi sagt 1906: „Wie ist es möglich, daß von diesem Maler . . . nur knapp sieben Bilder bekannt sind?“ (Gehrig) Und wir fragen heute im Jahre 1973: Wieviel Mecklenburger kennen diesen Sohn ihrer Heimat, den Freund von Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge? — Zur Zeit ist in der Kunsthalle in Hamburg nur ein Bild von ihm zu sehen: „Caspar David Friedrich im Atelier“. — Alfred Lichtwark schreibt in einem Brief vom 5. März 1910: „ . . . Kersting, der mir einer der liebsten Meister des ganzen 19. Jahrhunderts ist“ und weiter dann: „ . . . Weimar, wo der Großherzog seine drei Interieurs, das köstlichste, was es in der Art gibt, dem Museum gerade jetzt überwiesen hat . . . Mein Traum und Vorsatz ist, ihm in der Hamburger Galerie neben seinen Freunden Runge und Friedrich die ihm gebührende Stellung zu erobern.“

Zu den genannten drei Bildern gehörten „Der elegante Leser“ und „Die Stickerin“, zu der die Malerin Louise Seidler Modell gesessen hat. „Die Stickerin“ wendet uns im Bild den Rücken zu, aber ihr Antlitz erscheint im Spiegel.

Wo Kersting auch immer mit Menschen von Stand und Rang, von Wissen und Können zusammentrifft, wird er hoch geschätzt, selbst ein Goethe sagt, er würde es



*Carl Friedrich Piehler*  
(1794—1868)  
*Privatbesitz*

ihm nicht verziehen haben, wenn er ihn auf der Reise durch Weimar nicht persönlich aufgesucht hätte.

„Im Mai 1820 war es dann, als die junge und schöne Julie v. Egloffstein aus Weimar auf Goethes Rat und Hofrat Meyers Empfehlung hin den Künstler aufsucht und sich von ihm seinen Bereich zeigen ließ; sie gibt von dieser Begegnung mit Kersting temperamentvollen Bericht: „Seine Persönlichkeit ist von der allerpersönlichsten Art. Eine lebhaft offene Physiognomie mit hellen glänzenden Augen, eine sehr noble Tournüre und Haltung, wie ich selten von irgend einem unseresgleichen gefunden. Gut, daß er von keinem höheren Stand und schon für sein Leben gebunden — der Mann könnte mir sonst gefährlich werden!“ (Gehrig)

Wie in seinen unnachahmlichen Bildern Menschen und Umwelt eine Einheit bilden, so ist Kersting auch in seinem ganzen Leben mit seiner Umgebung gewissermaßen verwoben. Seine Aufgabe, seine Familie mit Haus und Weinberg auf der Schloßberghöhe waren ihm alles.

#### Die Quellen

Oscar Gehrig: Georg Friedrich Kersting, Ein mecklenburgischer Maler aus der Zeit der Freiheitskriege. Mit 35 Abbildungen und Briefen, Zeugnissen, Dokumenten. 1931/32. Mecklenburgische Gesellschaft.

Gehrig war, wie es der Zufall wollte, im zweiten Weltkriege ein Jahr hindurch mein Regimentskamerad und zeigte als Offizier die gleichen Eigenschaften, wie sie aus seinem Buche herausleuchten: Äußerste Korrektheit, Versuch, das Bestmögliche zu leisten. So verdanken wir ihm die oben erwähnten Briefe, Zeugnisse, Dokumente und Briefauszüge, u. a. auch den Abdruck des „Letzten Grußes . . . von den sämtlichen Malern der K. S. Porzellanmanufaktur“, der aus fünf ehrenden Strophen besteht. — Nur der Kenner weiß diese mühselige Arbeit zu schätzen.

Unter den Malern befand sich auch ein August Ferdinand Piehler aus Ronneburg in Thüringen, wie ich 1923 auf der „Fahrt nach der alten Urkunde“ entdeckte. Nun haben sich

weder Kersting noch Ludwig Richter mit der schwierigsten Portraittkunst, der Porzellanminiaturnatur, befaßt. So muß er es sein, der seinen Onkel, meinen Urgroßvater Carl Friedrich Piehler, gemalt hat. Die Porzellan-Miniatur ist 7 x 9 cm groß. Da sie unter Kerstings Leitung geschaffen wurde, sei sie hier in Originalgröße wiedergegeben.

Carl Friedrich Piehler  
(1794—1868)

Klaus Leonhardi: G. Fr. Kersting, Bilder und Zeichnungen. Zehn farbige Tafeln und acht Textabbildungen. Die silbernen Bücher. Woldemar Klein Verlag, Berlin 1939.

Gleich im ersten Satz wird der Leser auf die Stille hingewiesen als den Kernpunkt in den Bildern und in der Seele des Künstlers. Mensch und Raum sind auf Kerstings Bildern nicht voneinander zu trennen. — Man muß sowohl Gehrig wie Leonhardi gelesen haben, denn sie ergänzen sich vorzüglich. Wesentlich sind natürlich auch die vielen Farbbilder bei Leonhardi, worunter wir das Bildnis der Frau Agnes Kersting, geb. Sergel, auch wegen der Größe, besonders hervorheben wollen (67,5 x 52,5 cm), die wir bei Kersting sonst selten finden. Eine ausdrückliche Genehmigung zur Wiedergabe der Bilder liegt mir vor. — Der Woldemar Klein Verlag hat jetzt seinen Sitz in Baden-Baden. Leider sind sämtliche Unterlagen für einen Nachdruck des Buches verlorengegangen.

Adrian Ludwig Richter: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Frankfurt a. M. 1895, 8. Auflage.

Wilhelm von Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes, 1917. — Dieses berühmte Buch wird manchem unserer Leser bekannt sein.

Den Herren Prof. Dr. Scheven, Hilden, und Ministerialrat a. D. Erich Weiher, Kiel, spreche ich meinen besonders herzlichen Dank aus für die beiden Leihgaben: „Gehrig“ und „Leonhardi“.

Im folgenden Beitrag unternimmt Prof. Dr. F. Scheven als Kunsthistoriker den hervorragend geglückten Versuch, den Unterschied zwischen C. D. Friedrich und G. F. Kersting als Landschaftsmaler nachzuweisen.

## Zwei Städteansichten mecklenburgischer Romantiker

Von Friedrich Scheven

Die vorstehende Würdigung Georg Kerstings lenkt den Blick auf einen lange vergessenen Künstler, dessen zu gedenken Aufgabe einer Zeitschrift ist, die den Beitrag Mecklenburgs zu deutscher Kultur und Geschichte herauszuheben bestrebt ist. Namen mecklenburgischer Künstler treten in der Kunstgeschichte selten auf. Um so bedeutsamer ist es, daß die Kunst der Romantik zwei Namen von Mecklenburgern nennt, die über den engen Kreis der Heimat weit hinausreichen: Caspar David Friedrich und Georg Friedrich Kersting. Die Familie C. D. Friedrichs stammt aus Mecklenburg und hatte auch nach ihrer Übersiedlung nach Vorpommern viele verwandtschaftliche Beziehungen dorthin. Auch wenn der Künstler in Greifswald geboren und aufgewachsen ist, können wir ihn doch nicht ohne Recht für Mecklenburg in Anspruch nehmen. Er blieb Mecklenburg eng verbunden auch in seinem Schaffen. Der Nachweis dafür ist im einzelnen erbracht in dieser Zeitschrift mit dem Aufsatz „Neubrandenburg im Leben und Werk Caspar David Friedrichs“<sup>1)</sup>. Caspar David Friedrich gehört in seinem Schaffen der großen Welt — heute wieder mehr denn je — das zeigte 1972 die Ausstellung seiner Gemälde und Zeichnungen in der Tate-Gallery in London, die mit 112 Katalog-Nummern die größte je gezeigte Ausstellung von Werken C. D. Friedrichs war. So weit reicht der Ruhm Georg Kerstings nicht. Aber in der Reihe der Künstler

<sup>1)</sup> Carolinum 32. Jg. Nr. 45.

der Romantik hat er einen guten Namen, seitdem Oskar Gehrig 1931/32 in der von der „Mecklenburgischen Gesellschaft“ herausgegebenen bilderreichen Monographie „Georg Friedrich Kersting, ein mecklenburgischer Maler aus der Zeit der Befreiungskriege“, den Blick auf ihn gelenkt hat.

Wie sein Freund C. D. Friedrich hat Kersting seiner mecklenburgischen Heimat auch nach seiner Übersiedlung nach Sachsen die Treue gehalten. Er unterhielt bis in die letzten Jahre seines Lebens freundschaftliche Beziehungen zu Mecklenburg. Das reizende Bild der beiden Kinder am Fenster, die verlangend zu den lockenden Trauben, die über dem Fenster gereift sind, aufschauen, schickte der Künstler zu Weihnachten 1843, also wenige Jahre vor seinem Tode, an seinen Freund, den Domänenrat Sibeth in Güstrow<sup>2)</sup>. Er wird noch weitere Beziehungen zur Heimat unterhalten haben.

Im bildnerischen Schaffen Kerstings steht das Porträt im Mittelpunkt. Am eindrucksvollsten sind die Interieurbildnisse, in denen der Künstler Freunde in stimmungsvoll gesehene Räume ihrer täglichen Umwelt hineinstellt. Diese stille Empfindsamkeit lebt in dem Bild der Luise Seidler („Die Stickerin“), des „Eleganten Lesers“ und in den Atelierbildern von Gerhard von Kügelgen und Caspar David Friedrich. C. D. Friedrich dagegen ist fast ausschließlich Landschaftsmaler, nur wenige Porträts sind von ihm bekannt. Seine Landschaften sind Ausdruck des tiefen Innenlebens des Künstlers. Sie wollen auch da, wo sie ohne durch irgendwelche Staffage belebte Landschaften darstellen, wie etwa das Meer oder tiefes Waldesdunkel, etwas sagen, was den Künstler innerlich bewegt hat. „Die einzig wahre Quelle der Kunst ist unser Herz“, so schreibt er<sup>3)</sup>. „Ein Gebilde, so nicht aus diesem Born entsprungen, kann nur Künstelei sein.“

Caspar David Friedrich und Georg Kersting waren seit ihrer Dresdener Zeit miteinander befreundet, auch verwandtschaftliche Beziehungen über die Familie von Friedrichs Frau verbanden sie. Aber es waren zwei in ihrem Wesen und Schaffen grundverschiedene Männer. Das mag hier zum Ausdruck gebracht werden durch Bilder, in denen sie zwei mecklenburgische Städte, Neubrandenburg und Rostock, wiedergegeben haben. C. D. Friedrich hat Neubrandenburg mehrmals gemalt. Das bekannteste Bild ist die Ansicht des brennenden Neubrandenburg in der Hamburger Kunsthalle. Es steht in einer Linie mit den Gemälden Friedrichs, die Vergänglichkeit und Sterben zum Bildinhalt haben. Die Fülle der Bilder, die mit Ruinen, Schnee und Einsamkeit davon handeln, ist bekannt.

„Warum, die Frag' ist oft zu mir ergangen,  
wählst du zum Gegenstand der Malerei  
so oft den Tod, Vergänglichkeit und Grab?  
Um ewig einst zu leben,  
muß man sich oft dem Tod ergeben“<sup>3)</sup>.

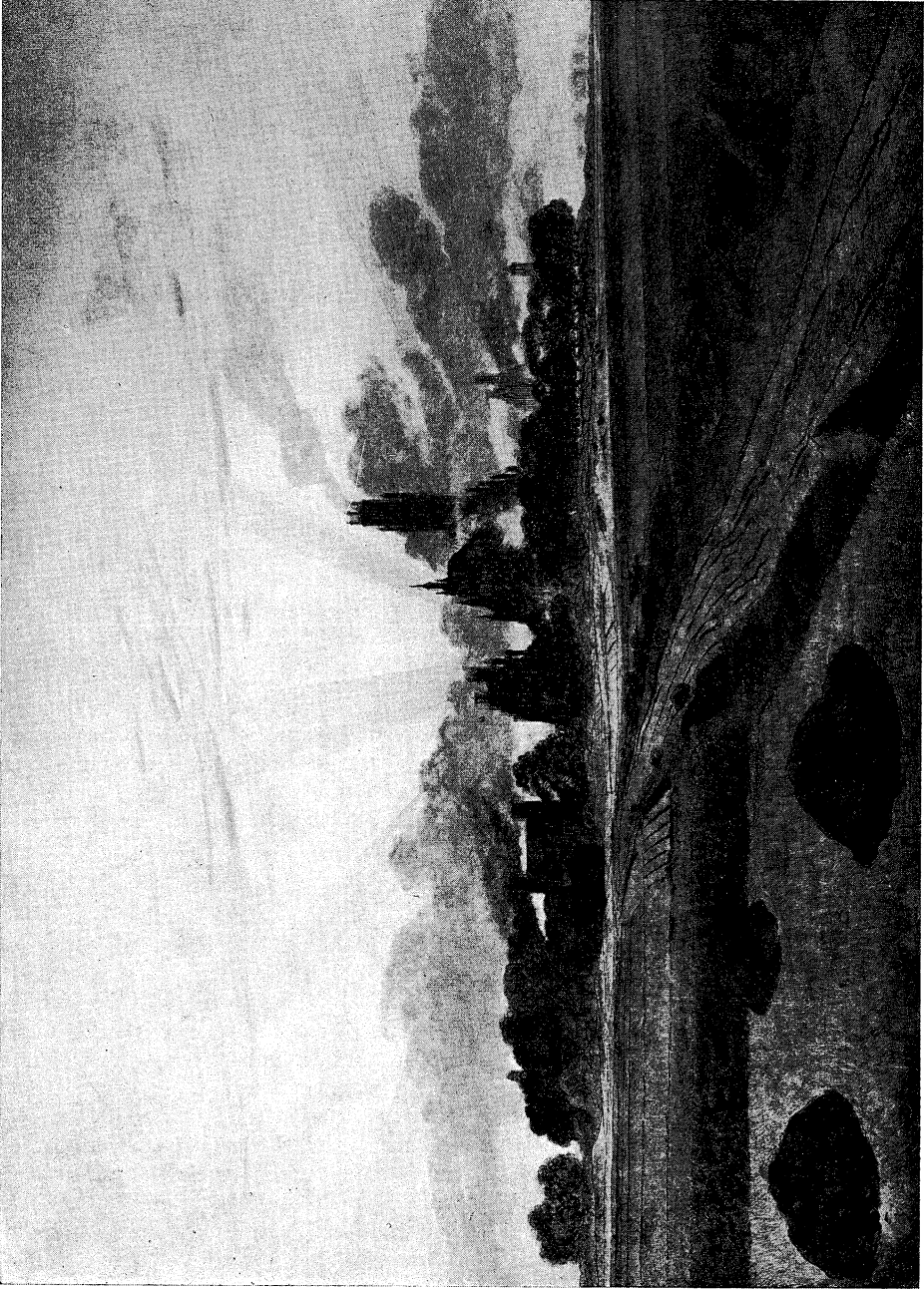
Um Tod und Sterben, Winterkälte und Vergänglichkeit kreiste das Denken des Künstlers. So grübelnd, hintersinnig und fragend wie ihn das Selbstbildnis um 1810 zeigt, war C. D. Friedrich von Jugend auf bis in die letzten Jahre, wo sein Leben in Dunkelheit endete.

So hat C. D. Friedrich auch Neubrandenburg gemalt, nicht als die freundliche Stadt an der Tollense, von Gärten umgeben, sondern als der Vernichtung durch Brand ver-

---

<sup>2)</sup> Gehrig kennt das Bild als im Doberaner Privatbesitz befindlich. Wo es heute ist, ist unbekannt. Der Künstler hat das Bild zweimal gemalt. Ein zweites Stück befindet sich heute in der Städt. Gemäldegalerie in Düsseldorf.

<sup>3)</sup> K. K. Eberlein, C. D. Friedrichs Bekenntnis im Wort, S. 33.



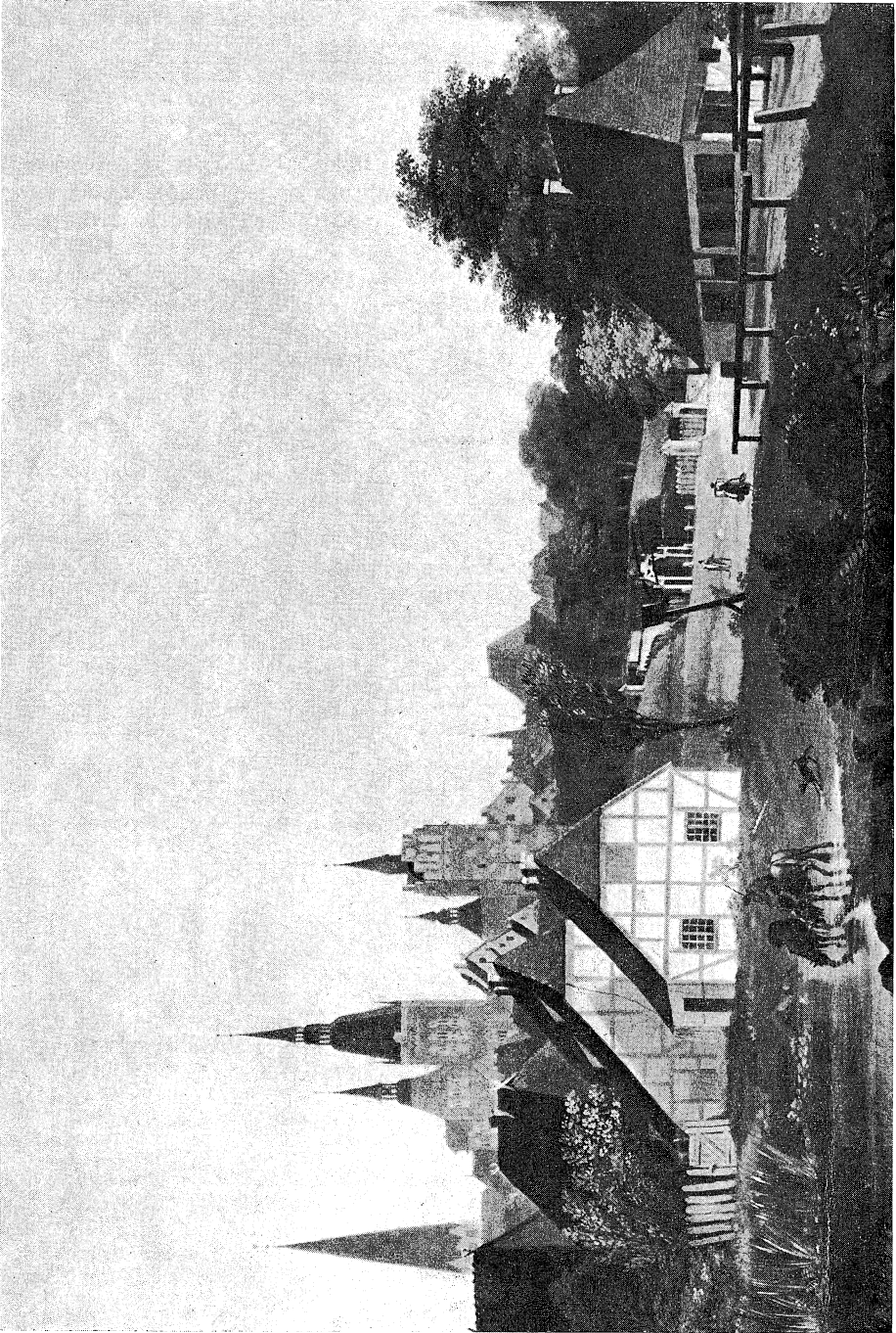
*C. D. Friedrich, Das brennende Neubrandenburg. Hamburg, 1835*

fallen. Während des schwedisch-polnischen Krieges brach im Mai 1676 ein Brand aus, der die ganze Stadt in Asche legte. Ein zweites Mal verwüstete ein Brand 1737 die Stadt und vernichtete 234 Wohnhäuser. C. D. Friedrich wird aus den Erzählungen seiner Neubrandenburger Verwandten von diesen Bränden gehört haben. Sie beeindruckten ihn so, daß das Erzählte sich noch nach Jahrzehnten in ihm zum Bilde formte. Aber nicht die Einmaligkeit des geschichtlichen Vorgangs wollte C. D. Friedrich darstellen, sondern die brennende Stadt wurde ihm zum Sinnbild der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Wie ganz anders das Bild, das Georg Kersting von Rostock malte. Es mußte ganz anders sein, weil Kersting ein ganz anderer Mensch war als Friedrich. „Die Stickerin“, wohl sein bekanntestes Bild, mag sein Schaffen kennzeichnen. Behaglichkeit und Freundlichkeit liegt über dem Bild, das Luise Seidler, die Weimarer Malerin, die zu dem Goetheschen Kreis gehörte, wiedergibt. Die Sonne scheint durch das geöffnete Fenster mit den gepflegten Blumen davor. Die Gegenstände im Raum sind klar und mit sicherer Hand gezeichnet, man spürt den späteren Leiter der Meissener Porzellanmalerei. Zu dieser häuslichen Stille gehört die fleißige Stickerin, die dem Beschauer den Rücken zudreht, während ihr freundliches Gesicht der Spiegel ihr gegenüber wiedergibt. Das ist die Welt, in der Kersting lebte, und die seinem Wesen entsprach. Gehrig kennzeichnet Kerstings malerisches Schaffen als „Stimmungsrealismus“. Das ist ein zutreffender Ausdruck. Kersting sieht die Welt, in der er lebt und wirkt, in nüchterner Klarheit in Form und Farbe. Wie sicher und scharf sind die Gegenstände in dem Maleratelier Gerhard von Kügelgens wiedergegeben. Man sieht jedes Gerät, das der Künstler braucht, die Gipsabgüsse, Stuhl und Schreibtisch, voll Bücher bepackt. Aber der Künstler verliert sich nicht in diesem Realismus, sondern breitet über dem Ganzen die stille Ruhe hingebungsvollen Schaffens, die auch sein eigenes Leben durchleuchtet.

Mit dem Wort „Stimmungsrealismus“ kann man auch die Ansicht Rostocks aus dem Jahre 1809, also der Frühzeit des Künstlers, kennzeichnen. „Abendfriede über der Stadt“, so könnte man das Bild betiteln. Die Sonne steht schon tief und läßt die Wände der Häuser aufleuchten. Die Pferde haben ihre Tagesarbeit auf dem Felde getan und werden zur Tränke geführt. Das Mädchen hat im Garten gearbeitet und trägt den Korb mit dem geernteten Gemüse nach Hause. Bürger der Stadt machen ihren Abendspaziergang um die Stadt.

Aber ist das Rostock? Ist das die Stadt, die wir kennen, und die einige Jahrzehnte später in Lisch's „Mecklenburg in Bildern“ in Lithographien so wirklichkeitstreu wiedergegeben wurde? Von wo ist überhaupt die Stadt gesehen? Der Maler hat seinen Standort etwa da, wo später vor dem Kröpeliner Tor die Kliniken gebaut wurden. Er sieht die Stadt also von Westen. Dort standen am Anfang des 19. Jahrhunderts wohl noch die kleinen Vorstadthäuser mit Stallungen für landwirtschaftliche Betriebe, die der Maler zeichnet. Ein Zollhaus steht an der Wegegabelung (nach Schwaan und Doberan), vor dem baumbestandenen Wall sind Gärten, die von einem Zaun eingefaßt sind. Im Hintergrund ragen die bekannten Türme der Stadt auf: Petrikirche, Marien- und Jakobikirche, links vom Kröpeliner Tor die Nikolaikirche, ganz rechts der Dachreiter der Klosterkirche. Aber so hat der Maler die Stadtsilhouette von dem Platz, den er eingenommen hat, ja gar nicht sehen können! Alles ist vielmehr willkürlich zusammengedrängt, die Türme näher aneinandergerückt, als es der Wirklichkeit entsprach. Die Stadtmauer ist kaum zu erkennen. Und weiterhin: Wo ist der Wall mit dem Stadtgraben, der sich vor dem Kröpeliner Tor (wenn auch ohne Wasser) bis in unsere Zeit hinzieht? Man sieht, der Maler verarbeitet bei allem Realismus in der Darstellung im Atelier die Eindrücke, die er bei seinem Aufenthalt in Rostock 1808 skizzenhaft festgehalten hat. Der Künstler



*Georg Friedrich Kersting, Rostock von Westen (Rostock, Museum)*



will keine wirklichkeitsgetreue Ansicht der Stadt geben, deren Mauern und Türme den Romantiker Kersting so beeindruckten, sondern er will den Abendfrieden malen, der sich über der Stadt ausbreitet und die Tagesarbeit ruhen läßt. Der Ausdruck „Stimmungsrealismus“ mag noch einmal zur Kennzeichnung der Arbeit Kerstings aufgenommen werden.

Welche Weiten trennen das Schaffen Kerstings von dem seines Freundes C. D. Friedrich. Beide haben uns die Ansicht von zwei mecklenburgischen Städten gegeben. Beide sahen aber die Stadt, die sie in ihrer mittelalterlichen Gestalt so beeindruckt hatte, ihrem Charakter gemäß ganz verschieden. Während der schwermütige Sinn C. D. Friedrichs Neubrandenburg in Brand und Asche vergehen sieht, so wie es in unseren Tagen wieder Wirklichkeit geworden ist, malt der ausgeglichene, fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehende Kersting die türmereiche Stadt, so wie sie ihm nach seinem Besuch in Rostock in Erinnerung geblieben ist. Zwei Malerpersönlichkeiten von ausgeprägter Eigenart haben zwei mecklenburgische Städte gemalt, Romantiker beide, aber düster, schwermütig der eine, in bürgerlicher Sicherheit lebend der andere.

---

### Lesefrucht aus dem Urlaub:

„Vorwort zu der sehr umfangreichen, gründlich fundierten und eindrucksvollen Chronik „Bad Hofgastein und die Geschichte Gasteins“ von Sebastian H i n t e r s e e r , die er 1957 im Selbstverlag herausgab und deren Textabdruck er uns für das Carolinum gütigst gewährte.“

„Das sind die Geschicke – das ist die Geschichte – wie überall:

#### Ein ewiger Wechsel

Gebären und Sterben, Wachsen und Werden neben Vergehen und Verwesen, Glück und Freud neben Unglück und Leid, Blühen und Gedeihen neben Verwelken und Verfallen – ein Aufbauen neben dem Zerstören, ein heller Morgen, ein froher Mittag, ein stiller Abend und eine bange Nacht, Licht und Dunkelheit, Aufstieg und Niederbruch!

Da steht neben dem frohen Frühling der sterbende Herbst, neben der Blüte die Reife, die Frucht und wieder das Verwelken, neben dem hohen Sommer der tiefe Winter, neben Lust und Liebe – Leid und Qual, das Lachen neben dem Weinen, Frohsinn neben dem Kummer, neben Drohung und Pein, Güte und Geben neben Neid und Nehmen, Langmut neben Ungeduld und Hast.

Da ist Freiheit und Unfreiheit, Segen und Unsegen – Bescheidenheit und stilles Wirken, aber auch Unbescheidenheit und prahlende Sucht und Prunk und Pracht und Hoffart neben stiller Einfachheit und freundlichem Sinn, Glocken und Glück und hohe Zeit, aber auch Jammer, Klage und Leid – wundersame Stille und Geborgensein neben dem Dräuen und Tosen – Kraft und Macht neben Müdigkeit und Zagen, Vollkommenheit neben Unvollkommenheit, Milde und Härte, Klugheit und Torheit, Gesundheit und Streben neben Siechtum und Verlöschen, der Freund neben dem Feind und die Liebe neben dem Haß.

Ein unendliches Walten, Weben und Werden stets aufs neue! – Unendlich und unbegreiflich, geschaffen von Dir, o großer Gott, – der weise und gütig, aber auch strenge, mächtig und gewaltig ist – der oft scheinbar ungerecht und doch gerecht, den wir fürchten und preisen in seiner Fülle, in seinem Reichtum und seiner unendlichen Größe, die wir nicht verstehen.

Das sind die Geschicke, das ist die Geschichte – wie überall –

– auch hier in diesem Tal.

## Episode

aus dem Manuskript eines in Ost-Mecklenburg spielenden Romans von

Wilhelm W u n d e r m a n n

Vorbemerkung: Die Hauptgestalt, Fred Torstenberg, finden wir am Beginn des Romans im Zuchthaus. Eine Strafe, durch die der ehemalige, bekannte Rechtsanwalt aus Berlin seine Schuld sühnen mußte, war verdient, aber sie wurde infolge des Rachespiels einer ruchlosen Frau viel zu hoch bemessen. Aus eigenartigen Gründen wird Torstenberg vorzeitig aus der Haft entlassen und steht nun verzweifelt vor der schweren Aufgabe, seine Wiederaufnahme in die menschliche Gemeinschaft zu erreichen. Seine Selbstkritik bringt ihn dazu, die geringsten Anforderungen zu stellen bei der Suche nach einer Möglichkeit, sein Leben zu fristen. Er wird Nachtwächter auf einem ostmecklenburgischen Gut, kommt durch den Umgang mit guten Menschen innerlich zur Ruhe und gewinnt in seinem Wirkungskreis durch Tüchtigkeit und Hilfsbereitschaft Ansehen und Sympathie bei seinen Mitmenschen. In diese Zeit fällt die Episode des 9. Kapitels, die wir nun bringen.

Gelegentlich soll es vorkommen, daß das Leben in seiner Buntheit die Phantasie des Schriftstellers weit übertrifft. Daß auch die dörfliche Welt in der Lage war, einen Mann wie Torstenberg in den Wirbel eines tragikomischen Geschehens zu ziehen, dessen unfreiwillige Ursache er selbst war, offenbarte sich Ende Oktober dieses ereignisreichen Jahres.

Torstenberg kannte längst jeden Winkel des ausgedehnten Gutsbezirks und insbesondere die Teile, die seine eigentliche Aufmerksamkeit verdienten. Es hatte sich zwar herumgesprochen, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen war, doch war das kein Grund, seinen Dienst weniger gewissenhaft auszuführen. Von einigen Stellen hatte man einen ausgezeichneten Überblick über einen größeren Bereich, und wenn sich dort zufällig eine Sitzgelegenheit fand, so hatte Torstenberg dort sich oft eine Weile niedergelassen und seinen Gedanken freien Raum gegeben, ohne Augen und Gehör ruhen zu lassen.

Besonders die Bank in der Nähe der Reitbahn bot die Möglichkeit, den gesamten Herrenhof, das Torhaus und einen Teil des Wirtschaftshofes im Auge zu behalten. In hellen Nächten hatte man von hier einen außerordentlich reizvollen Blick auf die Vorderfront des Herrenhauses sowie die vom Gärtner im Rokokogeschmack kunstvoll gestutzten Taxusbäume und Ligusterhecken beiderseits der Kieswege zum Schloß.

Das Leben auf dem Gut forderte von den Arbeitern harten Einsatz, und so herrschte abends in der Regel frühzeitig Ruhe. Selten traf Torstenberg nach 10 Uhr noch einen Menschen. Um so auffälliger war es, daß ihm mehrere Abende hintereinander in der Nähe des Torhauses das Hausmädchen Frieda begegnete, die es merkwürdigerweise seit einiger Zeit übernommen hatte an Stelle des jungen Küchenmädchens Stine Mittag- und Abendessen auf sein Zimmer zu tragen, obwohl es durchaus nicht ihre Aufgabe gewesen wäre.

Schließlich geschah es, daß Frieda eines Abends, als Torstenberg seinen gewohnten Platz auf der Bank eingenommen hatte, sich wie selbstverständlich neben ihn setzte.

„Schöner Abend, Herr Torstenberg, nicht? Ist Ihnen das gar nicht zu einsam, jede Nacht allein hier herumzulaufen?“

Torstenberg versicherte, daß ihm die Stille durchaus lieb sei, daß er jedoch Sorge habe, daß Frieda sich erkälte, es sei doch recht kühl. Doch diese wollte davon nichts wissen, sie wolle so gern ein bißchen bei ihm sitzen und sich mit ihm unterhalten, und

wenn es schließlich doch zu kalt werden sollte: sie habe ein Zimmer allein, das sei zu erreichen, ohne daß man gesehen werden könnte.

Jetzt konnte es für Torstenberg keinen Zweifel geben, daß Frieda es mit verblüffender Zielstrebigkeit auf ihn abgesehen hatte. Teufel nochmal — in welche Situationen ein Nachtwächter geraten kann! Ihm stand nun allerdings nicht der Sinn nach Abenteuern wie dem hier angebotenen, und dementsprechend redete er dem Mädchen zu.

„Fräulein Frieda, Sie sind doch verlobt mit dem Brennereimeister. Sie können doch leicht ins Gerede kommen, wenn man Sie hier neben mir sitzen sieht. Und Ihrem Verlobten dürfte es auch gar nicht recht sein.“

„Ach der —“, stieß Frieda hervor, „das ist ja gar kein Mann. Keine Spur davon, sage ich Ihnen. Er sagt, wenn wir erst verheiratet sind — aber ich glaub es nicht. Und dabei ist er ein junger Kerl, und wir sind schon ein halbes Jahr verlobt. — Aber Sie sind ja ganz anders.“

Mit diesen Worten drängte sich Frieda an ihn heran. Torstenberg versuchte, Frieda das Unsinnige ihres Tuns klarzumachen und sie zu beruhigen, aber sie wollte von allem nichts wissen und klammerte sich an ihn. Torstenberg konnte sich schließlich nur noch durch die Flucht retten. Frieda war sprachlos über die unerwartete Reaktion Torstenbergs und konnte ihn nur erbost anfauchen: „Mit Euch Mannsleuten ist überhaupt nichts mehr los. Ihr habt ja alle keine Courage mehr. Ihr habt ja alle einen großen Vogel.“

Mit dieser Feststellung war Frieda im Dunkel verschwunden. Torstenberg hatte den eilig sich entfernenden Schritten nachgelauscht und überlegt. Mancher hätte ihn vielleicht für einen Dummkopf gehalten, daß er das so deutlich Angebotene nicht angenommen hatte und seine Ansichten auch als altmodisch und unmännlich bezeichnen können. Torstenberg lag schon gar nichts an Abenteuern dieser Art.

Die Angelegenheit wäre erledigt und vergessen gewesen, wenn Frieda nicht am nächsten Morgen das nächtliche Geschehen ihrer Freundin, der Mamsell Hella, berichtet hätte. Dabei zeigte sie sich keineswegs empfindlich, sondern berichtete in allen Details und schonte sich selbst keineswegs. Ihr Mitteilungsbedürfnis kannte keine Grenzen. Die Freundin hörte den Bericht mit wachsender Bestürzung.

„Frieda, wie konntest du bloß? — Du bist doch verlobt!“

„Pah“, lautete die schnippische Antwort, „was will der denn? Soll er sich doch anders benehmen! — Nein, weißt du — der Torstenberg! So was Vornehmes, sage ich dir. Das findest du nicht leicht bei einem Mann. Und für so einen habe ich doch immer geschwärmt.“

„Ja, ich weiß“, lächelte Hella.

„Vor allem“, fuhr Frieda in ihrem Bericht fort, „was ich noch sagen wollte, der Torstenberg berührt einen auch immer so angenehm . . .“

Jetzt wurde auch die Freundin hellhörig, die den Bericht Friedas vorwiegend unter dem Aspekt der möglichen Folgen für deren Verlöbniß betrachtet hatte.

„Was sagst du da? Das mußt du mal näher erklären!“

„Och, nur so obenhin, mal so über die Arme, mal über das Haar. Mehr nicht, immer höchst anständig, sag ich dir und so vornehm. — Ja, das ist ein Mann, wie man ihn sich nicht nobler denken könnte. — Aber allzuviel Mut gegenüber einer Frau hat der Torstenberg wohl doch auch nicht.“

Hella seufzte. Sie mußte an ihren Verlobten Fritz Stoltenow denken, der gerade diese Rücksichtnahme und Zartheit vermissen ließ. Fritz war der älteste Sohn eines Großbauern, 26 Jahre alt, 1,90 groß und von gewaltiger Körperkraft. Er und sein Bruder Otto, der einmal die Dorfschmiede übernehmen würde, in der er jetzt als Geselle arbeitete, galten als die stärksten Kerle weit und breit, und es gab niemanden, der sich je an die beiden herangetraut hätte. Zuweilen hatte Hella ein wenig Furcht vor ihrem Fritz, so stolz sie auch sonst auf ihn war.

„Ach, du denkst jetzt sicher an deinen Fritz“, erriet Frieda die Gedanken der Freundin, „den hätte ich in vier Wochen so klein, daß er mir aus der Hand fressen würde, das wäre ja gelacht . . .“

Hella bedauerte im stillen, nicht auch so sprechen zu können. Aber wie wäre es, wenn auch sie abends einmal spazierengehen würde, es mochte sich ja ergeben, daß sie Herrn Torstenberg begegnete? Sie war mit Fritz nicht verlobt, also in einer ganz anderen Situation als Frieda und konnte daher tun und lassen was sie wollte. Torstenberg würde sicherlich nicht immer nur Nachtwächter bleiben, und sie konnte es sich sogar sehr gut vorstellen, seine Frau zu werden, bei Fritz dagegen war es ihr niemals möglich gewesen. Unerhört eigentlich, daß die Frieda sich überhaupt an den Torstenberg herangemacht hatte, der viel zu schade für sie war!

Es kostete einige Tage, bis Hella ihre Scheu überwunden hatte und mit rasendem Herzklopfen sich der Bank näherte, auf der Torstenberg wie gewöhnlich zu dieser Stunde arglos saß. Obwohl sie sich vorredete, daß sie das Spiel nur aus Neugierde betrieb, war ihr durchaus nicht wohl in ihrer Haut.

Torstenberg glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als jetzt Hella bei ihm auftauchte und bescheiden bat, sich einen Augenblick setzen zu dürfen. Was mochte das zurückhaltende, nette junge Mädchen veranlaßt haben, hierher zu kommen? Vielleicht hatte sie einen Kummer und suchte seinen Rat. Auf seine direkte Frage antwortete Hella verlegen ausweichend. Ja, das wäre es, nur falle es ihr gar zu schwer, darüber zu sprechen.

Nun, sie solle sich ruhig Zeit lassen, er habe Geduld und würde ihr wirklich sehr gern helfen, wenn es in seiner Macht stünde.

Der gütige warme Ton, der in Torstenbergs Stimme gelegen hatte — denn er glaubte, daß es sich um eine verfahrenere Situation handelte, aus der sich das Mädchen ohne Hilfe nicht wieder herausfand — war zu viel für Hella. So hatte noch kein Mann zu ihr gesprochen. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und lief aufschluchzend davon.

Am nächsten Abend kam sie wieder. Da bat Torstenberg sie sehr freundlich, doch bitte am Tage zu ihm zu kommen. Er stünde ihr gern zur Verfügung. Aber es läge im beiderseitigen Interesse, Mißdeutungen und Redereien aus dem Wege zu gehen.

Hella nickte nur stumm und hatte wieder mit den Tränen zu kämpfen. Zu deutlich hatte sie gespürt, daß Torstenbergs Empfinden nicht ihr zugeneigt war. Gerade als sie mit einer Entschuldigung aufstehen und gehen wollte, stand wie aus dem Boden gewachsen, Frieda vor beiden.

„Das ist doch unglaublich. Jetzt sehe ich, was deine Freundschaft wert ist! — Darum hast du neulich alles so genau wissen wollen. Na, warte, du wirst noch an mich denken . . .“

Hella war aufgesprungen und fortgerannt, verfolgt von Friedas Empörung. Man hörte die Eifersüchtige noch lange schimpfen.

Damit hatte Torstenberg die Auflösung des Rätsels. Kaum glaublich, daß er der Anlaß zu solchen Auftritten geworden war. Er war nicht eitel genug, um stolz auf solche Erfolge zu sein.

Friedas Rachedurst kannte keine Grenzen. Sie erzählte jedem, der es wissen wollte, daß die Hella „etwas mit dem Nachtwächter habe“ und daß die beiden sich abends immer treffen würden. Die Folge war, daß einige Neugierige sich auf die Lauer legten, um selbst Augenzeuge eines solchen Geschehens zu werden. Die arme Hella aber begann zu spüren, wie man um sie herum die Köpfe zusammensteckte und zu sprechen aufhörte, wenn sie einen Raum betrat.

In ihrer Not suchte sie Rat bei Pining, der Kastellanin, die ohnehin schon von der merkwürdigen Affäre gehört hatte. Hella sprach sich ihren ganzen Kummer von der Seele: das Verhältnis zu Fritz Stoltenow, den sie nicht recht liebte und den sie als maßlos grob und unbeherrscht empfand und wie sie dazu gekommen war, an Torstenberg heranzutreten. Pining spürte die echte Not, in der sich das junge Mädchen befand.

Sie versprach ihr, sich die Angelegenheit mit dem Fritz durch den Kopf gehen zu lassen. Sie sei überzeugt, daß sich hier eine Lösung finden lassen werde. Sie dürfte einer Hilfe sicher sein. Wegen der anderen Angelegenheiten freilich müsse Hella sehen, selbst damit fertig zu werden. Pining wisse genau, wie weh solcher Kummer täte. Die Zeit werde Heilung bringen. Auf jeden Fall solle Hella in der nächsten Zeit das Haus nicht verlassen, denn es sei anzunehmen, daß Fritz Stoltenow ebenfalls von dem bösen Gerede Friedas gehört habe, und dann sei für Hella zu fürchten.

Natürlich hatte Fritz Stoltenow von maßlos aufgebauchten Gerüchten sehr schnell erfahren und Hella und Torstenberg Tod und Vergeltung angedroht. Es war ihm keinen Augenblick eingefallen, die Dinge zu überprüfen. Nach seiner Logik mußte „etwas sein zwischen den beiden“, sonst wäre doch kein Gerede entstanden. Öffentlich brüstete sich Stoltenow, dem Torstenberg werde er es „schon besorgen“. Der werde seinen Denkart bekommen, den er nicht vergessen werde. Diesem Landstreicher werde er seine Liebesgefühle schon austreiben.

Torstenberg ahnte von all dem nicht das mindeste, und niemand hielt es für nötig oder geraten, ihn zu warnen.

Es mochten ein oder zwei Wochen nach den Ereignissen im nächtlichen Herrenhof vergangen sein, als Torstenberg gemeinsam mit Förster Kotelmann am Sonntagnachmittag im Dorfkrug bei einem Glas Bier saß. „Körling“ steckte immer voller Schnurren und wußte mit toderntem Gesicht die unglaublichsten Jagdabenteuer zu erzählen, und Torstenberg ließ sich gern in die Geheimnisse der praktischen Forstwirtschaft einführen. Die Gaststube war gedrängt voll, wie immer am Sonntag. Der Krug bot nun einmal die einzige Abwechslung. Das Bier war gut, und der Wirt verstand es, mit seinen Gästen umzugehen.

Torstenberg saß mit dem Rücken zur Tür und konnte daher nicht bemerken, daß die beiden Brüder Stoltenow eingetreten waren, sich nach einem Blick durch den Raum zugeneigt hatten, um gleich auf die Theke loszusteuern.

Kotelmann hatte alles genau verfolgt, aber ruhig weitererzählt. Er war überzeugt, daß es heute zu dem angekündigten Zusammenstoß kommen würde und beschloß, die Augen offen zu halten. Er kannte die Stoltenows zur Genüge und hätte gern eine Auseinandersetzung mit ihnen vermieden. Aber wenn es sein müßte, würde er mit dazwischenschlagen. Es hieß nur die Ruhe zu bewahren. Torstenberg teilte er von seiner Besorgnis nichts mit, um ihn nicht unnötig zu beunruhigen. Und das Lokal zu verlassen, wäre ohnehin nicht möglich gewesen.

Die beiden Burschen waren einstweilen noch an der Theke beschäftigt, wo sie in rascher Folge einige „Klare“ hinuntergossen. Jetzt hielt es Kotelmann für geraten, Torstenberg mit einigen Sätzen auf die kommende Situation vorzubereiten.

„Passen Sie auf, der Kerl hat einen mörderischen Schlag am Leibe. Der könnte einen Ochsen mit bloßer Faust niederstrecken. Da kommt er schon“, schloß er seinen eiligen Bericht.

Der Genannte, ein riesiger, breitschultriger Bursche, war mit einigen Bemerkungen, die von den Umstehenden mit wieherndem Gelächter quittiert worden waren, vom Schanktisch auf Kotelmanns und Torstenbergs Platz zugesteuert. Im Raum wurde es stiller. Torstenberg gegenüber machte er halt, beugte sich leicht vor, mit den Händen auf die Tischplatte gestützt.

„So, du dreckige Laus, jetzt erzähle uns allen mal, was du mit meiner Verlobten angefangen hast. Aber ein bißchen plötzlich — ich habe nicht viel Geduld. Und dann mach gleich dein Testament!“

Torstenberg empfand den Schnapsdunst im Atem des Riesen ekelhaft auf sich zuwehen. Im Bruchteil einer Sekunde mußte er an eine ähnliche Szene denken. Bei Pistorius hatten ein paar Worte gereicht, um die öffentliche Beleidigung abzuwehren, heute stand mehr auf dem Spiel. Ruhig stand er jetzt auf, ohne den aufgebracht, durch den Alkohol völlig unbeherrscht gewordenen Gegner aus den Augen zu lassen.

Völlig ruhig, aber bis in den letzten Winkel genau vernehmbar antwortete Torstenberg: „Ich erinnere mich nicht, daß wir je Duzbrüderschaft geschlossen hätten. Im übrigen mache ich Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich der Beleidigung — der schweren Beleidigung sogar — und des Hausfriedensbruchs schuldig machen. Wenn Sie etwas von mir wollen, bedienen Sie sich gefälligst eines anständigen Tons. Ich habe nicht die Absicht, mich weiter mit Ihnen abzugeben!“

Diese Abfuhr brachte den Angetrunkenen um den Rest seiner Beherrschung. „Was — Du Nachteule willst mir hier Belehrungen erteilen? — Habt ihr das gehört? Jetzt werde ich euch mal zeigen, wie Fritz Stoltenow mit solchem Subjekt umgeht.“

Kotelmann hatte den Schlag mit der gefürchteten Rechten kommen sehen und Stoltenow mit aller Kraft gegen das Schienbein getreten. Der holte ein zweites Mal aus, um Torstenberg zu Boden zu schlagen. Einem etwas geübten Boxer vermag selbst überlegene Körperkraft nicht leicht zu imponieren, und so hatte sich Torstenberg blitzschnell geduckt, um im Bruchteil einer Sekunde unter Anspannung aller Energie seinen Gegner mit einem wohlgezielten Kinnhaken zu Boden zu strecken. Es war ein unvergeßlicher Anblick, dessen Einzelheiten Torstenberg wie im Halbtraum registrierte.

Dazu blieb wenig Zeit genug, denn der Bruder des gefällten Riesen stürmte auf ihn los, um den vermeintlichen Totschlag zu rächen. Der junge Schmied gab an roher Körperkraft dem Bruder kaum nach. Doch auch Otto Stoltenow kam nicht dazu, Torstenberg ernsthaft gefährlich zu werden. Die harte Rechte Torstenbergs verursachte das gleiche merkwürdig knackende Geräusch beim Auftreffen auf die Kinnspitze, das die Anwesenden mit einem geheimen Schauer erfüllte.

Der erste, der wieder die Sprache fand, war Körling Kotelmann. „Ne, kiek eins, dor ligg'n de beiden Grotsnuten. Wenn einer der Herren noch Bedarf hat, Herr Torstenberg macht sich gern noch mal die Mühe.“

Achtungsvoll machte man Torstenberg und Kotelmann Platz, als sie zur Theke gingen, um ihr Getränk zu bezahlen. Der Wirt war nur in Sorge, daß den beiden Stoltenows nichts passiert sei. Er fürchtete Scherereien mit der Polizei. Torstenberg konnte ihn beruhigen. „Seien Sie ohne Sorge. In einer Viertelstunde werden die beiden Herren wieder soweit beieinander sein. Bringen Sie dann jedem einen doppelten Kognak — mit einer Empfehlung von mir. Hier ist das Geld!“

Draußen auf der Dorfstraße mußte Kotelmann aber erst einmal seiner Bewunderung dringend Luft machen.

„Junge, Junge, Torstenberg, dat hew ick sei nich tautrugt, dat Sei de beid'n Släöksen ümläg'n würd'n. Den'n hew Sei äwer weck inpunnt!“

„War leider nicht billiger zu machen, die beiden wollten es nicht anders haben.“

Torstenberg sah sich jetzt erst einmal seine arg zerschundenen Knöchel der Rechten an. Schläge dieses Kalibers ohne Handschuhe blieben nicht ohne Spuren. Ein leichter Verband würde den kleinen Schaden rasch wieder vergessen lassen.

Kotelmann faßte indessen die unausbleiblichen Folgen dieses ereignisreichen Sonntagnachmittags ins Auge.

„Für heute haben die Kerle zwar genug, und Mann gegen Mann werden die sich hüten, noch einmal mit Ihnen anzubinden. Aber Sie haben die beiden Halunken vor der gesamten Belegschaft des Dorfkrugs blamiert. Das vergessen sie Ihnen so leicht nicht. Ich fürchte, daß man Ihnen einmal nachts eine Falle stellt, und dabei können Sie leicht in eine böse Lage kommen.“

Torstenberg mußte dem Förster recht geben, aber was sollte er tun? Man würde ein wenig aufpassen, und später würde sich das schon legen. Kotelmann erklärte jedoch kategorisch, daß etwas Ernsthaftes zum Schutze Torstenbergs geschehen müsse. Er wolle mit Wiechmann sprechen. Ein Wachhund müsse heran. Das sei vertretbar. Es gäbe zu viele Winkel und Ecken, an denen sich leicht jemand verbergen könnte. Besonders zur Nacht sei das gefährlich. Ein guter Hund würde jeden Fremden sofort melden. Auf

jeden Fall aber sollte Torstenberg ab sofort Kotelmanns Teckelhündin nachts an der Leine mitnehmen.

„Die ist todsicher“, beteuerte Kotelmann, „die meldet auf 100 Gänge, wenn vor Ihnen etwas nicht stimmt. Dann sind Sie immerhin gewarnt!“

So geschah es auch. Zwei Abende später kam Torstenberg mit dem Hund den Damm entlang, der parallel zum Viehhaus führte, auf dem zwischen den etwa 12 Toren große Strohstapel gegen die Wand lagerten als Vorrat für die Einstreu. Plötzlich begann der Hund zu knurren, wie unsinnig an der Leine zu zerren und schließlich einen Höllenlärm zu vollführen. Da sah Torstenberg wohl 80 Meter voraus die Umrisse zweier Gestalten hinter einem der Strohhaufen hervorspringen und das Weite suchen. Torstenberg schauderte, wenn er daran dachte, daß er nur um Haaresbreite einem gemeinen Überfall aus dem Hinterhalt entgangen war. Er dankte im stillen dem guten Kotelmann für seine Umsicht.

Eine Woche mochte vergangen sein, ohne daß sich Auffälliges gezeigt hätte, als Torstenberg auf seinem nächtlichen Rundgang etwa die gleiche Stelle erreicht hatte und plötzlich die Stille der Nacht durch einen aus größter Nähe abgefeuerten Schuß zerrissen wurde. Links neben sich, etwa in Kopfhöhe, hörte Torstenberg das Geschoß in das Fachwerk schlagen. Torstenberg meinte eine Gestalt davonrennen zu sehen. Das wütende Gebell des Hundes bestätigte die Vermutung. Jetzt war das Maß voll. Wenn auch diese beiden Anschläge nicht nachzuweisen waren, so stand sein Entschluß fest, Anzeige gegen Unbekannt zu erstatten. Die Untersuchung würde auf Grund der voraufgegangenen Geschehnisse Anhaltspunkte in ausreichender Anzahl finden. Das mochte den beiden Galgenvögeln eine Warnung sein. Sonst müßte man Wiechmann bitten, ihn während seines Dienstes mit einer Schußwaffe auszurüsten.

Dazu kam es jedoch nicht. Am übernächsten Tage, am Sonntagvormittag erschien der Bauer Hermann Stoltenow, der Vater der beiden Raufbolde, bei Torstenberg und bat ihn sprechen zu dürfen.

„Herr Torstenberg, als Vater wird mir dieser Weg zu Ihnen nicht leicht, das muß ich Ihnen sagen.“

Torstenberg wartete geduldig auf was der alte Bauer hinauswollte.

Weißhaarig und von gleicher Statur wie seine beiden Söhne, hatte er Mühe, die rechten Worte zu finden.

„Herr Torstenberg, der Administrator hat mir gesagt, daß meine beiden Söhne sich Ihnen gegenüber schändlich benommen haben. Ich habe mir die beiden vorgenommen und bin nun über alles im Bilde. Bitte, verzeihen Sie, wenn Sie können und lassen Sie uns einen Weg finden, die Sache möglichst in Güte abzumachen. Ersparen Sie mir altem Mann, die beiden vor Gericht zu sehen! — Ich habe mein Leben lang nichts mit solchen Dingen zu tun gehabt.“

Hier mußte er erst einmal Luft holen, dieser Gang schien ihm der schwerste seines langen Lebens.

Torstenberg nickte nur, äußerte sich jedoch noch nicht.

„Die größte Gemeinheit war natürlich, auf Sie zu schießen. Sie können mir glauben, daß ich kaum ein Wort hervorbrachte, als ich das erfuhr. — Aber noch gilt mein Wort als Vater. Die großen Lümmels hatten sich überhaupt keine Gedanken über die Folgen ihres Handelns gemacht. Sie dürfen sicher sein, daß Fritz und Otto sich künftig Ihnen gegenüber so verhalten werden, wie es sich gehört. Ich werde sie zu Ihnen schicken, daß sie sich entschuldigen, und alles andere liegt nun bei Ihnen. Ich möchte Sie als alter Mann noch einmal bitten: Sie haben mein Wort, und das gilt in meinem Hause, aber ersparen Sie uns allen die Schande, vor dem Richter zu erscheinen. — Ich habe noch keinen Menschen je um etwas so dringend gebeten. Wenn Sie eine Schadenersatzforderung haben, was ich verstehen könnte, bitte sagen Sie es — es soll an nichts fehlen!“

Torstenberg war von der Haltung des alten Bauern beeindruckt. Er hatte häufig genug Eltern vor Gericht gesehen, wenn ihre Söhne straffällig geworden waren, und außerdem: Hatte er wohl einen Grund, unbedingt auf einer Strafverfolgung zu bestehen?

„Herr Stoltenow, lassen Sie uns in aller Ruhe über die leidige Angelegenheit sprechen. Es tut mir leid, Sie in dieser Lage zu sehen — das möchte ich Ihnen vor allem erst einmal sagen. Worauf es ankommt, ist doch, daß Ihre Söhne aus allem eine ernsthafte Lehre ziehen. Wenn Sie als Vater überzeugt sind, daß das der Fall sein wird, bin ich gern zu einer gütlichen Lösung bereit. Was mir nur unverständlich ist: Wie kann ein erwachsener Mensch auf ein bloßes Gerücht hin sich so vergessen?“

„Ja, sehen Sie, das habe ich auch gefragt. Bei dem Fritz bin ich sicher, daß blinde Eifersucht im Spiele war und Otto sah sich natürlich verpflichtet, dem Bruder beizustehen. — Das Merkwürdige an der ganzen Sache ist, daß beide sonst arbeitsam und gutwillig sind. Ich könnte wirklich nicht sagen, daß sie mir oder ihrer Mutter je ernsthafte Schwierigkeiten gemacht hätten. Ein bißchen Jähzorn mag in der Familie liegen — ich weiß mich leider selbst nicht frei davon. — Natürlich kennen beide ihre körperliche Überlegenheit, und ich glaube, sie haben hier in der ganzen Umgebung noch nicht ihren Meister gefunden. Das mag den beiden wohl zu Kopfe gestiegen sein — aber was sie hier angestellt haben, das geht denn doch wohl zu weit. Ich kann es mir so vorstellen, daß sie durch ihre Niederlage neulich im Krug sich öffentlich maßlos blamiert sahen und sich zu rächen trachteten. — Aber Herr Torstenberg, was soll alles Herumrätselfn? Ich habe mir über alles das schon genug den Kopf zerbrochen. Ich wäre dankbar, wenn wir heute zu einem Abschluß kommen könnten. — Was können wir tun? Fritz und Otto werden sich selbstverständlich entschuldigen — dazu sind sie bereit. Und wie hoch würden Sie Ihren Schaden einschätzen.“

Torstenberg hatte keineswegs die Absicht, irgendwelche Forderungen aus diesem Zwischenfall abzuleiten. Außer seiner verletzten Hand war ihm kein materieller Schaden entstanden. Die Redereien würden ohnehin aufhören, wenn ihre Zeit um war, und an einer formellen Entschuldigung war er ebenfalls nicht interessiert.

„Herr Stoltenow, ich bin wie Sie der Meinung, daß wir ohne Gericht einig werden könnten. Ich möchte keinen Schadenersatz, weil ich keinen Schaden erlitten habe. Ihre Söhne sind erwachsene Menschen, denen man eine Demütigung ersparen sollte. Ich verzichte auch auf die Entschuldigung. Ihr Wort genügt mir vollauf.“

Dem alten Mann schien eine Last von der Seele genommen zu sein.

„Ich habe Ihnen jetzt zu danken. Ich weiß sehr wohl, daß die Sache auch einen ganz anderen Verlauf hätte nehmen können. Meine Söhne wissen das sehr genau. — Übrigens haben die auch ihre Denkkzettel wegbekommen. Fritz sind zwei Zähne angesplittert, und Otto scheint einen Bruch des Unterkiefers davongetragen zu haben. Wir müssen mit der Sache wohl mal zum Arzt in die Stadt. Aber das ist nicht so schlimm bei der Natur der beiden. Aber Sie müssen einen höllischen Schlag am Leibe haben. Fritz meinte, ihm wäre gewesen, als ob ihm einer mit einem Vorschlaghammer gegen die Kinnlade gedonnert hätte. Alle Achtung.“

„Ich habe früher ein bißchen geboxt, Herr Stoltenow. Sie sehen, ein solcher Sport macht sich zuweilen doch bezahlt.“

Dankbar und erleichtert trat Hermann Stoltenow den Heimweg an.

Den Epilog zu diesem turbulenten Geschehen, das verständlicherweise tagelang Groß-Wargentin und Umgebung beschäftigte, sprachen die beiden Statthalter Rätb und Kröplin, als sie vor Wiechmanns Fenster auf die Wirtschaftsbesprechung warteten. Der Administrator übermittelte den Inhalt des bemerkenswerten Dialogs wortgetreu an Torstenberg.

„Segg' ens, Kröplin, hest du den 'n Nachtwächter dat tautrugt, dat hei den 'n beiden Stoltenows man so richtig dat Ledder lösen würd?“



„Ne, dat grad nich, man dat hei wat up de Kist hatt, dat hew ick mi woll dacht. Äöwer dat schad de beid'n Klaukschieters gornix, so ne Wucht wier all längs fällig.“

Nach dieser lapidaren Feststellung hatte Kröpelin seine Kautabaksrolle aus der Tasche gelangt, und beide hatten sich erst einmal ein gehöriges Stück abgeschnitten und sachverständig verstaubt.

Nach einer Weile andächtigen Genießens hatte Räth gemeint: „Wat uns Magestrater hüt woll hett, hei is doch süs up den'n Klockenschlag tau Stell. — Segg mal Kröplin, sall ick vertell'n, wat mi in de letzten Daag bannig upfoll'n is?“

„Na, wat denn?“

„Jo, dat will ick di segg'n. Ick möt mi wunnern, wenn dei Nachtwächter sich blot hier un dor seihn lött, denn recken sich dei Frugenslüd den'n Hals na em ut, dat dat man so'n Art hett. Sei mok'n em blanke Oog'n, so dull, as dat man geht. Wat seggst du dortau, Korl?“

„Je, wat sall en dortau segg'n? Bliw mi blot mit dei Langhoorig'n von'n Liew. Man ick meen, de Torstenberg wart sick dor nich veel ut mak'n.“

Damit hatte Karl Kröplin zweifellos recht.

---

## Das Sandkörnchen und das Weltall

Von Adalbert Stifter

Es ist das kleine Sandkörnchen ein Wunder, dessen Wesenheit man nicht ergründen kann. Daß es ist, daß seine Teile zusammenhängen, daß sie getrennt werden können, daß sie wieder Körner sind, daß die Teilung fortgesetzt werden kann, und wie weit, wird uns hienieden immer ein Geheimnis bleiben. Nur wenig, was unserem Sinne von ihm kund wird, und wenig, was in seiner Wechselwirkung mit anderen Dingen zu unserer Wahrnehmung gelangt, ist unser Eigentum, das andre ruht in Gott. Die großen Massen, davon es getrennt worden ist und die den Bau unserer Erde bilden, sind uns in ihrer Eigenheit wie das Sandkörnchen.

Sie sind, und wir sagen manches von ihnen aus, das auf dem Pfade unserer Wahrnehmungskräfte zu uns hereinkommt.

Und zahlreiche Körper kennen wir, die in ihrer Wesenheit wie unsere Erde in dem ungeheuren Raume schweben, der sich durch sie zunächst vor unsern Augen auftut, und Millionen und Millionen anderer Körper können wir betrachten, die, wie unsere Sonne, der Erde vielleicht verwandt, vielleicht von ihr verschieden sind, und die in dem weit größeren Raume bestehen, der uns durch sie geoffenbart wird und dessen Größe, so wie die ungemene Größe der Körper selbst, wir wohl durch Zahlen ausdrücken, aber in unserem Vorstellungsvermögen nicht vergegenwärtigen können.

Und doch ist dieser Raum nur unsere Umgebung, in die wir mit den Augen, wenn sie mit Werkzeugen bewaffnet sind, sehen können.

Wie weit er geht, wie unsere Fernrohre ahnen, ob er eine Grenze hat, das vermögen wir nicht zu bejahen und vermögen wir nicht zu verneinen und vermögen wir nicht zu fassen.

# Fritz Reuter - Ein Beitrag zu seiner politischen Biographie

Von Dieter A n d r e s e n

Die politische Biographie Fritz Reuters ist so widersprüchlich wie sein Werk und seine Wirkungsgeschichte. In ihr gibt es die philiströse Humorigkeit und provinzielle Borniertheit vieler Reuter-Epigonen, aber auch das Bekenntnis Thomas Manns, die Abende, an denen seine Mutter bei Kerzenlicht den Kindern Fritz Reuter vorlas, gehörten zu seinen frühesten Literatureindrücken, ohne die (unter anderen) die Entstehung der „Buddenbrooks“ nicht zu denken sei. Von Reuters Lebzeiten bis heute hat sich seine Wirkungsgeschichte so vollzogen, daß entscheidende Teile und Grundabsichten seines Werkes ignoriert, bzw. verdrängt wurden. Das wiederum geschah in Verkennung, bzw. Verfälschung seiner politischen Biographie. Reuter wurde von seinem kleinbürgerlich-mittelständischen Leseublikum mit Beschlag belegt nach dem Motto: „Einer von uns!“ Nicht ganz zu Unrecht, denn tatsächlich repräsentierte er kleinbürgerliche Ideale und Tugenden, in den Figuren seiner Romane wie in seiner eigenen Lebensführung, nicht zuletzt in der jovialen, unpräzisen Art, wie er später seine Berühmtheit bewältigte. Von seiner Popularität kann man sich heute kaum noch eine Vorstellung machen. Seine Rundreise durch die Heimat Mecklenburg, 1865, als er schon Bürger von Eisenach war, geriet zum Triumphzug. Man feierte den „Olympier in Zivil“, den „Dichterstürzen in Hemdsärmeln“, der Späße machte, plattdeutsch sprach, jedem zugprostete und überhaupt so war „wie du und ich“. Politisch begrüßte man in ihm den Nationalliberalen, den deutschen Patrioten und Verehrer Bismarcks. Es gibt eine Reihe von Äußerungen aus seinen letzten Lebensjahren, die dieses Bild rechtfertigen. Noch heute existiert dieses Bild in der Vorstellung literaturbeflissener Kleinbürger: Fritz Reuter, der gemütvolle Heimatdichter mit dem „unverwüstlichen Humor“, urig, erdverbunden und garantiert zwerchfellerschütternd. Doch verblaßt dieses Klischee in dem Maße, wie ihm der gesellschaftliche Boden entzogen wird. Denn die „Reutergemeinde“, die noch vor dem letzten Weltkrieg sehr zahlreich und beharrlich existierte, gibt es so nicht mehr. Die Zeit, in der Reuters Werke als „humoristischer Hausschatz“ jeden Bücherschrank schmückten und „Reuter-Rhapsoden“ als Alleinunterhalter von Ort zu Ort zogen, um Frohsinn zu verbreiten, geht zu Ende. In der Rückschau erweist sich seine beispiellose Volkstümlichkeit als eine (mit Georg Lukacs zu sprechen) „zweiseitige und recht zwiespältige Tatsache“. Gleichzeitig tritt aber, nicht zuletzt durch die exzellente Reuter-Forschung im anderen Teil Deutschlands vermittelt, der andere Reuter in seinen Konturen schärfer hervor: also der engagierte Bürger, der Kommunalpolitiker, der fortschrittliche Landwirtschaftstheoretiker, der Liberale und Demokrat, aktiver Anhänger der 48er-Revolution, Sozialkritiker, Parteigänger der Unterdrückten, Satiriker, Darsteller der gesellschaftlichen Verhältnisse Mecklenburgs. Dies alles auf einem düsteren biographischen Hintergrund: Früher Autoritätskonflikt mit dem Vater, Anfälle von Gemütskrankheit schon in der Studentenzeit, verbunden mit Antriebschwäche und Alkoholismus, Todesurteil wegen Beteiligung an Studentenunruhen, sog. „Begnädigung“ zu 30 Jahren Festungshaft, davon 7 Jahre unter teilweise unmenschlichen Bedingungen verbüßt, als bleibende Folgen: schwere gesundheitliche Schäden und krankhafte periodische Trunksucht, materielle und berufliche Unsicherheit, dürftige Existenz als Landarbeiter und Privatlehrer, bis endlich der literarische Durchbruch kam. Aber auch dann, in den Jahren des Erfolgs und persönlichen Glücks: ständige innere Unruhe, Depressionen, Schuldkomplexe, Zweifel am eigenen Werk, — in den letzten Lebensjahren vorschnelles Altern und ständige, schmerzhafte Krankheiten. Die letzten Monate bis zum Tod im Juli 1874 verbrachte er im Rollstuhl. Alle diese Tatsachen waren natürlich immer bekannt, sie bekommen aber heute, unter veränderten Fragestellungen, einen anderen Stellenwert, zumal gerade bei Reuter zwischen der individuellen und der politischen Biographie nicht getrennt werden kann.

Ich versuche nun einen gedrängten, notwendig unvollständigen Überblick über die wichtigsten Stationen dieser Biographie. Anfang und Ende dieses Lebens (1810–1874) fallen ungefähr mit zwei entscheidenden Ereignissen der deutschen Geschichte zusammen: den Befreiungskriegen und der Reichsgründung durch Bismarck. Dazwischen, ziemlich genau in die Mitte seines Lebens, fällt die bürgerlich-demokratische Revolution von 1848. Alle drei Ereignisse haben den Lebensgang Reuters entscheidend bestimmt. Die nationale Aura der Freiheitskriege beeinflusst ihn in Elternhaus und Schule. In seinem 1. Semester als Jurastudent in Rostock kommt er mit Gedanken fortschrittlicher Mecklenburger in Berührung. Danach wechselt er, auf dringenden eigenen Wunsch und gegen den Willen des Vaters die Universität. Er geht nach Jena, dem Zentrum der Burschenschaftsbewegung. Noch am Tage seiner Ankunft tritt er der Burschenschaft bei. Er gehört zwar nicht zu den aktiven, politisch bewußten Mitgliedern dieser Verbindung, läßt sich jedoch von nationalen und freiheitlichen Ideen emotional stark beeinflussen. Er nimmt an Feiern zu Ehren des polnischen Aufstandes und der Französischen Revolution teil und ist vom Kontakt mit polnischen Emigranten tief beeindruckt. Nach einer Spaltung der Jenenser Burschenschaft in die radikale „Germania“ und die opportunistische „Arminia“ tritt er auf die Seite der Radikalen. Ab Januar 1833 kommt es an mehreren Universitäten, darunter auch Jena, zu revolutionären Unruhen und Gewaltaktionen der Studenten, an denen besonders die „Germania“ (eine Art SDS des 19. Jahrhunderts) beteiligt ist. Daß Fritz Reuter an diesen Aktionen nicht teilnahm, ist verbürgt. Seine Verhaftung im Oktober 1833 war eindeutig ein Justizvergehen. Er wurde Opfer einer Art „Baader-Meinhof-Kampagne“, d. h. einer umfassenden „Demagogen“-Verfolgung, für die einzelne studentische Gewaltaktionen (z. B. die Erstürmung der Frankfurter Wache im April 1833) den erwünschten Vorwand lieferten.

Auf verschiedenen Haftanstalten kommt Reuter mit mehreren Revolutionären zusammen, u. a. mit Wilhelm Wolff, bekannt als „Kasematten-Wolff“, einem Freund von Karl Marx und Friedrich Engels. (Marx widmete ihm den I. Band des „Kapitals“.) 1840 verläßt er die Festung als überzeugter Demokrat und Gegner der bestehenden Gesellschaftsordnung. Er schreibt später in dem Roman „Ut miene Festungstied“:

„Up Stunns noch, nah fiefuntwintig Johr, kriwwelt mi de Huut, wenn ik doran denk. Un denn wunnern sik de Lüt noch, wo einer Demokrat warrn kann! As wi inspunnt würden, wiren wi't nich, as wi rutekemen, wiren wi't all.“

„Demokrat“ war zu jener Zeit ein Reizwort, das ähnliche Reaktionen auslöste, wie heute das Wort „Kommunist“. „Demokrat“ sein, das hieß: ganz links sein. So einer war mit einem öffentlichen Makel belegt und lebte gefährlich. Reuter hat diesen Makel bewußt auf sich genommen und sich auch nach seiner Haft entsprechend verhalten. Er war „Demokrat“ nicht in einem parteipolitischen Richtungssinn, sondern im Wortsinn, als einer, der für das Volk (demos) Partei ergreift. „Volk“ ist hier aber nicht die umgreifende Einheit aller Schichten und Klassen, im Sinne einer Volksgemeinschaftsideologie, die bestehende soziale Gegensätze verschleiert, sondern „der ehrenwerte Name Volk“ (wie Reuter sagt) wird parteilich verwandt. „Volk“, das sind diejenigen Mitglieder des Gemeinwesens, die sich von den Privilegierten durch soziale Stellung und Lebensgewohnheiten unterscheiden. Für ihre Emanzipation hat Reuter sich eingesetzt. Er tat es praktisch, als Stadtverordneter, als Mitglied des Reformvereins seiner Heimatstadt Stavenhagen, als Delegierter dieses Vereins bei einer Landestagung in Güstrow, im April 1848, auf der das Programm der Oppositionspartei Mecklenburgs formuliert wurde, dann, im Mai 1848, als Teilnehmer bei Protestaktionen anläßlich des ständischen Landtags in Schwerin, die den Beschluß eines demokratischeren Wahlrechts herbeiführten. Aber schwerer als diese aktive Tätigkeit wiegt sein literarischer Beitrag zur Oppositionsbewegung in Mecklenburg. Er liegt vor in einer Reihe von direkt politischen Aufsätzen, die z. T. erstmalig in den letzten Jahren veröffentlicht wurden. („Über das Turnen“, „Über die politische Dummheit“, „Über die politische Parteisucht“, „Offener Brief an die mecklenburgischen Landwirte“) und in hochdeutschen satirischen Erzählungen, (z. B. „Der gräfliche Geburtstag“ und „Memoiren

eines alten Fliegenschimmels“) in denen das Adelsmilieu persifliert wird. Einige Beispiele aus dem Aufsatz „Das Turnen“:

„Die Geschichte des Turnens zeigt uns Deutschen im grellsten Lichte unsere eigentlichste Nationaluntugend: wir schwärmen für diese und jene Sache, wir lassen auch, wenn das Übel zu arg wird, die hochtönendsten Adressen ab — aber damit ist's abgetan. Napoleon, der Mann mit dem eisernen Willen — bezeichnet uns schon als Ideologen; und Goethe spricht es ohne Scheu aus: wenn den Deutschen eine Idee gepackt habe, so habe er nicht eher Ruhe gefunden, als bis er sie — nicht etwa zur Ausführung gebracht, bewahre, nein, bis er sie in einem Gedicht oder sonst wie schriftlich von sich gegeben. An eine Ausführung seiner Ideen denkt der Deutsche also nur selten, und wenn es je zu einer solchen kommen will, so erschrickt er sicher alsbald vor der Größe dieser seiner eigenen Ideen und ist selbst der erste, der sie für unausführbar erklärt . . .

Er ist ein unglücklicher Mensch . . . und kommt gewöhnlich vor dem erdrückenden Gefühl seiner Verantwortlichkeit gar nicht zum Handeln, denn er weiß als guter Deutscher nie, wie weit er loyalerweise gehen darf, und bleibt der mehreren Sicherheit wegen also lieber ganz sitzen. Es ist dies die notwendige Folge unseres beschränkten Untertanenverstandes, in Folge dessen wir nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern nur durch die von der Erbweisheit der Regierenden ausgehenden Verhaltensbefehle in Bewegung gesetzt werden . . .

wenn das Volksgefühl ertötet ist, gilt natürlich . . . das Gefühl der Untertanentreue als das beseligendste von allen. Wo sollten wir, frage ich, bei dieser Bedientennatur unseres Volkscharakters mit der Innigkeit und Tiefe unseres Volksgeistes hin?! Ein öffentliches Leben gab es nicht, und die Fürsten wollten nur nach Schematen und Formularen arbeitende Bürokraten, aber keine Staatsmänner. So flüchteten wir mit dem Reichtum unseres Volksgeistes zu Tändeleien, wie z. B. zur Freimaurerei, zu einer unwahren, schwärmerischen Geschlechtsliebe und zu dem einseitig religiösen Leben der Pietisten und Mystiker, oder wir ergingen uns in Idealen und stolperten, das Haupt in den Wolken, alle Augenblicke und fielen auf die Nase und fanden nichts.“

Eine immer noch zutreffende Kritik des deutschen Volkscharakters! Oder hören wir die Glossen über deutsche Wissenschaft, die angesichts heutiger hochschulpolitischer Auseinandersetzungen immer noch aktuell erscheinen:

„Die deutsche Wissenschaft in ihrer unergründlichen Gründlichkeit, in ihrer geisterhaften Abstraktheit hat zwar allen Völkern zu unserer Befriedigung einen geheimen Respekt vor unserem innersten Wesen, vor unserem eigentlichsten Kern eingeflößt, und sie sehen uns halb und halb als verzauberte Zauberer an, für die doch vielleicht noch einmal ein Heiland die erlösende Zauberformel finden könnte; aber dies hindert sie nicht, daß sie uns auf dem freien Felde des Fortschritts hohnlachend weit hinter sich lassen, während wir ‚in Gedanken‘ uns auf einen alten bemoosten Stein setzen und in Grübeleien über die Philosophie der Geschichte und über das Dämonische, welches in einem unbeugsamen Willen liegt, versinken . . .

wir wissen unsere Wissenschaft nicht flüssig, keine Anwendung, keinen Gebrauch von ihr zu machen, wissen sie nicht in die Scheidemünze des täglichen Lebens umzusetzen. Der auf seiner vollen Geldkiste verhungernde Geizige, das ist das beste Gleichnis für das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinem Stolze, zu der deutschen Wissenschaft . . .

Möge denn also die deutsche Wissenschaft und die deutsche Turnkunst das deutsche Volk von der ihm anklebenden geistigen und leiblichen Verdümpfung und Unbeholfenheit emanzipieren, damit wir in beiden Beziehungen tatkräftig und schlagfertig den Forderungen der Zeit gegenüberstehen . . .

Jenes aber wird geschehen, wenn ihr teils die Errungenschaft deutscher Wissenschaft nicht mehr bloß in den öffentlichen Bibliotheken aufstapelt, sondern dieselbe, soweit es angeht, popularisiert und dadurch die Massen zu euch hinaufzieht. Es ist freilich leichter, ein wissenschaftliches Kompendium für den Studenten zu schreiben, als diese Wissenschaft ins Volk einzuführen.“

(Ges. Werke, hgg. von Kurt Batt, Rostock/Neumünster 1967, Bd. VII, S. 530 ff.)

Das bedeutendste Werk dieser Periode ist aber das Romanfragment „Herr von Hakensterz und seine Leibeigenen“, eine hochdeutsche Urfassung des Meisterromans „Ut mine Stromtied“, ebenfalls erst nach dem II. Weltkrieg veröffentlicht. Hier wird die Kritik an den feudalistischen Zuständen kraß und unverhüllt vorgetragen. Die soziale Anklage fällt unverhältnismäßig schärfer und programmatischer aus als im plattdeutschen Spätwerk. Die Adels satire gerät zur grellen Karikatur. Das Buch ist durchzogen von kritischen Reflexionen über die Lage der Landwirtschaft, den Zustand der Kleinstädte und das Vaterland Mecklenburg im allgemeinen. Dieses wird keineswegs verklärt, sondern als „schlechte Mutter“, als „beklagenswert“, „geistig arm“ und „sehr krank“ bezeichnet. Im 5. Kapitel des Romans steigert sich die Anklage zu fast revolutionärem Pathos:

„Und nun, hochwohlgeborner, dummstolzer Junker, der du des Nachts von der Seite deiner Gemahlin in den Stall eilst, wenn dir die Schreckenspost gebracht wird, daß dein Vollbluthengst verstopft ist, der du aber noch nie das Krankenbett eines deiner Knechte gesehen hast; der du stundenlang in heiterer Vertraulichkeit dich mit deinem Jagdhund unterhalten und mit ihm scherzen kannst, als wäre er deinesgleichen, aber kein freundliches Wort für deinen Tagelöhner hast, der dir das Brot verdient; und du wohlgeborner, bürgerlicher Geldbeutel, . . . der du dich deines eignen Vaters schämst, weil er im Kittel ging, um dir eine reichere Erbschaft zu hinterlassen, und deines Bruders, weil er nicht, gleich dir, die beneidenswerte Kunst verstand, den Schweiß und die Tränen der Armut in Gold umzumünzen, und zu dumm oder zu gewissenhaft war, auf die Gefahr hin, ein Spitzbube zu werden, sich im Güterschwindel zu beteiligen; nun kommt her in den durchgetretenen Pantoffeln eurer Gemeinplätze und der müßigen Nachtmütze eurer Philisterweisheit und werft mir Sozialismus und Kommunismus vor und schimpft mich Wühler und Aufhetzer und roten Republikaner und stellt euch vor mich hin mit albernem Gesicht und sagt im süffisanten Tone, als ob ihr die Weisheit der Sieben Weisen Griechenlands in eurem hohlen Schädel beherbergtet: ‚Ja, ein Unterschied der Stände und Reichtum und Armut müssen doch sein!‘ Und ich werde euch antworten: ‚Das weiß ich, hochwohlgeborne und wohlgeborne Weisheit, ein Unterschied der Stände wird so lange sein, als es noch Anmaßung und Kriecherei auf Erden, und Reichtum und Armut so lange, als es noch Sünde und Dummheit gibt, . . . aber einen gesetzlichen Unterschied der Stände soll es nicht geben, und einen gesetzlichen Vorzug des Reichtums und einen gesetzlichen Nachteil der Armut darf es nicht geben. Freie Bahn, und wir schlagen dich, Junker, im ersten Rennen, und wir über tölpeln dich, Geldbeutel, bei der ersten Aktienwette. Mit uns streiten deine Furcht vor dem Sozialismus und deine Angst vor dem Kommunismus; diese Gespenster, welche deine Gewissensbisse heraufbeschworen haben, sind unsere Bundesgenossen.“

Auch das ist Fritz Reuter! Der Hakensterz-Roman zeigt, wie sein eher zu liberal-reformistischen Lösungen neigendes Temperament gelegentlich hart in die Nähe des politischen Radikalismus getrieben wurde. Das hat sich auch in seinen späteren Jahren mehrfach wiederholt. Trotzdem hat er sich der äußersten Linken nie angeschlossen. Er stimmte mit ihr überein in der Analyse und im Postulat einer grundlegenden Erneuerung des Gesellschaftssystems. Er warnte jedoch davor, ein Gebäude einzureißen, bevor man den Grundriß zu einem neuen habe. Im übrigen setzte er auf eine allmähliche Bewußtseinsänderung auch bei den Privilegierten. Eine Umsturzbewegung mit dem Proletariat

als Träger konnte er sich nicht vorstellen. Verständlicherweise, denn er hatte ja nur das in totaler Unmündigkeit und Analphabetentum gehaltene Landproletariat seiner Heimat vor Augen, für das er zwar Partei ergriff, von dem er aber, durch Herkunft und Bildungsgang, deutlich unterschieden war, dessen Befreiung er nur durch Veränderungen von „oben“ erwarten konnte.

An den Werken der Periode vor 1848 wird deutlich, daß sich Reuter erst relativ spät der plattdeutschen Sprache bedient hat. Er war vor der Revolution auf dem Wege, ein liberal-demokratischer Schriftsteller des „Vormärz“ zu werden, der sich stilistisch und thematisch an den Vorbildern des „Jungen Deutschland“ orientierte. Er versuchte in seinen hochdeutschen Frühschriften die Haltung des zwar kritisch beteiligten, aber auch intellektuell distanzierenden Beobachters einzunehmen. Wenn er nach 1848 von der hochdeutschen Sprachform Abschied nahm, dann nicht aus sentimentaler Anhänglichkeit an das Plattdeutsche. Zwar hat er unzweifelhaft erst im Plattdeutschen das ihm gemäße Ausdrucksmittel gefunden, aber der Übergang geschah bewußt, in politischer Absicht: er wollte sich auch sprachlich mit dem Teil seines Volkes solidarisieren, dem ein anderes Medium nicht zur Verfügung stand. Er machte sich zum Sprecher der Nicht-Privilegierten, in der Artikulation ihrer Interessen gehemmten Volksschichten.

Das geschah zunächst auf ganz unpolitische Weise: in den derb-drastischen gereimten Schwänken, die unter dem Titel „Läuschen u Riemels“ seinen Namen bekannt machten. Hier hat er nicht nur sein neues sprachliches Instrument erfolgreich getestet, sondern erstmals auch die Erzählerposition gewechselt: er schreibt nun nicht mehr intellektuell-distanziert, von außen beobachtend, sondern aus der Identifikation mit dem mundartsprechenden Volk heraus, die ihm auf Anhieb gelang. Es ist die Perspektive von unten, die respektlose, ästhetisch unbekümmerte Sichtweise des „kleinen Mannes“, die (an Hand harmloser Alltagssituationen) das Moral- und Wertesystem der herrschenden Klasse komisch entlarvt. Allerdings um den Preis, daß auch die provinzielle Enge und geistige Borniertheit dieser Sichtweise zum Teil übernommen wird. Dieser Gefahr ist Reuter auch in seinen späteren plattdeutschen Romanen oft erlegen.

In das Jahr 1858 fällt dann seine vehementeste, rücksichtsloseste Abrechnung mit dem Feudalsystem, die Verserzählung „Kein Hüsung“. Sie steht unter seinen Werken einzig da, schon gattungsmäßig kaum einzuordnen in ihrer dramatisch-balladesken Form. Die Fabel ist bekannt: der Tagelöhner Jehann, der seinen skrupellosen Dienstherrn im Affekt erschlägt, aus dem Heimatland flieht und seine Braut Marie im Wahnsinn zurückläßt. Voll schwermütiger Poesie ist das Werk, unheimlich dicht, unerbittlich fortschreitend bis zur Katastrophe, die keine Versöhnung zuläßt. Von der breit-behaglichen Schilderung der Romane keine Spur. Als Beispiel verweise ich auf die letzte Passage aus dem Schlußkapitel „Dat Enn“. Jehann ist nach Jahren aus der Fremde zurückgekehrt und trifft auf den alten Tagelöhner Daniel, der damals Zeuge seines Totschlages gewesen ist: (Ges. Werke, Bd. III, S. 324 ff.)

Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß Reuter dieses Werk bis zuletzt als sein bestes betrachtet hat. In einem Brief vom Februar 1864 charakterisiert er seine Werke, als ob es seine Kinder wären und kommt zuletzt zu „Kein Hüsung“:

„Awer ein is noch dor, dat is en düstern Gast mit swarte kruse Hoor un gluupsche Oogen: un wenn de annern Gören üm mi rümmerjachern un lachen, denn steiht hei för sik allein in de Eck un kickt in dat lustige Kinnerspill, as wull hei seggen: Wat? Ji lacht un ik mücht weinen! Denn gah ik nah em ranne un segg un striek em äwer dat kruse Hoor: Laat! — Laat sei lachen! Un mit di ward't ok wull mol beter. — Du büst doch mien Best! Du büst mien leiw ‚Kein Hüsung‘.“

Reuters Hoffnung auf eine angemessene Beurteilung von „Kein Hüsung“ hat sich zu seinen Lebzeiten nicht erfüllt. Das Buch fand wenig Resonanz und gehört auch heute noch nicht zum Werkkanon der Reuter-Liebhaber. Daß es von den Betroffenen sehr

genau verstanden wurde, zeigt eine Rezension in der Zeitschrift „Norddeutscher Korrespondent“, in der es unter anderem heißt:

„Dieses Produkt (Gedicht steht nicht auf dem Titel; wir wollen also Herrn Reuter nicht für so anmaßlich halten, diese Benennung darauf anzuwenden) — dieses Produkt ist ein Bastard von Auerbach und Mistreß Beecher Stowe. Die zartfühlige Schönmalerei der einfachen unverdorbenen Naturkinder auf dem Dorfe einerseits, die Herabwürdigung der Poesie durch Verwendung zu fremdartigen politisch-sozialen Zwecken andererseits haben gleichen Teil daran . . . Die Gesinnung ist so gottlos und freventlich, die Tendenz so subversiv, jeder menschlichen und göttlichen Autorität Hohn sprechend, daß kaum je ein Schriftsteller sich selbst so schamlos preisgegeben und mit der Preßfreiheit einen so gewissenlosen, böswilligen Mißbrauch getrieben hat.“

Diese Kritik zeigt, daß Reuter, seiner Popularität zum Trotz, schon damals abgelehnt wurde in dem, was ihm das wichtigste war. Es gab schon zu seinen Lebzeiten eine gelenkte öffentliche Meinung, die seine soziale Anklage verdrängte und ihn auf den gemütvollen Humoristen und Geschichtenerzähler reduzieren wollte, der er zweifellos auch war. Aber diese Sicht bleibt fragwürdig, selbst in der Reduzierung auf die plattdeutschen Romane: „Ut de Franzosentied“, „Ut miene Festungstied“, „Ut miene Stromtied“, „Dörchleuchten“. Der in diesen Werken vorherrschende Humor wurde bisher einfach als individuelles Phänomen behandelt, als beneidenswerte Gabe, allem noch eine komische Seite abzugewinnen. Daß dieser Humor jedoch ebenso sehr Mittel der Auseinandersetzung mit einer schlechten politischen Realität war, eben Reuters Versuch, angesichts der gescheiterten Revolution seine Identität wiederzufinden, wird erst heute erkannt und kontrovers beurteilt. So würdigt z. B. Georg Lukacs, der marxistische Literaturtheoretiker, Reuter als „das vielleicht größte humoristische Talent Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, stellt aber zugleich die Frage, wie ein „künstlerisch so hochbegabter Schriftsteller“ so „provinzialistisch“ werden konnte. Lukacs These: der Provinzialismus Reuters beruht nicht darauf, daß er sich auf die Darstellung mecklenburgischer Verhältnisse beschränkt, sondern daß er diese Verhältnisse nicht in ihrem Kontext mit den gleichzeitigen historisch-gesellschaftlichen Entwicklungen erfaßt. Lukacs will damit sagen, daß Reuter nur die Reflexe dieser Entwicklungen bei einer extrem rückständigen Gesellschaft registriert, die nicht in der Lage ist, bewußt und angemessen auf sie zu reagieren. Reuters Humor spiegelt genau diese Unfähigkeit und Unadäquatheit, — ein zwiespältiges Phänomen, da ja Humor immer in der Schwebe zwischen Kritik und Einverständnis bleibt. Das heißt: Reuter teilt weitgehend die provinzielle Reaktionsweise der Menschen, die er zugleich kritisch beschreibt. Indem er humoristisch Distanz nimmt, versöhnt er sich mit der von ihm kritisierten Realität. Das aber führt dazu, daß diese nicht mehr in ihrer Bedeutung und Tiefe dargestellt werden kann. Wenn er z. B. in der „Festungstied“ die Erlebnisse seiner Haft, anstatt sie als das Justizverbrechen zu schildern, das sie tatsächlich waren, teilweise in humoristischen Farben beschreibt, „vernichtet er in sich den großen weltanschaulichen Hintergrund, der den Werken der alten Humoristen ihre Tiefe gab“. Wir lassen dahingestellt, ob Lukacs' Interpretation dem ganzen Werk Reuters gerecht wird. Robert Minder, der deutsch-französische Literaturwissenschaftler betont, daß gerade der soziale Gehalt Reuters Werk „über die bloße Regionalbedeutung hinaushebt“ und ihn von aller bloßen Dialekt- und Heimatdichtung distanziert. Wie das z. B. in der „Stromtied“ auf indirekte Weise geschieht, beschreibt, mit marxistisch-geschärfstem Blick, der Theologe Helmut Gollwitzer in seinem Buch: „Und führen, wohin du nicht willst“: (S. 33 ff.)

„Seit ich im Frühjahr in einem sudetendeutschen Lehrerhause das ‚Kommunistische Manifest‘ gefunden und mitgenommen hatte, war mir die Marxsche Weltansicht wieder so lebendig geworden, wie sie es mir vor vielen Jahren einmal gewesen war. So las ich auch Reuter mit Augen, die vom historischen Materialismus geschult waren. Wie deutlich zeigte der Reutersche Realismus die Klassenschichtung des mecklenburgischen Dorfes, wie ließ er die Probleme

und Handlungen der Menschen lebendig aus ihren gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgewachsen, wie wurde hier nicht anders als in ‚Kein Hüsing‘ die aus einem warmen Herzen kommende Darstellung des wirklichen Lebens unmittelbar zu einer unerbittlichen Gesellschaftskritik, nicht anders und nicht geringer als bei Balzac, Dickens und Jeremias Gotthelf! Der Marxismus schärft den Blick für diese unbeabsichtigten Niederschläge des gesellschaftlichen Lebens in der Dichtung, sobald ein Dichter in Treue die Wirklichkeit malt, die ihn umgibt.“

Es blieb jedoch nicht bei solcher Indirektheit. Und keineswegs hat Reuter in späteren Jahren seinen sozialkritischen Impetus eingebüßt. Er war latent immer vorhanden, jederzeit abrufbar. Noch nach Vollendung der „Stromtied“, seines reifsten Werks, in dem er die Summe seiner persönlichen, politischen und künstlerischen Erfahrungen zieht, geht er noch einmal zum direkten Angriff über: er schreibt eine entlarvende Darstellung der mecklenburgischen Zustände, artistisch- verfremdet durch die Form einer biblischen Chronik, die „Urgeschicht von Meckelnborg“. Dieses Buch, das Fragment bleiben sollte, hat ihm, ähnlich wie „Kein Hüsing“ besonders am Herzen gelegen. Er schreibt darüber 1862:

„Ich habe die ernstesten Dinge unseres armen Vaterlandes des komischen Kontrastes wegen in einer so derben Tagelöhnersprache geschrieben, daß ich für meine Person durchaus daran verzweifeln muß, diese auch nur annähernd durch das Hochdeutsche wiedergeben zu können. Es ist, oder besser: wird mein plattdeutschestes Buch.“

Ich verweise auf die „Urgeschicht von Meckelnborg“ die Schilderung einer Tagelöhnerrevolte zur Zeit seiner Durchlaucht Japhet I.: (Ges. Werke, Bd. VII, S. 82 ff.)

Daß Reuter, jedenfalls verbal und emotional, immer wieder in die Nähe des Radikalismus kam, zeigt auch ein 1864 geschriebener Brief an Wilhelm Wolff, den proletarischen Revolutionär, der ihn von London aus begrüßt hatte. Reuter schreibt darin u. a.:

„Da sitze ich nun schon an die dreißig Jahr, bis mir das Haar grau geworden ist und warte auf eine tüchtige Revolution, in der sich der Volkswille einmal energisch dokumentieren soll. Aber was hilft's? . . . Wenn doch das preußische Volk wenigstens zur Steuerverweigerung griffe, es ist das einzige Mittel, um Bismarck et Companie loszuwerden und den alten König totzuärgern . . .“

Friedrich Engels bemerkt dazu: „Dieser Brief beweist, daß wenigstens 1864 der alte Demagog alles war, nur kein zahmer Zukreuzkriecher.“ Der Vorbehalt: „wenigstens 1864“ läßt vermuten, daß Reuters spätere Entwicklung Engels nicht unbekannt geblieben war. Reuter wurde, wie schon angedeutet, in seinen letzten Lebensjahren doch noch zu einem Bewunderer Bismarcks. Keineswegs selbstverständlich, denn er teilte durchaus die in den norddeutschen Provinzen übliche Preußenanimosität, die bei ihm noch dazu durch leidvolle Erfahrungen erhärtet war. Im letzten Kapitel der „Festungstied“ stellt er dazu einige bittere Reflexionen an:

„Sei seggen jo, Preußen hett up Stunns de Führung in Dütschland äwernahmen – in Gotts Namen! segg ik –, äwer dunnmals hadd't ok de Führung, in Norddütschland wenigstens, un wo hett't uns denn henführt? De ganze Karr, de mit alle Kraft un Gewalt, mit Haw un Gaud, mit Tran un Blaud von dat Volk ut den französchon Sump ruterreten was, hett dat denn in en Grawen smeten un den einzelnen mit Ungerechtigkeit un Grausamkeit verfolgt. – Äwer lat dat! de Wind hett dräwer weiht, un de Vagel is dräwer flagen, un von de swarte Tafel, worop de bittern Gedanken von jeden einzelnen von uns verteiket wiren, is de Schrift binah verlöscht – sall verlöscht sin, wenn de groten Herrn de Schrift blot lesen wullen, de för ewige Tiden in Stein uthau't is . . . mi krüppt dat, wenn ik doran denk, wenn ik an dat Preußen von dunnmals denk un nu seih, dat all dese Halunken- un Hansbunken-Streich blot dortau utäuw't würden, dat de Wagen rüggwärts schaben warrn süll, un dat dortau de Räd' mit uns' Fett smert würden.“ (Ges. Werke, Bd. IV, S. 518 und 523)



Aber wie viele Liberale und Demokraten seiner Zeit sah Reuter in Bismarcks Einigungswerk eine späte Erfüllung der burschenschaftlichen Ideale, für die er als Student ins Gefängnis gehen mußte. Er erfuhr die Genugtuung, als ehemaliger Aufrührer nun in öffentlicher Anerkennung zu stehen. Er war eine nationale Berühmtheit geworden. Er wurde mit äußeren Ehrungen überhäuft und sah darin schließlich eine Bestätigung seiner progressiven Ideale durch die Mächtigen seiner Zeit. Die nationale Komponente, die in ihm immer vorhanden war, allerdings frei von Chauvinismus und immer verbunden mit humanistisch-sozialer Zielsetzung, schlug noch einmal mächtig durch. Er hatte als Eisenacher Bürger seine Kontakte zur Fortschrittspartei weiter ausgebaut. Seine beharrliche Skepsis gegen Bismarcks Politik einer Neuordnung von oben wurde in dem Augenblick besiegt, wo diese Politik eine Richtungsänderung erkennen ließ. Er schreibt darüber, in einem Brief aus dem Jahre 1866:

„Ja, ich bin sehr zufrieden; in mir hat sich eine Wandlung vollzogen, eine solche Wandlung, daß ich ein eifriger Bismärcker geworden bin. Nicht die Siege der preußischen Waffen — sie könnten scheußlich mißbraucht werden —, sondern das Entgegenkommen gegen die liberale Partei, der Zwang, den er auf den alten König ausübte, der Bruch mit der Junkerpartei, das Zurückschieben des absoluten Herrenhauses und das Jammergeschrei unserer kleinen mecklenburgischen Dynasten, das sind die wahren signa temporis, die, wohl benutzt, uns weiter bringen können und werden.“

Reuter steht mit solcher Äußerung nicht allein. Sie ist bezeichnend für ein liberales Bürgertum, das, durch den Ausgang der 48er-Revolution in seinem Selbstbewußtsein erschüttert, sich schließlich der Machtpolitik Bismarcks anvertraute. Parallele Äußerungen anderer Schriftsteller, z. B. Wilhelm Raabes, gibt es genug. Daß in punkto Freiheit und soziale Gerechtigkeit Reuters Wünsche auch nach 1871 offen bleiben mußten, liegt auf der Hand.

Dieser Überblick über Reuters politische Biographie zeigt zweierlei: 1. eine durchgehende Kontinuität seiner politischen Anschauungen, gespeist aus den zwei Hauptströmen: demokratischer Humanismus und nationale Gesinnung. Er verweist selber mit Stolz auf diese Kontinuität. Immer war es sein Ziel (wie er 1858 in einem Brief an Ernst Moritz Arndt geschrieben hat)

„... unseren Zwängern und Drängern die Wahrheit zu sagen, den Schimpf von dem Nacken des geknechteten und geächteten Volkes zu nehmen und ihn denen ins Gesicht zurückzuschleudern, die in ihrer Gesamtheit verdienen, mit Schimpf vor dem deutschen Volk genannt zu werden.“

Und 1864 heißt es in einem Brief:

„Ich habe kämpfen und streiten müssen, und wenn einer Augen hat zu sehen, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen, daß ich immer Farbe gehalten habe und daß die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, noch in dem alten fortspuken.“

2. wird aber deutlich, daß Reuters politisches Engagement immer mehr eine Sache des Herzens als der praktisch-politischen Vernunft gewesen ist. Er war, trotz aller gelegentlichen Aktivitäten, zum politischen Praktiker nicht gemacht. Seine historisch-philosophische Bildung reichte aber auch nicht aus, die Bewegungen seiner Zeit zureichend ideologisch zu reflektieren. Daran hinderte ihn auch die begrenzte Perspektive der mecklenburgischen Verhältnisse, die er zeitlebens beibehielt, und die ja auch die Stärke seines Schriftstellertums ausmachte. Sein politisches Engagement kommt aber aus einer tieferen Schicht, die man nur mit dem problematischen Wort „Liebe“ angemessen bezeichnen kann. Von Fritz Reuter kann man wirklich ohne Phrase und Vorbehalt sagen: Er hat die Menschen geliebt! Dabei war „Liebe“ für ihn nicht nur eine Sache des Gemüts, keine allgemeine Gutmütigkeit, die ja auch Zeichen von Schwäche und mangelnder Empfindlichkeit sein kann. Er konnte wahrhaftig auch hassen, und wie! Überall da, wo er sah, daß Menschen um ihr Menschsein betrogen wurden! Aber dieser Haß kam eben aus der gleichen Quelle: dem aktiven Willen, allen

Menschen zu ihrem Recht und zu ihrem Glück zu verhelfen. Im Dienst dieser aktiven Liebe verstand er seinen schriftstellerischen Beruf. Er schrieb in einem Brief von 1861:

„Die Poesie fällt stets mit dem rein menschlichen Erbarmen für den Unterliegenden zusammen!“

Im „Erbarmen für den Unterliegenden“ lag für Reuter das Wesen der Poesie und der Politik in einem. Ein Erbarmen, das niemals unpolitisch sein kann, das aber alles Nur-Politische transzendiert. Politik als Selbstzweck, als abstrakte Beschäftigung, auch als bloße Wahrnehmung eigener Interessen, war ihm ein Greuel. Über die sterile Aufgeregtheit seiner Zeitgenossen schrieb er einmal in der „Festungstied“:

„Allns politisiert üm mi rümmer, un binah bi allen kümmt dat up't Reken rute, de ein reket sienen Vurtel so herümmer un de anner anners herümmer, sei politisieren mit den Kopp; — unsereins ok mit dat Hart.“

Fritz Reuter hat „mit dem Herzen politisiert“! Für ihn war politisches Engagement nie bloß Funktion eines ökonomischen Interesses. Menschen waren für ihn immer noch etwas anderes als nur Produkte ihres Standes und ihrer Verhältnisse. Das hat wiederum Helmut Gollwitzer deutlich gesehen. Er fährt an der oben erwähnten Stelle fort: (und mit diesem Zitat möchte ich schließen) (S. 34)

„Der größere Wert von Reuters Roman liegt vielmehr genau in dem, was der marxistische Literaturhistoriker vergißt: alle diese Menschen von Pomuchelskopp bis Moses spiegeln in ihren Handlungen und Beziehungen zwar die gesellschaftlichen Verhältnisse wider, aber sie sind nicht einfach ihre Produkte. Was sie sind und tun, ist nicht einfach die Folge dessen, was ihr gesellschaftliches Sein ist, sondern ist die Antwort, die sie auf die Fragen geben, die aus ihrem gesellschaftlichen Sein erwachsen. Was sie sind, sind sie durch die Entscheidungen, mit denen sie in so verschiedener Weise auf die Anrufe antworten, die sich aus dem Interesse, der Lust und der Pflicht, der Not des Mitmenschen — und dem göttlichen Wort an sie richteten. Genau dies ist das ‚Allgemein-Menschliche‘, bei dessen Zitierung der Marxist das Gesicht zu verziehen pflegt, eben das, was in allem Wandel der Verhältnisse menschliche Schicksale anderer Zeiten für uns heute bleibend interessant macht, was sie uns, die wir in anderen Verhältnissen genauso angerufen sind, unmittelbar nahebringt.“

### **Mecklenburger Art**

Wohl bedacht, doch nicht bedächtig,  
wortkarg oft, doch klug, geschäftig,  
heimattreu und hilfsbereit,  
ritterlich in Freud und Leid —,  
freiheitsliebend, rastlos schaffend,  
Leistung achtend, niemals raffend,  
Takt im Herzen, — außen hart —,  
das ist Mecklenburger Art!

A. F. Krüger

## Jörn Jakobs Vater

Leben und Werk des mecklenburgischen Dichters Johannes Gillhoff

Von Gerd L ü p k e

Mehr als eine halbe Million Exemplare sind von einem Buch erschienen, das vor 65 Jahren, im Jahre 1917, erstmals im Verlag der „Täglichen Rundschau“ herauskam. Das Werk dreht sich ganz und gar um einen biederen, gottesfürchtigen Bauern aus Mecklenburg — und trotz der Hochflut an Kriegliteratur in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg wurde es das, was man heute einen „Bestseller“ nennt: der Briefroman „Jörnjakob Swehn der Amerikafahrer“. Die Ausstrahlung dieses Werkes hat bis heute angehalten: zum 540. Tausend der Buchausgabe gesellte sich kürzlich eine Schallplatte im ostfriesischen Schuster-Verlag, von dem niederdeutschen Rezipienten Hannes Fleischer großartig besprochen. Aber — auf den Jörnjakob Swehn kommen wir im einzelnen noch — hier sei zunächst einmal sein geistiger Vater vorgestellt: der mecklenburgische Schriftsteller, Lehrer und Journalist Johannes Gillhoff.

Am 24. Mai 1861 wurde dieser Johannes Gillhoff in Glaisin geboren, einem Dorf mitten in der „Griesen Gegend“ im Südwesten des Landes Mecklenburg. Gillhoff kam im Schulhaus zur Welt, er entstammte einer — ja, einer Lehrerdynastie muß man schon sagen. Sein Vater, sein Großvater und sein Urgroßvater waren Schulmeister gewesen — und alle hatten sie in Glaisin den Dorfkindern das Schreiben, Lesen und Rechnen beigebracht — wenn nicht gerade Erntezeit war, versteht sich . . . Der ältere Bruder Gillhoffs beschrieb in seinen Erinnerungen auch Glaisin und sein Schulhaus:

„Kiefern und Sand, kümmerliche Äcker und dürftige Wiesen. Auf einer Boden-erhebung der wendische Rundling des Dorfes, etwas in die Länge gezogen. Mitten drin das Elternhaus mit moosigem, tief herabhängendem Strohdach, unter dem Mensch und Getier sich wohlfühlten, aus dem sogar der Herdrauch nur ungenügend entwich. Hinter dem Hause ein guter Obst- und Gemüsegarten. Und im Hause ein paar liebe, klare Mutteraugen und die wachsende Fürsorge eines treuen Vaters. Und über Dach und Garten, Dorf und Wieswerk, Föhren und mahlendem Sand ein Blau des Himmels und ein Sonnenglanz wie nirgend in weiter Welt.“

Ja, so schrieb man vor fünfzig, sechzig Jahren, — vor allem, wenn man, wie es für einen Gillhoff ja Ehrensache war, dem Lehrerberuf nachging. Immerhin wird so viel klar aus dieser Beschreibung, daß nicht viel zu verdienen war in Glaisin, auf einer der sogenannten „armen Stellen“. Außerdem hatte Gillhoffs Vater sechs Söhne, die alle auf die Präparande und das Seminar sollten, um selbst einmal Lehrer zu werden. Trotzdem war die Kindheit Gillhoffs hell und freundlich, — wenn auch alle Kinder kräftig mithelfen mußten in der kleinen Landwirtschaft des Lehrerhauses. Aber zum Spielen und Toben im Dorf und seiner Umgebung blieb immer noch genug Zeit. Allerdings: schon als Kind wuchs in Johannes Gillhoff die Liebe zum Buch. Wo es nur irgend anging, las er — alles, was ihm in die Finger kam. Selbst wenn er auf die Lehrerkühe aufpassen sollte, hatte er ein Buch vor der Nase — und wenn die Magd dann abends gemolken hatte, knurrte sie oft genug:

„Is tau marken, Jehannes hett wedder hött!“

Kein Wunder, daß der Junge zerstreut war — daß er mehr an das dachte, was er gelesen hatte und lesen wollte, als an das, was man ihm aufgetragen hatte. So gab ihm seine Mutter eines Tages ein Achtschillingstück, damit er für zwei Schilling Schnürsenkel holen sollte. Johannes Gillhoff vergaß auf dem Wege zum Krämer total, was man ihm aufgetragen hatte und kaufte für die ganzen acht Schilling — Lorbeerblätter! Der Empfang zu Hause war nicht sonderlich freundlich. Der Bruder erinnerte sich später daran. Natürlich wurden dem jungen Träumer keine Lorbeeren

um die Stirn geflochten. Im Gegenteil, möchte man annehmen — ganz im Gegenteil —! Der Bruder fährt dann in seinen Erinnerungen fort:

„Überhaupt sorgte das Hausregiment mit wachsamen Augen dafür, daß die Buben sich nicht gewöhnten, ihre Saat in die Wolken zu streuen, sondern daß sie in tüchtiger und frischer Arbeit den Acker der Wirklichkeit pflügen lernten.“

Heute wären solche Erziehungsmaximen repressiv und würden die Kinder frustrieren — das war damals aber noch nicht erfunden. Die Gillhoff-Kinder wuchsen vergnügt und fröhlich auf — mit einem festen Rückhalt in ihrer Familie. Und diese Kindheit in dem abgelegenen mecklenburgischen Dorf legte mit den Grund für das schriftstellerische Werk Gillhoffs, wurde dessen Basis und dessen Hintergrund.

Johannes Gillhoff wurde Lehrer — Schulmeister in der vierten Generation! Trotzdem waren nicht etwa Pflichtgefühl oder die Aussicht auf Versorgung Gründe für seine Entscheidung — ihm war diese Tätigkeit mehr als ein Beruf. Glatt und mit guten Zeugnissen durchlief Gillhoff Präparande und Seminar. Im Jahre 1883, als 22jähriger, stand er zum ersten Mal in Spornitz als Lehrer vor einer Dorfklasse — und schon fünf Jahre später holte man ihn in die Stadt Parchim. Fünfzehn Jahre unterrichtete er dort — und über die Art seines Unterrichts sagte später einmal einer seiner Schüler:

„Was Johannes Gillhoff sagte, hatte Gestalt und Farbe. Ob es sich nun darum handelte, eine Einzelpersonlichkeit, einen Menschenschlag oder eine Gemeinschaft darzustellen — oder ob er uns eine Landschaft greifbar machen wollte, immer verstand er es, uns die Menschen und die Gegend so schauen zu lassen, daß wir auch inneres Wesen und Charakter bildlich sahen. Es war sprachliche Plastik.“

Und diese Freude an der sprachlichen Gestaltung war denn auch ein weiterer Antrieb für das schriftstellerische Werk Johannes Gillhoffs. Wenn sein normaler Arbeitstag auch an die elf Stunden umfaßte, — danach und in den Ferien schrieb er Geschichten, die tief niederdeutsch empfunden waren, wenn auch die Sprache meist hochdeutsch war. Selbst in seiner preußisch-thüringischen Zeit, — Gillhoff war nach 1903 Königlicher Seminar-Oberlehrer in Merseburg und dann in Erfurt, Halberstadt und Genthin —, selbst in jenen Jahren also entstanden Werke, die fest in seiner mecklenburgischen Heimat verwurzelt waren.

Neben allerlei kleinen Skizzen schrieb er beispielsweise einen sehr bitteren Aufsatz „Im Rettungshause Gehlsdorf“, zu dem er selbst sagte:

„In der Überzeugung, daß ein gelegentlicher fester Blick in die Tiefen unseres Volks- und Jugendlebens das beste Korrektiv gegen alle Schönfärberei ist, gebe ich hier einige Nachtstücke aus dem Leben derjenigen Kinder, die außerhalb aller menschlichen Gemeindung aufgewachsen sind.“

Aber auch die Landschaft seiner Jugend beschrieb er immer wieder — etwa in den lyrischen Skizzen „Mein Dorf“ und „In der Lewitz“. Vor allem jedoch sind es drei längere Arbeiten, die Gillhoff später in dem Buch „Bilder aus dem Dorfleben“ zusammenfaßte. Sie sind in hochdeutscher Sprache geschrieben, aber die Dialoge stehen in Plattdeutsch. Eine dieser Arbeiten, die „Pipenhäger Sommertage“, besteht selbst wieder aus einer Reihe von Skizzen, Plaudereien und vergnüglichen Geschichten aus Pipenhagen, „einem Dorf, schlecht und recht wie tausend andere“. Einer von Gillhoffs Biographen, Klaus Albrecht, schreibt über diese Sammlung:

„Eine ganze Galerie krausbunter Charaktere taucht vor uns auf. Allen voran der dicke ‚Zeitungsbesitzer‘ Kliefoth, der fest überzeugt ist, daß ‚die Gefühle all aus die Mag‘ kommen‘. Und Emanuel Bruhns, der ‚wohlbestallte Schulmeister und Küster in Pipenhagen‘, dem der Schulmeisterssohn und Lehrer Gillhoff natürlich ein eigenes Kapitel widmet.

Es war erhebend zu hören, wenn es aus dem Schulhause im vollen Chor nach der Weise ‚Preisend mit viel schönen Reden‘ über die Dorfstraße brauste: ‚Unweit, mittels, kraft und während, laut, vermöge, ungeachtet!‘“

Und Trine Stahlbohmsch legte zu Bruhns' tiefstem Verdruß die eisernen Hosenkнопfe ihres Seligen immer wieder in den Klingelbeutel:

„Ick weit ok, wat sick schickt! Nix tau gäben, dat is mi tau schenant vör all dei Lüüd!“

Eine besonders köstliche Figur ist Hans Kükenbieter, der Ausrufer, der seine eigenen Methoden – und seine eigene Stenographie besaß.

Ein krummer Strich mit Widerhaken im Notizbuch hieß: „Up'n Markt sünd Plötz un Bors, dat Pund kost't acht Schilling!“ Zwei kleine Ringelschwänzchen bedeuteten: „Fritz Radloff sünd twei Farken weglopen! Wer sei funnen hett, kann sick bi mi mellen!“ Ein primitiv gezeichneter Topf mit Henkel lautete: „Bötefiers is'n koppern Kätel stahlen worden! Wer em funnen hett, sall em werrer trügbringen, de Lüüd möten em sülws bruken!“

Es geschah auch sonst noch allerlei Merkwürdiges und Ergötzliches in Gillhoffs Pipenhagen – bis hin zur neuen Schulpumpe, um die sich eine köstliche Geschichte rankt. – Gewiß, Mark Twain, den der Autor gerade zuvor gelesen hatte, spukt an allen Ecken und Enden herum – und manches hat Gillhoff sich auch ein bißchen zu einfach gemacht. Der Autor selbst war Zeit seines Lebens nicht besonders gut auf die Pipenhäger Sommertage zu sprechen – einmal nannte er sie sogar „schlechte Journalistenplaudereien“. Aber das ist wohl ungerecht. Wenn es so wäre, hätte Gillhoff nicht Partien in diese „Sommertage“ eingefügt, die ihn selbst ganz plötzlich wie im Schlaglicht zeigen:

„Ich gebe nichts auf ebenerdige Fenster, sie sind nur zum Grüßen und Sichgenieren da, aber nicht zum Studium. Mein Fenster liegt, wie ein richtiges Observatorium, eine Treppe hoch. Es ist wie im Theater, ruhig sitze ich oben auf dem allerbesten Platz, und das intime Leben und Treiben auf der Dorfbühne muß sich vor meinen Augen entwickeln . . . Freilich ist das Fenstersehen eine Kunst, die Übung fordert. Es darf auch kein rosenrotes und noch weniger graues Glas benutzt werden. Auch ist zu warnen vor gedankenlosem Gebrauch. Aber wohl denen, die eines ruhigen Gemüts sind, gelassenen Sinnes durchs Fenster sehen und das Leben lieben.“

Neben solchen lebenswürdigen Philosophien stehen Schilderungen und Dialoge, die unverkennbar Gillhoff sind – und in denen sich Landschaft und Menschen jener südwestlichen Ecke Mecklenburgs widerspiegeln, die Gillhoffs Heimat war.

Wesentlich tiefergründiger als die „Pipenhäger Sommertage“ ist die zweite Geschichte der „Bilder aus dem Dorfleben“, die Erzählung „Mri-Duri“. Sie ist gleichzeitig die erste Arbeit Gillhoffs, in der die Geschehnisse und Entwicklungen um einen einzigen Helden gruppiert sind – eine Heldin in diesem Falle, und zwar eine Dorfhexe. Die alte Marie Dorothee wurde von allen Leuten im Dorfe gemieden, – nur wenn sie Tiere gesundböten sollte, dann kam im Schummern jemand, um sie zu holen. Die Kinder warfen mit Steinen nach ihr – und alles, was sie besaß, war eine baufällige Hütte am Rande des Dorfes. Früher, ganz früher, war sie einmal verliebt gewesen – in Hans Köpke. Aber der verließ sie, weil sie schon damals als Hexe galt. Nun war das aber die Zeit, in der Napoleon Soldaten brauchte – und die jungen Männer des Dorfes hatten sich versteckt. Mri-Duri verriet in ihrem wütenden Schmerz das Versteck, die jungen Männer wurden gefunden und als Soldaten nach Rußland geschickt. Ein paar von ihnen kamen Jahre später zurück – Hans Köpke nicht. Nun war Marie Dorothee erst recht zur verachteten Hexe geworden – der man schließlich sogar die Hütte einriß, weil die „menschenunwürdig“ war. Sie bekam aber kein neues Heim, bis schließlich die Bauern doch zu der Überzeugung kamen: „De Olsch is sotauseggen ok'n Minsch, un Minschen hüren in't Dörp.“ – Aber auch Mri-Duri zeigte, daß sie trotz Not und Zorn und Schmutz nicht ganz von den Menschen abgewandt hatte. In einer Friedhofsszene etwa. Da war Anna Brüning gestorben, die niemals die alte Dorfhexe gequält, die ihr sogar hier und da geholfen hatte. Aber Anna Brüning war arm gewesen, und man hatte sie ohne Blumen eingeschart. Da legte Mri-Duri ihr einen kleinen Kranz von Immergrün und Buchsbaum auf das Grab, mit vier hineingebundenen Astern: „Ne, das hat

sie nich um mich verdient, daß sie so ganzen ohne Kranz da liegen tut, wo sie doch ein Bedkamerad von mir is. Was soll sie woll sagen, wenn sie in'n Himmel bei Petrusen ankloppt, un Petrus fragt ihr denn: „Anna Brüning, warum haben sie dir ohne Kranz zu Grabe getragen?“ Sie muß sich ja die Ogen aus den Kopp schämen vor Petrusen. Ne, mien oll Dierning, das hast du nich verdient. Hast mich ja ümmer die Sprüch zugesagt und den Kakissem, un denn die große Wasserfrag'. Das will ich dir gedenken.“

Als ihr Leben zu Ende ging, wuchs die alte Dorfhexe über sich hinaus. Das Haus des Dorfschulzen brannte, und der kleine Junge des Schulzen lag im Bett. Niemand konnte hinein zu ihm, ohne sein eigenes Leben zu gefährden. Da lief Mri-Duri in das brennende Haus und rettete den Kleinen. Aber sie wurde dabei so schwer verletzt, daß sie kurz danach starb. Ihre letzten Worte waren:

„Nu krieg ick doch wedder mien eigen Hüsung!“

Gillhoff hat von all den Bildern aus dem Dorfleben gerade diese Erzählung am liebsten gehabt, diese sozialkritische, dunkle und so menschliche Prosa-Ballade aus einem unbekanntem mecklenburgischen Heidedorf.

Es ist eigentlich erstaunlich, daß Johannes Gillhoff seine Arbeiten nicht in plattdeutscher Sprache schrieb, die er doch in Wort und Schrift beherrschte wie kaum ein anderer in seiner Zeit. Sogar während seines Wirkens in Thüringen kam er nicht los von seinem mecklenburgischen Platt. Einer seiner thüringischen Schüler, Alfred Priem, schrieb dazu später, als er schon längst selber Lehrer war:

„Wir haben das Glück gehabt, durch ihn, wie es der Lehrplan vorschrieb, in die Mundarten und die mundartliche Dichtung eingeführt zu werden. Muß ich hinzufügen, daß das Niederdeutsche dabei besonders gut wegkam? Der Reutersche Humor wurde auch meinen thüringischen Klassenbrüdern zugänglich. An den Sonnabendnachmittagen, an denen Johannes Gillhoff Reuter las, fanden sich viele dazu in der Aula ein, obgleich den Seminaristen die Freizeit damals ziemlich knapp bemessen war.“

Aber Gillhoff las nicht nur Mundarten, er erforschte sie auch! Es gibt neben geologischen Untersuchungen von ihm sprachwissenschaftliche Aufsätze, in denen sich der Germanist Gillhoff ausweist. Schon 1887 schrieb er einen viel beachteten Beitrag zu den Auseinandersetzungen um das TH. Sollte das T sein H behalten oder nicht? – Jahrelang arbeitete er über mecklenburgische Idiotismen, wobei er sich als Fachmann für die mecklenburgische Mundart des Plattdeutschen erwies. Dann kam 1892 eine Schrift heraus über „Das mecklenburgische Volksrätsel“, in der er dieses Volksrätsel als Volksdichtung darstellt und untersucht. Er schrieb noch eine ganze Reihe von kleineren Aufsätzen – wie etwa „Das Brot im Volksglauben“, „In den Zwölfen“ und „Das ist der Daumen“. In seiner Untersuchung über die „Zwölfen“ betrachtet Gillhoff die bis ins einfachste Volkstum abgesunkene Welt der alten germanischen Götter. – Eine umfangreiche Arbeit über die Soldatensprache hat er nicht vollendet. Aber dieses Thema beweist allein schon, daß es Gillhoff nicht nur allein auf Mecklenburg als Forschungsobjekt ankam. Hans Heinrich Klatt, ein mecklenburgischer Schriftsteller unserer Tage, meint dazu:

„Heimatliches Volkstum und niederdeutsche Mundart besaßen seine besondere Liebe. Aber deshalb wurde er nicht zum Lokalpatrioten. Auf dem Erfurter Wochenmarkt sprach Gillhoff gern mit den Frauen vom Thüringer Walde und den Kleinbäuerinnen aus den umliegenden Dörfern, oder er stand lange vor dem Kasperl-Theater auf dem Erfurter Schützenfest, wo er altes Volksgut suchte und fand, und so auch das Thüringer Volkstum kennenlernte.“

Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung Gillhoffs muß hier ein wenig ausführlicher erwähnt werden, eine Art Mittelpunktarbeit seiner germanistischen Studien: das im Jahre 1908 erschienene Buch „Zur Sprache und Geschichte des Kleinen Katechismus“ – ein Buch, das sich berührt mit seinem dichterischen Hauptwerk „Jürnjakob Swehn“. Gillhoff selbst sagt gleich zu Beginn seiner Untersuchung über den Katechismus:

„Das leib-arme Büchlein ist ein Hauptstück deutscher Heimatkunst, und das ist es vor allem durch seine volkstümliche Poesie geworden.“

Bibelsprache, Volkstum und sprachliche Verantwortung – Poesie, Heimatkunst und Kraft des Wortes sowie des Dialogs – damit haben wir dann alle Grundelemente für das literarische Werk Gillhoffs – und ganz besonders für jenes Buch, das seinen Autor weithin berühmt machen sollte: das Buch um Jürnjakob Swehn, der nach Amerika ausgewanderte – der sein kleines mecklenburgisches Bauerndorf verließ und es doch sein Leben lang niemals vergaß.

„Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer“ – der Bestseller Gillhoffs – gründete auf den Briefen des ausgewanderten Glaisiner Tagelöhners Wiedow – aus diesem Wiedow wurde bei Gillhoff dann Jürnjakob Swehn. Dr. Gustav Manz, der seinerzeitige Lektor der „Täglichen Rundschau“, stellte den „Jürnjakob Swehn“ neben die großen Romane Fritz Reuters. Das ist vielleicht ein wenig viel gesagt. Etwas näher kommt der Sache wohl Hans Heinrich Klatt, der ohne solche Vergleiche das Buch ein „Meisterwerk der niederdeutschen Literatur“ nennt. Klatt fährt dann fort:

„Mit der Gestaltung des ‚Jürnjakob Swehn‘ hat Gillhoff sich lange Jahre beschäftigt. Von seinem Vater hatte er ein dickes Bündel Briefe bekommen, die Wiedow dem alten Herrn, seinem ehemaligen Lehrer, aus Amerika nach und nach geschrieben hatte. In diesen Briefen erzählte Wiedow auf eine eigenartige Weise von seiner Auswanderung und seinem Leben in Amerika. Gillhoff fand, daß in ihnen mehr steckte als ihre schlichte, unbeholfen erscheinende Sprache auf den ersten Blick erkennen ließ.“

Mit der ernsthaften Bearbeitung der Briefe fing Gillhoff in den Jahren um 1914 an, und er ging sehr ernsthaft und sehr selbstkritisch vor. Alles „Papierdeutsch“, alle „Literatur“ wollte er vermeiden, damit nicht die starke Originalität der Briefe verloren ging. Dann besuchte Gillhoff in Bremen eine Verwandte, die gerade aus Amerika zurückgekommen war. Ganze Hefte schrieb er voll mit dem, was seine Nichte und andere Deutschamerikaner ihm erzählten. Auch ein mecklenburgisches Original, ein schwerfälliger, nachdenklicher Mann mit viel Mutterwitz, tat sein Teil zur Entstehung des Jürnjakob Swehn. Im Buch heißt er Drögmöller. Erlebnisse, Formulierungen, Gespräche aus seiner mecklenburgischen Heimat flocht Gillhoff ebenfalls ein. Das alles aber bedingte unter anderem, daß er das schon vor seiner Bremer Reise entstandene Manuskript zu zwei Teilen vollständig umschreiben mußte. Und dann fand Gillhoff ganz allmählich die persönliche, unverwechselbare Sprache seines Jürnjakob Swehn, diese, wie Klatt sagt, „karge und doch so köstliche Sprache“. – Im dritten Kriegsjahr stellte Gillhoff das Buch im Schulhaus seines Bruders in den Ferien fertig. Er schrieb darüber später in einem Brief an Dr. Manz:

„In den Herbstferien 1916 schloß ich die Arbeit ab. Es war wieder in Spornitz im Schulhaus. Als ich den letzten Punkt gesetzt hatte, suchte ich meinen Bruder auf: ‚So, nu bün ick fardig. Äwer nu kümmt de Hauptsak: Woans ward ick dat Ding nu los? Wist du mi dat nich afköpen?‘ – ‚Je, wat wist du dorför hebbben?‘ – ‚Je, wat giwst du mi dorför?‘ – ‚Na, ick will mal nich so sien. Tweihunnert Mark!‘ – Das war viel Geld, denn mein Bruder hat eine ganze Horde von Kindern und muß sein schmales Geld durch sieben dividieren. Das sagte ich ihm auch, und so unterblieb der Handel aus Rücksicht auf sein Einkommen. Aber neulich sprachen wir wieder mal mit Lachen davon. – Ja, und dann rissen Sie das Manuskript aus der Enge in die Weite.“

Das ist eine ausgezeichnete Formulierung Gillhoffs, denn Dr. Manz sorgte sofort nach der Lektüre dafür, daß der Jürnjakob im Feuilletonteil der „Täglichen Rundschau“ gedruckt wurde. Damit begann sein Siegeslauf – und der Ruhm seines Autors. Der aber lehnte ganz entschieden zu viel Ehrung ab. Trotzdem: der Jürnjakob Swehn ist und bleibt letzten Endes das Buch Gillhoffs, auch wenn ihm die Briefe Wiedows zugrunde liegen. Gillhoff berichtet selbst im Vorwort:

„Wiederholungen und Plattheiten mußten gestrichen, Teilstücke aus den Briefen aus ihrem Zusammenhang gelöst und anderswo hingestellt werden. Zahlreiche Unklarheiten und Widersprüche verdunkelten das Bild des Schreibers, in abgebrochenen

Darstellungen und Lücken trat die bruchstückartige Entstehung der Briefe zu stark hervor. Mit vorsichtiger Hand versuchte ich, hier Lücken zu füllen und dort Schatten zu tilgen mit der Aufgabe, klar und treu als Lebensbild hervortreten zu lassen Jürnjakob Swehn, den Mann und sein Werk.“

Wie vortrefflich es Johannes Gillhoff gelungen ist, dieser selbstgestellten Aufgabe gerecht zu werden, wollen wir nun durch ein paar Auszüge aus dem „Jürnjakob Swehn“ beweisen. Lassen Sie uns beginnen mit einem Teil desjenigen Briefes, der die Überfahrt von Bremen nach New York zum Inhalt hat.

„Lieber Freund, ich kann dir mitteilen, daß der oberste Koch einen Küchengesellen hatte. Der wurde krank. Der Kapitän war Doktor und Apotheker zugleich. Das mußte damals so sein. So fragt der Kapitän ihn: ‚Was fehlt dir?‘ Er weiß es nicht. Der Kapitän sagt: ‚Wo tut es dir weh?‘ Er weiß es nicht. Der Kapitän betrachtet ihn. Er denkt nach. Er weiß es auch nicht. Er denkt döller nach. Da weiß er es. Er sagt: ‚Ich will dir Nummer 13 aus dem Medizinkasten geben.‘ Er geht hin. Nummer 13 ist alle. Der Gesell stöhnt am ganzen Leibe. Der Kapitän hat ein mitleidiges Herz an sich. Er denkt: ‚Du mußt dem Menschen doch helfen, denn er gehört zu deinen Schiffsleuten.‘ Nummer 13 ist alle. So mischt er Nummer 6 und Nummer 7. Das gibt auch Nummer 13. So geschah es. Was geschah weiter? Ich will es dir erzählen. Der Küchengesell kriegte von Nummer 13 einen Durchfall, der reichte vom Schiff bis nach Neuyork. Der Kapitän war froh, daß er an Nummer 13 nicht gestorben war, und der Gesell brauchte keine Arbeit mehr zu tun. Er brauchte bloß am Leben zu bleiben. Das hat er denn auch getan.“

Im folgenden Abschnitt erinnert sich Jürnjakob Swehn an sein mecklenburgisches Heimatdorf — er berichtet, wie er seinem Sohn über die Tagelöhnerkate erzählte, in der er groß geworden war:

„Es ist immer gut für den Menschen, wenn er weiß, woher er kommt. — Es war ein alter Strohkaten, in dem wir wohnten. Er war niedrig im Dach, aber dafür der längste im Dorf. Darin gehörte uns eine Stube und eine Kammer. Wer lang aufgeschossen war, der tat gut, wenn er mit seinem Kopf den Balken aus dem Wege ging. Für einen hochmütigen Menschen war da schlecht wohnen. Wenn er aber in eins von den vielen Löchern im Fußboden trat, dann konnte er seinen Kopf hoch tragen. Dann ging das so eben. Der Fußboden war aus Lehm auf dem Püttberg gewachsen. Man bloß, er brach immer aus. Aber sonntags streute die Mutter weißen Sand. Da sah es sehr schön nach Sonntag aus.“

Mit den Kartoffeln war das ganz bequem eingerichtet. Die brauchten wir nicht weit aus dem Keller oder aus der Kammer zu holen. Sie lagen im Winter unter dem Bett in der Stube, daß sie nicht erfroren. Da unter dem Bett war noch Platz für einen gadlichen Pölk oder wenigstens für ein hübsches Ferkel; das sollte uns morgens mit seinem Quieken wecken. So sparten wir die Uhr. Aber Vater starb zu früh, und so weckte es uns bloß in Gedanken. — Die Wände waren Lehmstaken, auf beiden Seiten mit Lehm überworfen, und der Lehm war mit Häcksel vermischt. So war er nicht so vergänglich; so hielt er sich besser. Im Frühjahr konnten wir den Flieder schon durch die Wand durch riechen, und im Sommer ging die Sonne hindurch, daß wir die Tür nicht mal aufzumachen brauchten. So bequem hatten wir das. Gab es nichts zu riechen im Winter, dann lehnten wir bloß ein paar Strohkloppen gegen die Wände, und der Schnee mußte draußen bleiben. Der Ofen war aus festem Backstein und auch mit Lehm vom Püttberg überworfen. Er hatte eine wunderschöne grüne Farbe. Du kannst alle Pötters in den Staaten fragen, und keiner tut das raten, woher die grüne Farbe kam, und der Präsident weiß es auch nicht. Das war ein Geheimnis meines Vaters. Denn siehe, er hatte den Lehm mit Kuhdung gemischt, darum sah der Ofen so schön grün aus.“

Bettstellen, Koffer, Tisch und Brettstühle, das hatten wir alles ganz umsonst, denn Vater hatte es selber gemacht. Der Koffer hatte links ordentlich eine Beilade, wie das so Mode war, und unten in der Beilade lag der Geldstrumpf, wie das auch so Mode war. Meist aber war nur der Strumpf da, und so konnten wir ruhig schlafen. An der Wand hing ein kleiner Spiegel; der Belag war hinten an vielen Stellen schon abge-



scheuert; aber wir konnten uns doch noch ganz nett in dem Spiegel besehen, wenn wir Lust dazu hatten. Dann hing da noch ein Christus am Kreuz und die heilige Genoveva. Glas und Rahmen hatten sie nicht. So waren sie an die Wand genagelt und konnten nicht runterfallen. Die haben sich da gehalten, so lange ich denken kann.

Wenn Holztage waren, dann schoben Mutter und wir mit der Karre nach den Tannen hinter den Roden Söcken und holten trockenes Holz. Das war eine Stunde hin und eine Stunde zurück und machte uns viel Spaß. Manchmal gab es in den Tannen auch einen Katteiker zu sehen. Aber Mutter mußte schieben, bis wir so weit range-wachsen waren, und sie mußte die Karre oft niedersetzen und sich verpusten.

Vater verdiente vier Schilling im Tagelohn, aber es gab nur in der Aust und beim Dreschen was zu verdienen, und das Dreschen ging schon morgens drei Uhr los. Für uns Jungs war das Dreschen ein Fest, denn wir konnten nachmittags manchmal hin-gehen zum Bauern und auf den Strohkloppen wöltern, und manchmal gab die Frau uns noch ein Butterbrot dazu. Siehe, so waren wir glücklich.“

Nach dieser schmunzelnd-ernsthaften Beschreibung einer Kindheit im armseligen Tagelöhnerkaten — einer Beschreibung, deren realistischer Humor doch nie bitter wird — nun die köstliche Geschichte von dem Kirchenältesten, der aus Buxtehude nach Amerika gekommen war — und der, weil man dem Pastor gekündigt hatte, am Sonntag predigen sollte:

„In Dingskirchen hat die Gemeinde ihrem Pastor aufgesagt. Gottes Wort wird ihnen in trockenen Jahren zu teuer. Nächsten Sonntag wird der Kirchenälteste an seiner Stelle eine geistliche Vermahnung an die Gemeinde halten, die soll kurz und kräftig ausfallen. Sie wollen sich das umgehen lassen.

Da kam der nächste Sonntag schon ran. Da kam alles, was Beine hatte, und ich auch. Ich sagte zu Wieschen: ‚Das muß ich mir anhören.‘ Sie sprach: ‚Die Leute haben eine Dummheit gemacht, und die sie Sonntag machen, die wird noch größer sein denn die erste war. Was willst du dir die Stiefelsohlen danach ablaufen?‘ Aber als der Sonnabend kam, da nahm ich die zwanzig Meilen unter die Füße, und am Abend hatte ich sie richtig abgewickelt. Am anderen Morgen war die Kirche proppenvoll. So voll hatte sie der Pastor wohl lange nicht gesehen. Vor dem Altar stand das Lesepult, und davor saß der Buxtehuder und hatte seinen Sonntagsrock an. Aber ein Sonntagsgesicht hatte er nicht aufgesetzt. Auch rutschte er heftig hin und her auf seiner Bank. Na, denke ich, in deiner Haut möchte ich heute auch nicht stecken. Wo dit woll möt!

Er läßt Nummer 288 singen: ‚Was willst du, armer Erdenkloß, so sehr mit Hoffahrt prangen?‘ Es ist ein langer Gesang. Er hat dreizehn Verse. Es ist zu Ende. Er bleibt sitzen. Er läßt ein zweites Lied singen. Die Gemeinde wundert sich; er ist sonst nicht für Musik. Endlich ist auch das zu Ende. Noch ein drittes Lied? Nein, das geht nicht. So wankt er nach dem Pult und stellt sich dahinter. Aller Augen sehen auf ihn, die einen mit Neugier, die andern mit Ehrfurcht. Ihm beben die Büksen. Er muß sich immerzu den Schweiß abwischen. Er nimmt die Bibel. Er schlägt sie auf. Er liest Matthäi am 23.: ‚O ihr Schlangen und Otterngezücht, wie wollt ihr der höllischen Verdammnis entrinnen?‘ — Wir setzen uns. Wir husten nochmal, um nachher nicht zu stören. Wir setzen uns zurecht, und ich denke so bei mir: Alles, was recht ist! Eine kurze, kräftige Vermahnung läßt sich da gut anbringen. Aber daß er die Farmersleute gleich mit Schlangen und Ottern vergleicht, das wäre wohl nicht nötig gewesen, wo es auch gar nicht an dem ist. Na, das ist seine Sache. In der Bibel kommen Schlangen und Ottern ja öfter vor.

Als die Gemeinde mit dem Husten fertig war, da hustete er selbst noch ein paar Mal. Dann gibt er sich inwendig einen Ruck und fängt wahrhaftig an. Lieber Freund, ich kann dir mitteilen, was nun kam, so was hab ich im Leben nicht gehört. Das war nicht geistlich. Das war nicht weltlich. Das war bloß ängstlich und lauter Unsinn. Er fing an: ‚Meine lieben Mithristen! Oder, wie der Apostel sagt, ihr Schlangen- und Otterngezücht! Ihr Schlangen! sagt er — ihr Schlangen und Ottern! Ihr Ottern und Schlangen! — Ihr Ottern! — Ihr Schlangen!‘

Das brüllte er man so raus, und dazu schlug er mit der Faust auf die Kanzel. Er tat es aber nicht aus Kraft, sondern aus Angst. Er wollte sich Mut machen. Es gelang ihm nicht. Er wußte nicht weiter. Er verbiesterte in seinem Text. Er fing wieder an:

„Ihr Schlangen- und Otterngezücht! – Ihr Schlangengezücht!“ Es war wieder alle. Er kuckte über sich. Er kuckte uns an. Wir kuckten ihn an. Wir saßen ganz still. Er legte noch mal los, aber er war heil und deil verbiestert:

„Ihr Schlangen! Ihr Schlottern und Zangen! – – Ihr Schlotterngezücht!“

Das kam ordentlichforsch raus. Und dann saß er ganz fest. Seine Vermahnung war alle geworden. Er blickte um sich wie einer, der in großer Not ist.

Es war aber allda einer von den Ältesten, der sollte am nächsten Sonntag ran. Der sah seine Not und daß er die Tiere so durcheinander schmiß. Der sah auch, daß es mit der geistlichen Vermahnung für heute nichts mehr wurde. Darum erbarmte er sich über ihn und rief ihm leise zu: „Lasset uns beten!“

Er aber griff das Wort mit seinen Ohren auf, und mit seinen Augen suchte er auf der Bibelseite Matthäi am 23. nach einem Gebet. Es nützte nichts mehr. Er war nun mal an Leib und Seele verbiestert, und darum verhaspelte er sich in seinem Beten. Er folgte die Hände und sprach: „Lasset uns beten! Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Amen!“

Soweit die Auszüge aus dem Buch „Jürnjakob Swehn“. Sicher hat der Gillhoff-Biograph Klatt recht, wenn er sagt: „Gillhoff erkannte das ‚Große‘, das schlichte Herz des Mecklenburgers, den einfachen bäuerlichen Menschen. Aber er verherrlichte ihn nicht, er schuf keinen ‚Mythos des Bauern‘, sondern er sah und gestaltete ihn so, wie er war, mit allen seinen Fehlern und Schwächen, mit seinem tragischen und humorvollen Erleben.“

---

### Zeitglosse

Wenn in Wäldern, Tal und Hügel,  
Alles bis zum letzten Rasenziegel,  
Betoniert und umgegraben,  
Wird der Geldmensch Ruhe haben.

(Aus einem Leserbrief in den „Luzerner Nachrichten“)

## Wilhelmine Schröder-Devrient

Von Annalise Wagner

Sie wurde am 6. Dezember 1804 in Hamburg geboren. 16jährig betritt sie schon als Schauspielerin die Bühne in Wien. Als Luise in Schillers *Kabale und Liebe*, als Ophelia in Shakespeares *Hamlet*, als Beatrice in der *Braut von Messina* feiert sie Triumphe. Auf Wunsch ihrer Mutter nimmt sie Gesangstunden bei Josef Mazatti. Dieser bildet sie zur Mozartsängerin aus. Noch nicht fertig mit dem Studium, nimmt sie ein Engagement in Dresden an. Die Agathe im *Freischütz*, die Pamina in der *Zauberflöte*, die Euryanthe, die Lenore im *Fidelio* sind Rollen, mit denen sie sich ein Publikum erobert. Aber sie studiert auch die italienische Oper: Bellinis *Norma* und Desdemona. Ein fleißiges Privatstudium bringt sie voran, als Berater hat sie C. M. v. Webers Freund, Chordirektor Miksch, zur Seite. Bei ihm lernt sie den dramatischen Gesang, der ihr als eigentliche Schauspielerin sehr zusagt.

Da ihre Stimme nicht metallisch genug klingt, das Brustregister ohne rechte Kraft, die Höhe schrill ist, gilt ihre Arbeit der wundervollen Mittellage, der Reinheit der Intonation, der Kunst der Tonbeseelung, der tadelfreien Aussprache, der Methodik des Tonfärbens. So bildet sich ihr musikdramatischer Gesang aus, der manchmal sogar zu weit geht in den Vortragsnuancen. Jetzt, ihrer Kunst bewußt, nennt sie sich eine „Priesterin“, die immer mehr vom Komödiantischen fortstrebt und sich ihrer künstlerischen Mission bewußt ist. Bald schlägt sie alle ihre Rivalinnen, unter denen nur die Malibran mit ihr in Wettbewerb treten kann. Unerreicht aber ist ihre künstlerische „Transfiguration“, die Kunst zu charakterisieren und das Kostüm in Übereinstimmung mit der Rolle zu bringen, kurz, die malerisch-historische und dramatisch-ästhetische Gesamterscheinung „echt“ zu gestalten, dabei aber niemals ins Stereotype zu fallen, sondern plastisch, mimisch und stimmlich Allereigenstes zu geben und dieses in fortwährender Bewegung zu erhalten und nach Bedarf abzuwandeln und zu verändern.

Beethovens *Fidelio* wird ihr zur Offenbarung in der dramatischen Kunst. Aus dem Moment der Angst schuf sie in der Kerkerzene jene grandiose Gestalt und ihren berühmt gewordenen Schrei „Töt' erst sein Weib!“ Es war, als ob hier der Urtyp Weib sich selber entfesselte. Das laute ungebärdige trotzig und wilde „Kind“, als das man sie in der Jugend schilderte, wurde von einem allzu heißen Herzen getrieben, das nach Leben und Erleben schrie. Dämon und Genie — sie bestimmten die unbefriedigte Natur, als die Künstlerin nun von Rolle zu Rolle jagte, von Stadt zu Stadt, von Gastspiel zu Gastspiel.

In den vierziger Jahren ihres Lebens ist sie im Taumel von Extrem zu Extrem flüchtend, in Liebessehnsucht sich verzehrend und in kopflose Leidenschaft sich hineinhetzend, in die Kontraste ihres Naturells so verstrickt, daß sie ihren künstlerischen und menschlichen Höhepunkt erreicht hat.

In Dresden lernt sie um 1842 den Flüchtling aus Paris, Richard Wagner, kennen und schließt mit ihm eine enge Arbeitskameradschaft. Wagner erkennt ihre seelische Not und ihre Gebundenheit an den Leutnant von Döring, dem sie nicht nur Gesundheit, sondern auch Geld opfert.

Aus diesem pekuniären Grund war sie gezwungen, auf Gastspielreise zu gehen; da sie Großherzog Georg schon in Berlin begegnet war, ergab es sich, auch in der Neustrelitzer Bühne aufzutreten.

Auf der Bühne hat sie stets Trost und Ausgleich für ihr privates verfehltes Lebensglück gesucht und gefunden. Durch die Freundschaft mit Richard Wagner ist sie bei seinen Uraufführungen mit dabei gewesen, so hat sie die *Venus* im *Tannhäuser*, die *Senta* im *Fliegenden Holländer* und den *Adriano* in *Rienzi* gesungen. So ward auch ihre



*Wilhelmine Schröder-Devrient*

Mitarbeit an Wagners Musikdramen gerühmt, obgleich ihr nicht alle Partien, besonders die Venus, zusagten.

Nach der Uraufführung des Tannhäuser in Dresden am 19.10.1845 kam Wilhelmine Schröder-Devrient nach Neustrelitz. Daß Großherzog Georg für viele Künstler ein Mäzen, aber ganz in der Stille, war, der durch sein theatergeschichtliches Wissen und sein großes Musikverständnis auch Ratgeber sein konnte, wurde schon mehrfach gesagt, aber dazu muß auch betont werden, daß er bei all diesen Künstlerinnen und Künstlern oft das väterliche Vertrauen besaß und rein menschlich vielen Bedrängten helfen konnte. Darüber geben die zahlreichen Briefe, die sich noch in den Archiven befinden, Auskunft. In diesem Zusammenhang sei besonders auf die Briefe zwischen Caroline Jagemann (später Frau von Heygendorf) und ihm hingewiesen, die in den Erinnerungen der Caroline Jagemann zum Abdruck gekommen sind.

In Neustrelitz trat Frau Schröder-Devrient als Norma, als Lukretia, als Romeo und als Fidelio auf.

Nach ihrem Neustrelitzer Aufenthalt ging sie wieder nach Dresden und reihte sich in die „Bewegung des Jungen Deutschlands“, zu den Revolutionären (eines Laube, Wagner, Schmieder, Heller), die sich im Hillerschen Salon trafen. Es waren Maler, Musiker, Journalisten, Bildhauer und Komödianten. Durch dauernde Geldnot ihres Mannes, der im Spiel alles verbrauchte, war sie gezwungen, immer neue Engagements für Gastspiele anzunehmen. Großherzog Georg gab ihr Empfehlungen mit für die große und beschwerliche Reise nach Rußland. In Petersburg hatte sie einige Gastspiele abgeschlossen.

Ihre letzte Rolle war im Februar 1847 die Klytemnästra in Iphigenie in Aulis, für die Richard Wagner die Neubearbeitung geschaffen hatte. Die Darstellung der Schröder-Devrient wurde zu einem Höhepunkt. Mitterwurzer spielte den Agamemnon, Tihatschek den Achill und Johanna Wagner die Iphigenie. Am 1. Juni verließ sie die Bühne als kgl. sächsische Kammersängerin ohne besondere Verabschiedung. Sie heiratete in zweiter Ehe den Leutnant Döring und zog mit ihm nach Rußland. Wieder hat Großherzog Georg ihr die Wege ebnen helfen und seinem Verwandten Nikolaus I. die Sängerin bestens empfohlen. Die Ehe mit Döring war genau so kurz wie die, die sie mit 20 Jahren mit dem Schauspieler Karl Devrient geschlossen hatte. Weiter mußte sie von Bühne zu Bühne ziehen, „schaffen, schaffen, schaffen“ war ihr Lebenselement.

Schließlich ging sie wieder über Berlin nach Dresden zu ihren alten Freunden, den Revolutionären von 1848/49. Sie lebte der Politik und wurde eine Vorkämpferin für die Freiheit der Unterdrückten. Gegen den Kaiser und für das Volk! Ob sie wie Richard Wagner mit auf die Barrikaden stieg, ist nicht gewiß. Sie mußte aber die Flucht ergreifen, zunächst war Berlin, dann Paris, dann Gotha das Ziel. Wegen ihrer Beteiligung am Maiaufstand wurde sie in Berlin verhaftet. Durch die Interventionen ihres neuen Verlobten, eines livländischen Junkers, wurde das Verfahren dann niedergeschlagen. Am 26. Januar 1860 starb sie in Koburg. — Aus der Kritik über ihr Neustrelitzer Auftreten:

„Das Publikum kam der Künstlerin mit einer Bewunderung entgegen, die sich bis zum Enthusiasmus steigerte. Nie zuvor erreichte eine darstellende Künstlerin auf hiesiger Bühne ähnlichen Erfolg. Worin liegt denn die unwiderstehliche Gewalt, die sie über alt und jung, über hoch und niedrig, kurz über alle, die sie sehen und hören, mit wahrhaft zauberischer Gewalt ausübt? Es ist zwar nicht zu leugnen, daß sich die Stimme der Künstlerin nicht mehr in den ersten Stadien jugendlicher Fülle und Kraft befindet, die Kehlertigkeit ist nicht bedeutend, der Triller könnte runder sein, und Gott weiß, was man noch alles finden könnte. Die Künstlerin ergreift den darzustellenden Charakter mit vollster Kraft und macht ihn sich ganz zu eigen, sie ist, was sie darstellt. Daher die faszinierende Intensität des Ausdrucks. Ferner ist es die schaffende, durch ein gründliches und ernstes Studium getragene Genialität, und endlich die tiefste Selbsterkenntnis, welche der Künstlerin stets den vollen Sieg sichern. Sie weiß ganz genau, wie weit ihre Mittel reichen, daher unternimmt sie nie etwas, was mißglücken könnte,

und diese wohltuende Sicherheit teilt sich unbewußt dem Publikum mit, welches im vollsten Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der Künstlerin sich seiner Führerin überläßt. Aber nicht bloß von dieser negativen Seite offenbaren sich die gründlichen Studien der Künstlerin. Sie ist eine vortreffliche Gesangskünstlerin, reine Intonation, gleichmäßige Ausbildung der Stimme, eine vortreffliche Vocalisation, vor allem aber die einfachste Vortragsweise sind ihre großen Vorzüge.

Erhöht wird ihre Kunst durch die in angemessener Weise ausgebildete Mimik und Plastik, die doch unstreitig als unerläßliches Erfordernis einer ersten dramatischen Kunstleistung erkannt werden muß. Denn die dem Ohre dargebotene Wahrheit und Lebendigkeit des pathetischen Ausdrucks darf einer gleichmäßig entsprechenden Darstellung für das Auge nicht ermangeln, weil nur in diesem Verein der sinnlichen Erscheinungen, der darzustellende Charakter wirksam ins Leben treten und seine volle Geltung erhalten kann.

In ihrer ersten Darstellung als Romeo löste sie eine allerdings schwierige Aufgabe in sehr befriedigender Weise, denn es bleibt ausgemacht, daß es jedenfalls eine nur durch Gewohnheit möglich gewordene Konzession von seiten der Zuschauer voraussetzt, wenn ein männlicher Charakter, von einer Frau dargestellt, und von einem Sopran vorgetragen, einen der Musik nicht gänzlich ermangelnden ästhetischen Genuß gewähren soll. Die Künstlerin bewegte sich in der Rolle des leidenschaftlichen Jünglings in durchaus edler Haltung und dem angenommenen Geschlecht so angemessener Freiheit und Lebendigkeit des Ganges und der Gebärde, daß man der siegenden Gewalt des jungen ritterlichen Verehrers auf das Herz der zärtlichen Giuliette sympathisch sich hingeben mußte. Jede ihrer Stellungen und deren Übergänge waren bezeichnend und voll Anmut und befriedigten die Ansprüche der bildenden Kunst durch plastische Schönheit.

In der anderen Vorstellung trat sie in der Partie der Lucretia Borgia auf. Auch in diesem titanischen Charakter entwickelte sie die ganze Kraft ihrer mimisch plastischen Virtuosität und verlieh dieser an sich empörenden Persönlichkeit, in höchster Energie des Ausdrucks, die schwer damit zu vereinende Innigkeit des Gefühls und der Würde. In dem exaltierten halbwildem Charakter der Norma feierte die Künstlerin einen höchst glänzenden Triumph, da hier das ideale Kostüm sowie die wechselnden, der plastischen Darstellung so vorzüglich günstigen Momente ihrem eigentümlichen Talente den freiesten Spielraum boten. Die priesterliche, der Antike nachgebildete, Drapierung begünstigte die herrlichsten Momente plastischer Akte.

In ihrer Rolle „Fidelio“ gewann ihre Kunst einen nicht leichten Sieg über das schmerzliche Gefühl der Trennung, da ihre herrliche Leistung jeden trübenden Gedanken an die nächste Zukunft zurückweichen machte. In dieser Oper, worin das sentimentale Element und deutscher Stil vorherrscht, zeigte die Künstlerin mit welcher Meisterschaft sie auch in dieser Richtung sich zu bewegen wußte.

Ein überfülltes Haus war Zeuge dieser letzten großen Kunstleistung, und es offenbarte sich einstimmig der enthusiastische Beifall in vielen Hervorrufen am Schluß der Aufführung, wo Lorbeerkränze und Blumen aus allen Ständen der Bevölkerung den Dank an die Künstlerin zum Ausdruck brachten.“

Romeos Liebesglut und Todesschmerzen,  
Lukrezias Mutterlieb und Höllenpein,  
Wie Normas Qual, tief im verratenen Herzen,  
Verklärtest du uns in der Wahrheit Schein.  
„Fidelio!“ Wie du ihn uns gegeben,  
Wirst du, mit seinem Schöpfer ewig leben.

Leb wohl, du Teure! Folge deinem Sterne,  
Du, Reichbegabte, durch der Musen Gunst!  
Wir denken deiner, selbst in weiter Ferne,  
Du hohe Priesterin der wahren Kunst . . .

(aus einem Abschiedsgedicht von J. Fr. Bahrdt)

Die Spielzeit der Jahre 1844/45 glich im ganzen gesehen der bisherigen. 14 Opern mit 30 Aufführungen stehen 67 Schauspielen, darunter 16 Erstaufführungen gegenüber. Es ist zu bewundern, daß sie sowohl im Opern- wie auch im Schauspiel-Spielplan jahrelang dieselben Werke gehalten haben. Vielleicht ist ein Grund dafür, daß sehr viel auswärtige Künstler als Gast in diesen Stücken auftraten, die dann doch das theaterfreudige Publikum anlockten, um Vergleiche anzustellen. An neuen Werken kamen heraus Titus von Mozart und Schillers Braut von Messina und Goethes Iphigenie auf Tauris.

Neben den erfolgreichen Gastspielen der Wilhelmine Schröder-Devrient kam das Ehepaar Carl und Julie Rettich (geb. Gley) aus Wien zu neun Gastspielen. U. a. gaben sie Faust und die Braut von Messina. Der Wendische Bote kündete dieses Ereignis mit einem Extrablatt sogar an. Durch Beziehungen des Großherzogs Georg zu dem österreichischen Fürstenhaus war es gelungen, diese Künstler für kurze Zeit vom Hofburgtheater in Wien für Neustrelitz freizustellen. Julie Rettich-Gley war in Neustrelitz aufgewachsen, denn ihre Eltern waren jahrelang vor etwa 20 Jahren am Theater engagiert. Julie Rettich spielte die Iphigenie, ihr Gatte den Orest; die Isabelle in der Braut von Messina und ihr Gatte Don Cäsar, und im Faust übernahmen beide den Faust und das Gretchen.

---

### Täglich zu singen

Ich danke Gott und freue mich  
wie's Kind zur Weihnachtsgabe,  
daß ich bin, bin, und daß ich dich,  
schön menschlich Antlitz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer  
und Laub und Gras kann sehen  
und abends unterm Sternenmeer  
und lieben Monde gehen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,  
so viel ich darf zum Leben.  
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach,  
wie sollt er mir's nicht geben!

Matthias Claudius

## Philosoviedhereien

Die Lehre der Anthrozoologie, entdeckt und in Versen dargestellt

Von Gerd L ü p k e

### Die neue Wissenschaft

Manchmal scheinen uns die Tiere  
reichlich menschlich doch zu sein;  
Seien Kühe es und Stiere –  
sei's ein Affe oder Schwein.

Andererseits, so könnt man meinen,  
trifft dies auch für Menschen zu;  
umgekehrt zwar – doch den Schweinen  
ähneln mancher – auch der Kuh!

Diese Weisheit hat die Leute  
oft zum Grübeln schon gebracht,  
aber niemand hat bis heute  
wissenschaftlich sie durchdacht.

Das ist erstmals hier geschehen.  
Darum ist dies kleine Buch  
dem, der Augen hat zu sehen,  
wissenschaftlicher Versuch.

Denn es soll bewiesen werden,  
daß ein Tier oft menschlich denkt –  
und daß mancher Mensch auf Erden  
noch vom Ur-Tier wird gelenkt.

Zwei Gelehrten sei die Ehre!  
Sie vereinten ihr Genie  
und kreierten so die Lehre  
von der ANTHROZOOLOGIE!

### Existenzial-Philosophie

Ein Hering schwamm in einem Bach  
und dachte über Sartre nach.  
Nach neunzehn Tagen und drei Stunden  
warf ihn das Wasser (wie gemein)  
an einen dicken Uferstein.  
Da hat er den Extrakt gefunden  
des existentiellen Lebens.  
Er nannte es „Geworfensein“.  
Vergebens  
ist's aber, nach Details zu fragen:  
Als Fisch darf er nichts sagen.



## **Wal-Wahlen**

Es lebten tausend und ein Wal  
in einer kleinen Walstadt mal;  
die machten unter mancher Qual  
im Winter die Walstadtratswahl.

Im nächsten Frühjahr schloß sich dann  
die Kreistagswahlwahl daran an.

Die Wale liebten diesen Stil,  
der allen Walen gut gefiel;  
sie schufen noch solch schönes Wort  
mit einem Walewallfahrtsort.

Sie pflanzten in die Zwischenräume  
besagten Orts Walwalnußbäume!  
Dann wählten diese klugen Tiere  
sich eine nette Walwalküre  
(und machten so zum ersten Mal  
wohl eine Walwalkürenwahl),  
daß diese sie am letzten Tage  
nach Walwalhall hinübertrage.

## **Stoßseufzer**

Ohne Hose, Hemd und Zwickel  
hopst durchs Leben das Karnickel.  
Diese Weisheit bringt mit Schwung  
mich auf 'nen Gedankensprung.  
Wer mich kennt, der weiß genau:  
Ich seh gern 'ne schöne Frau!  
Und beim wallenden New Look  
oder einem teuren Schmuck  
in den kaltgewellten Haaren  
der mondänen Welt  
denk ich: Wieviel Geld  
kann doch so'n Karnickel sparen!

## **Epilog**

Ganz zweifellos ist es nicht richtig,  
nimmt man nur sich alleine wichtig,  
egal, was alle andern meinen.

Doch noch verkehrter will mir scheinen,  
wenn man auf Gottes weiter Welt  
sich für das einz'ge Rindvieh hält.

### **Geständnis**

Obwohl ich Frauen gern begreife,  
am Kinn, am Arm – und auch am Knie;  
trotz Übung und trotz größter Reife:  
b e g r i f f e n hab ich sie noch nie!

### **Der Streicher**

Ein Streicher steht auf seinem Podium  
herum,  
läßt in die Menge seine Töne ziehn,  
die kaum von dieser Erden.  
Ein junges Weib begleitet ihn  
mit lieblichen Gebärden,  
errötet und erleicht –  
er streicht!

Und wenn nach Schluß das Publikum recht spät  
dann geht,  
pflegt stillvergnügt er in sein Bett zu ziehn,  
nun wieder auf der Erden.  
Ein junges Weib begleitet ihn  
mit lieblichen Gebärden,  
errötet und erleicht –  
er streicht  
ihr nur noch zärtlich übers Haar,  
weil er im Herbst schon siebzig war.

### **Selbstkritik**

Gleich hinter der Stirn  
sitzt meistens das Hirn.  
Doch ist es ja wohl  
auch manchmal dort hohl.  
Dann stammen daher  
solche Verse wie d e r !

### **Achtung, Fußgänger**

Folgst einer Frau du auf der Straße,  
verlaß dich nie auf Rückfront-Maße!  
Du mußt e r s t ihr Gesicht betrachten,  
und jene Weisheit nicht verachten,  
daß oft ein Vorderteil gebrochen,  
was uns das Hinterteil versprochen.

### Rezept

Paul fragte einen alten Mann,  
wie man so alt wohl werden kann.  
Der meinte, ohne Nikotin und Alkohol,  
da schafft man's wohl.  
Vor allem muß man sich der weiblichen Gestalten  
unbedingt enthalten.  
Übrigens: einmal pro Woche darf's Fleisch nur geben –  
dann kann man wohl hundert Jahre leben.

Darauf fuhr Paul nach Leipzig  
und griff ein nettes Weib sich.  
Er trank dazu was Nasses  
und dachte: Ne, ich lass' es!

### Der Fund

Ein Mann saß einsam im Abteil  
mit nassen Haaren traurig da,  
als im Gepäcknetz – Donnerkeil –  
er einen Filzhut liegen sah.

Er nahm ihn mit verhaltner Lust.  
Fast neu! Kein Name stand darauf.  
Ein Ringkampf tobte in der Brust –  
und dann probierte er ihn auf.

Nach vorn, nach hinten, grade, schief:  
Zwei Nummern war der Hut zu knapp.  
Da blieb er ehrlich, seufzte tief  
und gab im Fundbüro ihn ab.

### Elegie

Wenn ich doch eine Fliege wäre!  
Ich stell mir das phantastisch vor:  
Mein Leben wäre frei von Schwere;  
ich flög herum als reiner Tor – –

Ich brauchte kein Papier mehr kaufen  
und schriebe nie mehr ein Gedicht;  
ich würde immer nackt rumlaufen,  
und Kleidersorgen hätt ich nicht.

Ich konnte Wahrheit nicht und Lüge  
und säße Tag und Nacht am Brot – –  
und eine schöne Frau, sie schlüge  
mich schließlich mit 'ner Klappe tot.

## Die Gildebücher der löblichen Schützengilde zu Brüel im Mecklenburgischen

„Anno 1663 den 16. Junii haben sich diese hochedlen Herrn in den löblichen Schützengild in diesem Städtlein Bruhl (begeben), welche hiermit specifizierte sind: Cort von Barner auf Zschendorf, Marktwart v. Beckentin, Jochim Reiner v. Worpurnus, Ullrich v. Worpurnus, Adam von Restorf, N. N. von Barner auf Necheln.“ Dieses älteste Buch bestand aus vier Blättern in Folio (Halbbogengröße, Buchformat) mit einem Heiligen als Wasserzeichen und war in beiden Richtungen beschrieben. Die vorstehende Inschrift stand auf der vorderen Seite. Die drei anderen Seiten waren von rückwärts beschrieben und zeigten folgende Aufzeichnungen:

1. Seite: „Anno 1678 den 10. November sind die sämtlichen Schützenbrüder zusammen gewesen und haben beliebt, bevorstehendes Jahr, also Anno 1679, so uns Gott das Leben läßt, den Vogel wieder zu schießen, wozu die gesammten Schützen-Brüder Anstalt gemacht. Ein jeder Bruder soll zu Behuf des Bieres 3 schlichte Viert <sup>1)</sup> (Gerste) erstlich austhun und den ersten Advent dieselben in des Aeltesten Hause liefern bei 8 Schillinge <sup>2)</sup> Strafe; aufs Andere sind diejenigen hiermit specificieret <sup>3)</sup>, die dem Gilde mit Zinsen verhaftet sind. Maria Harders von Anno 74 bis 79 auf 5 Jahr, worauf die Schützenbrüder ein Jahr nachgeben bleiben, also bis 1679 4 Jahr, kommt Maria Harders zu 6 Fl.“ (Florin, Gulden).

2. Seite: „Anno 1679 den 10. November sind die sämtlichen Schützenbrüder zusammen gewesen und haben Vergleich gemacht wegen des Gilde Kornes, haben eine halbe Tonne Bier von Hans Henning aufgelegt für 1 Fl. 16 fl.“ (Schilling).

3. Seite: Sie enthielt ein Verzeichnis des im Jahre 1680 eingesammelten Gerstens, dazu die Namen der Schützenbrüder: „Levin Gromann, Hans Henning sen., Andreas Redlin, Jochim Westphal, August Pein, Jochim Elvert, Peter Timm, Ebert Mälcke, Hans Westphal, Detlof Reincke, Hans Höpfner, Jochim Malchow, Tomas Wegner, David Hammel, Hans Henning jun., Ullrich Gans, Christian Havemann, Helmold Falck.“

Außer dem erkennbaren Bemühen, während des Vogelschießens nicht zu verdursten, sagt das Gildebuch nichts über die Durchführung des Festes, wie auch über die ersten beiden Jahrhunderte seit der Gründung der Gilde im Jahre 1425 zur Zeit des Ritters Reimar von Plessen keine Aufzeichnungen vorhanden sind. Ob bzw. inwieweit dieser an der Gründung beteiligt war, läßt sich nicht feststellen. Es ist jedoch nicht von der Hand zu weisen, daß er an dem Gründungsakt beteiligt war, da seit „uralten Zeiten die Brüelsche Obrigkeit (das war der jeweilige Besitzer des Gutshofes, de grote Brüel) auch Patron und Obrigkeit der Zunft gewesen ist.“ Nach der Zunftordnung vom Jahre 1657 mußte sich jeder Bürger, der Mitglied der Zunft werden wollte, außer bei den Ältesten auch bei der „adeligen Obrigkeit“ anmelden, die auch die Vorschüsse abgab und ohne deren Zustimmung kein Zunftbeschuß Gültigkeit erlangte.

Über die Durchführung des Festes, des einzigen im Jahre, sind wir in den schweigenden beiden Jahrhunderten auf Rückschlüsse aus späterer Zeit angewiesen. Angesichts der konservativen Grundhaltung der Bevölkerung und durch Vergleich mit anderen alten Schützengilden werden die in Brüel befolgten Sitten und Gebräuche dasselbe Bild wie in späterer Zeit geboten haben: Ausmarsch nach dem Vogelstangenberg (wobei bis ins dritte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die dritte Silbe betont wurde), Schießen nach dem Vogel um die Königswürde, Preise für die besten Schützen, Einmarsch, Festessen.

<sup>1)</sup> Getreidemaß, 4 Viert = 1 Scheffel (73,46 kg)

<sup>2)</sup> Silber- oder Kupfermünze; 1 Schilling =  $\frac{1}{48}$  Taler

<sup>3)</sup> namentlich angegeben

Der ursprünglich benutzte Handbogen mit Pfeil wurde im Laufe der Zeit von der Armbrust mit Bolzen verdrängt, diese wieder durch das „Feuerrohr“.

Im Jahre 1677 wurde ein neues Gildebuch angelegt, bestehend aus 10 Blättern in Folio mit einem umkränzten Eichhörnchen als Wasserzeichen. Es begann mit folgender Niederschrift: „Anno 1677 im 23. Junius ist von den semtlichen Schützenbrüdern beliebt worden aufs Neue dieses Gildebuch wieder abzuschreiben, weilen das alte über den betrübteten Kriegswesen ziemlichermaßen zerrissen und spulgiiret <sup>4)</sup>, auch nicht (berichtet), wie es von alters her in dieser löblichen Schützengilde gebräuchlich gewesen und gehalten worden und aus den alten beigelegten Registern zu ersehen.“ Diese werden abgeschrieben: „Anno 1633 den 15. Junius. Es ist von der hochadligen Obrigkeit als dem Wohlgeborenen Herrn Caspar Detloff von Warnstetten wie auch von den sämtlichen Schützenbrüdern allhier im Städtlein Bruhl beliebt und beschlossen worden, daß ein jeglicher zum Behufe des Bieres einen gehäuften halben Scheffel Gerste. die vom Adel und Fremden einen ganzen gehäuften Scheffel Gerste den verordneten Gildeherren altem Gebrauche nach jährlich zu Martini nebst den Capitalgeldern zu empfangen haben. In Verbleibung dessen, wenn einige säumig erfunden würden und den Capital nebst den angesetzten Gersten nicht erstattet werden möchte, würde es dahin kommen, daß derjenige, so hierin säumig worden, den Gilden den sämtlichen Schützenbrüdern halten sollten, darnach sich derjenige, der dies abtragen muß, zu richten hat. Gleichfalls hat die wohledle Obrigkeit allhier aus gutem freien Willen hinzugefügt, demjenigen der König wird, wann Mast ist, zwei Schweine Mastgeldfrei zu lassen, auch vier Drömt (1 Drömt = 4 Tonnen = 12 Scheffel = 466<sup>1</sup>/<sub>3</sub> Liter) Roggen, vier Drömt Malz und vier Drömt anderes Korn ohne Einwand frei passiren zu lassen. Dessen zu mehrerem Glaube habe ich dieses mit eigener Hand niedergeschrieben Actum ut supra <sup>5)</sup>“. (Unterschrift fehlt) Auf Seite 2 kratzte die Feder folgenden Vermerk: „Anno 1633 den 7. Julius ist der Vogel von Tewes Wegner als ein Schützenbruder abgeschossen“ und nennt außer dem Junker von Warnstetten folgende Gildebrüder: „Meinhard Pein, Caspar Wilms, Tomas Wegner, Christoph Platte, August Pein, Karsten Pornow, Jochim Nienkark, Jochim Westphal, David Lönis, Jochim Röhl, Michel Wiegert, Hans Westphal und Karsten Pornow II.“ Auf Seite 3 vermerkt der Gildeschreiber: „Anno 1633 den (?) Juni haben sich diese hochedelgeborenen Herren in den löblichen Schützen Gilde in diesem Städtlein Bruhl gekauft, welche hiermit specifiziret sein: Der wohledelgeborener Herr Herr Cordt von Barner auf Zschendorf. Windelgeld gegeben 4 Fl., der wohledelgeborener Herr Herr Markwart von Barkentin. Windelgeld gegeben 4 Fl., der wohledler Herr Herr Jochim Reiner von Plessen. Windelgeld gegeben 4 Fl., der wohledelgeborener Herr Herr Ulrich von Worpernow. Windelgeld 4 Fl., der wohledler Herr Herr Adam von Restorf auf Nutteln, der wohledler Herr Herr von Barner auf Necheln, Windelgeld 4 M.“ Die Seiten 4 bis 6 sind leer geblieben. Die Seiten 7 und 2 unten trugen den Vermerk, daß im Jahre 1649 von den im Jahre 1634 genannten Schützenbrüdern nur noch fünf am Leben seien, daß in dieser Zeit „die Gilde“ (der Vogelschuß) nicht gehalten sei und nur zwei neue Mitglieder aufgenommen seien. Auf den restlichen Seiten folgen dann Verzeichnisse der Schützenbrüder aus den Jahren 1655, 1656, 1657, 1664 bis 1666, 1668, 1678 bis 1680, 1685 und außer Vermerken aus dem Jahre 1686 einige Notizen darüber, was das Gildelaken, welches von der Zunft zu Beerdigungen verliehen wurde, von Johannis 1777 bis 1778 (gemeint ist jedenfalls 1677 bis 1678) „verdient“ hatte.

Im Jahre 1685 legte sich die Zunft wieder ein neues Gildebuch zu. Es enthält Berichte und Notizen bis zum Jahre 1755. Im Gegensatz zu seinen Vorläufern gibt uns dieses 3. Buch einen recht umfangreichen Einblick in die Art, wie das Fest gefeiert wurde, wenngleich auch der Zahn der Zeit es stark benagte. So wurde der ursprüngliche Einband abgerissen und später durch einen Pergamenteinband ersetzt. Dieser scheint schon einem anderen Zweck gedient zu haben; Heftreste aus Pergamentbändern und Sei-

---

<sup>4)</sup> hier: verunreinigt

<sup>5)</sup> (so) geschehen wie oben (gemeldet worden ist)

denschnüren lassen darauf schließen. Das Gildebuch selbst war mit Hanffäden geheftet. Aufbewahrt wurde es in einer Umhüllung aus braunem Kalbsleder mit Holzunterlage. Vielleicht haben wir hierin den ursprünglichen Einband des etwa 3cm dicken Foliobandes vor uns. Sein Papier zeigte als Wasserzeichen seitwärts eines blühenden Strauches einen Mann bzw. eine Frau, die einen Becher in der Hand hielten. Der Pergamenteinband enthielt eine in lateinischer Sprache abgefaßte Niederschrift einer religiösen Abhandlung. Das zerrissene Titelblatt trug die Inschrift „Gilde Buch des löblichen und Ehrliebenden Schützen Gildes im Städtlein Brühl, renoviret und angefangen A. D. MDCLXXXV“ (1685). Die Eintragung wurde von dem Organisten und Gildeschreiber Christian Ernst Meincke vorgenommen, der „während seines langen Lebens das Factotum <sup>6)</sup> der Hofherren und der ganzen Stadt“ war. Als er außer dem Titelblatt in zierlicher Fraktur <sup>7)</sup> auf der dritten Seite des neuen Buches die ersten acht Artikel der Gilderolle niedergeschrieben hatte, blieb das Buch zunächst unbenutzt. Was in den Jahren 1685 und 1686 als wichtig angesehen wurde, kam noch ins alte Buch hinein. Ein Jahr darauf wurde die Niederschrift der Zunftrolle vervollständigt. Auf der 4. Seite heißt es: „Anno 1687 den 21. Junii ist von der hochadligen Obrigkeit allhie sowohl von den sämtlichen Schützenbrüdern beliebt und beschlossen worden folgender Gestalt: 1.) sollen die Schützenbrüder ordentlich mit ihrem Gewehr nach dem Berge gehen, und wann sie auf dem Berge kommen und die Büchsen wollen spannen, sollen sie dieselben in die Höhe halten, damit niemand Schaden dadurch wiederfahre.“ Die 14 Artikel der Rolle wurden in nur wenig geänderter Form bis zum Beginn des 2. Weltkrieges vor dem Ausmarsch verlesen.

Meincke berichtet, daß jedes Jahr vor Beginn des Festes zwei Gildeherren gewählt wurden, die das Fest, soweit es in der Stadt „gehalten“, in ihren Häusern, tageweise wechselnd ausrichten mußten. Zum Brauen des Bieres, das die Gildeherren besorgten, und von dem eine große Menge getrunken wurde, mußte im Gegensatz zu früheren Bestimmungen jeder Schützenbruder 1687 einen gehäuften Scheffel Gerste geben. Auf dem Vogelstangenberg wurde als Aufenthaltort für die Schützen ein Raum mit grünem Buschwerk umgrenzt und mit Tischen und Bänken ausgestattet. In dieser „Laubehütte“ spielte sich ein großer Teil des Festes ab.

Es erforderte umfangreiche Vorbereitungen. Meincke vermerkt, daß in der langen Zeit, in der kein Vogelschuß gehalten, die Stange verfallen war. Für 20 fl. wurde eine neue gekauft, für deren Anfuhr 6 fl., für Behauen und Aufrichten 15 fl., für die eiserne Spitze und den Beschlag 12 fl. ausgegeben werden mußten. Der Vogel einschließlich Beschlag stand mit 20 fl. zu Buch. Als Holz, das möglichst „wrampig“ (knorrig) sein mußte, wurde Eiche bevorzugt. Kein Festteilnehmer sollte hungern, keiner über Durst klagen. Deshalb wurden zum Vogelschuß angekauft:

„1 Haupt Rindvieh . . . . .	für 13 Fl. 12 fl.
3 Schweine . . . . .	für 6 Fl. 16 fl.
2 Hammel . . . . .	für 4 Fl.
3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> Schock Krebse . . . . .	für 10 fl. 6 Pf.
Fische . . . . .	für 2 Fl. 16 fl.
1 Scheffel Roggen zu Brod . . . . .	für 12 fl.
Noch für Brod . . . . .	für 12 fl. 6 Pf.

Sa. 26 Fl. 7 fl.“

Zu dieser Summe kamen noch 5 Fl. „für Gewürtz und Alles mit einander“.

Für das Vorbereiten des Festmahles (Bierbrauen, Schlachten, Kochen, Braten) wurde nichts in Rechnung gesetzt. Der Lohn wurde in Naturalien entrichtet. An weiteren Ausgaben werden genannt:

<sup>6)</sup> einer, der alles macht; überall die rechte Hand

<sup>7)</sup> gebrochene eckige Schrift, Kanzleischrift

- „8 fl. für 4 Kannen Essig
- 1 fl. für Meerrettich
- 1 fl. für Zucker
- 12 fl. für die Musikanten
- 8 fl. für die Aufwäscherin
- 12 fl. für die Bierzapferin
- 9 fl. für den Gildeschreiber“

Angesichts der Tatsache, daß die Gilde in dem genannten Jahr aus 21 Mitgliedern bestand, wurde im Essen und Trinken Außerordentliches geleistet. Durch Vergleich mit dem alten Stadtbuch ist es möglich, die Berufszugehörigkeit der Gildebrüder festzustellen. Bis auf fünf Adelige – von Plessen auf Keez und von Kohlhans auf Brüel mit seinen drei Söhnen – waren nur die beiden Bürgermeister und die Ratsmänner Ackerbesitzer. Die anderen Schützen gehörten dem Handwerkerstande an. Eine Sonderstellung nahm der „Chirurgus“ Weber ein. Er beanspruchte nur diesen Titel und wollte beileibe kein „Doktor“ sein. Als er während des Festes von einem Schützenbruder so tituliert wurde, wurde dieser wegen Beleidigung hart bestraft. Die Brüeler müssen mit ihren „Doktoren“ doch gar schlechte Erfahrungen gemacht haben. Mancherlei Hinweise im Gildebuch zeichnen ein plastisches Bild des Festes. Morgens 9 Uhr traten die Schützen „in der Reihenfolge ihres Eintritts“ in die Gilde vor dem Gildehaus an. Bei klingendem Spiel marschierten darauf vier Schützen nach dem Hause des Königs und holten diesen ab. Nach ihrem Eintreffen wurde im Gildehaus die Rolle verlesen und aus der „Königskanne“ der Königstrunk, bestehend aus süßem Würzwein, gereicht. Der König, der oftmals in dürftigen wirtschaftlichen Verhältnissen lebte, erhielt deshalb aus der Gildekasse 2 Fl. 12 fl., „damit er die Königskanne füllen lassen konnte“.

Nach solcher Stärkung marschierten die Schützen paarweise nach dem Vogelstangenberg. Die Obrigkeit wurde beim Vorbeimarsch vor dem Hof durch Abschießen der Büchsen geehrt. Das Schießen nach dem Vogel auf der Kuppe des Berges wurde von dem alten König eröffnet, der drei Schüsse „vorweg“ hatte. König wurde der Gildebruder, der das letzte Stück des Vogels herunterschloß. Er wurde mit einer silbernen Kette geschmückt, an der ein silberner Vogel hing, der jedoch eines Tages „verloren ging“. Vier Schützen brachten den König unter klingendem Spiel nach Hause. Um die ungestörte Fortsetzung des Festes am nächsten Tage zu gewährleisten, mußte jeder abends zehn Uhr in seinen vier Wänden sein. Blieben Teile des Vogels auf der Stange, dann wurde das Schießen am nächsten Tage fortgesetzt.

Der König konnte kostenlos den Königsacker nutzen und hatte vier Drömt<sup>8)</sup> Roggen und vier Drömt anderes Getreide oder Malz steuerfrei, außerdem im herrschaftlichen Walde für zwei Schweine Mastfreiheit. Die Privilegien, niedergelegt im Gildebuch von 1677, werden also um die Nutzung des Königsackers ergänzt.

Am zweiten Festtag versammelten sich die Schützen um die gleiche Stunde wie tags zuvor im Gildehaus, wo das Gildeessen und nach diesem der Gildetanz stattfand. Zu beiden Veranstaltungen brachten die Schützen ihre Frauen mit.

Der Gildeschreiber vermerkt noch, daß ein „Bruder“ 4 fl. Strafe zahlen mußte, weil seine Büchse versagt hatte. Sechs Gildebrüder mußten ihren Geldbeutel um je 3 fl. erleichtern, weil sie im Gildehaus geschlafen hatten. Dem selbstgebrauten Bier scheint doch nicht jeder gewachsen gewesen zu sein, auch der „Bruder“ nicht, dem die Anwesenheit der Frauen nicht paßte. Meincke schreibt: „Als er sie wegen des Tanzens ‚Schnurrpfeifer‘ nannte, wurde der hart bestraft.“ So erging es auch dem, der dem König nicht ordentlich „aufwartete“.

Der Gildeschreiber konnte die Rechnung mit einer Einnahme von 46 Fl. 1 fl. abschließen.

---

<sup>8)</sup> altes Getreidemaß = 12 Scheffel = 48 Viertel (Faß) = 466<sup>1</sup>/<sub>5</sub> Liter

Im Jahre 1688 wurde „der Gilden“ nicht gefeiert. Die zum Bierbrauen pflichtgemäß angelieferte Gerste wurde verkauft.

Am 18. Juni des folgenden Jahres wurde aber wieder nach dem Vogel geschossen. Die Liste der Gildebrüder läßt einen Schluß zu auf die Stärke der Stadtbevölkerung. Sie ist durch Zuzug von außerhalb angewachsen, denn es treten Namen auf, die bisher weder bei der Gilde noch in Einwohnerlisten genannt sind: „Hebener, Warncke, Evert, Groth, Mahncke, Holz und Dunker.“ Unter den Zinszahlern und Ackerpächtern der Zunft werden genannt: „Rotermann, Wendt, Biseler, Schmidt, Wulff, Prestin und etwas später Blunck.“ Die Einnahmen des Festes stimmen fast mit denen des Jahres 1687 überein. Das Strafregister führt den „Bruder“ David Hammel auf, der statt einer halben Tonne Bier 1 Fl. Strafe zahlen mußte, weil er „den jetzigen Herrn Aeltesten vor der ganzen Gilde beschimpft hat“. Je 1 fl. Strafe mußten neun „Brüder“ zahlen, weil sie im Gildehaus „den Hut aufgehabt“ hatten.

Im Jahr darauf (1690) heißt es „Vogelschuß war nicht“. Dafür gab es, soweit es den Durst anging, eine „Ersatzfeier“. Der Anlaß war dadurch gegeben, daß Herr Jakob Mewes auf Golchen „seine verstorbene Frau durch die Schützenzunft begraben ließ“ und bei dieser Gelegenheit eine Tonne Bier und 12 fl. zu Semmeln „gab“. Der Chronist vermerkt, daß diese Spende Anlaß war zu einer am 18. Juni abgehaltenen „Gasterei“, bei der noch eine weitere Tonne Bier (insgesamt also 240 Liter) von 20 Personen ausge-trunken wurde. An sonstigen Ausgaben entstanden:

- „12 fl. für Fische
- 12 fl. für 4 Schock Krebse
- 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> fl. für Brot
- 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> fl. für Butter, Salz, Essig etc.
- 2 fl. für Tabak und irdene Pfeifen.“

Bei einer Gesamtausgabe von 47 fl. kostete demnach ein Gedeck etwa 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> fl. Am 17. Juni 1691 wurde wieder Vogelschuß gefeiert. Die Schützen sind in diesem Jahr recht beherrscht. Nur der Bruder Christian Havemann mußte 20 fl. Strafe zahlen, „weil er einen Becher Bier über Seite 22 und 23 des Gildebuches gegossen hatte“.

Im folgenden Jahr, in dem der Pastor Konrad Passow aus Tempzin der Gilde beitrug, gibt der Gildeschreiber wieder einen ausführlicheren Bericht. Der Ausmarsch vollzog sich so: „König Wilken, Herr Geheimerath von Kohlhaus und Aeltermann Westphal. Dann folgte der vorige König Otto Gromann zwischen den Bürgermeistern Lönnes und Mählecke, dann 20 Schützen, paarweise.“ Im Ausgabenverzeichnis treten zwei Posten neu auf: „Für Wein, Branntwein, Tabak und Pfeifen 18 fl., für das Gildehaus 16 fl.“ Zur Bestreitung dieser neuen Ausgaben reichten die Einnahmen nicht aus. Um nicht in die roten Zahlen zu kommen, wie man heutzutage sagt, wurde von jedem Schützen eine besondere Abgabe von <sup>1</sup>/<sub>4</sub> Scheffel Gerste erhoben. Säuberlich und zierlich sind wieder die Strafen vermerkt. Vier „Brüder“, die geflucht hatten, mußten in den Beutel greifen. Der Schlosser Hans Matthies nannte die Frauen, „da sie ihren Tanz gehalten, Schnurrpfeifer“ und wurde auf Befehl des Herrn von Kohlhaus verurteilt, in ein „Kufen“ mit Wasser geworfen zu werden. Wegen kläglicher Bitte wurde von dieser Strafe Abstand genommen, doch mußte er 4 fl. Strafe zahlen und die Königskanne ganz allein austrinken. In welcher Zeit dies zu geschehen hatte, wird nicht berichtet. Unter den Einnahmen der Zunft wird im Jahre 1697 ein beachtlicher Betrag an Ackerpacht von einem Ackerstück auf der Wiperstorfer Feldmark genannt. Dieses Land, seit „uralten Zeiten“ im Besitz der Gilde, hatte nach dem Dreißigjährigen Krieg lange brach gelegen und wurde 1754 beim Wipersdorfer Vergleich entschädigungslos abgetreten. Für eine bis dahin nicht genannte Wiese, als „Prullenwiese“ (Prulle = Quelle) bezeichnet, wurde im Jahre 1697 eine Pacht von 2 Fl. 12 fl. vereinbart, im Jahre darauf 14 Fl. Das ist fast doppelt soviel als für die sonstigen Ländereien zusammen. Eine Ursache für diese Steigerung ist weder genannt noch erkennbar, zumal es sich nur um eine kurze Zeitspanne handelt. Daß auch sonst alles teurer geworden war, ist der Abrechnung des Jahres 1699 zu entnehmen. Der Ochse kostete jetzt 24 Fl., drei



Hammel stehen mit 11 Fl. 9 fl. zu Buch. Das ist fast doppelt soviel wie 1687. Vermerkt wird noch, daß die Vogelstange zu verfallen begann und erneuert werden mußte. Sie wurde in Wendorf gekauft und mit 6 Fl. bezahlt. Für Fuhrlohn wurden 2 Fl. ausgeben.

Um die wirtschaftlichen Verhältnisse der Zunft „aufzubessern“, schenkte der Patron ihr im Jahre 1706 mehrere Ackerstücke. Berichte über das Vermögen der Gilde schließen sich bis zum Jahre 1709 an. Dann wird die Buchführung von Jahr zu Jahr unsauberer und unordentlicher. Notiert wird, daß der letzte adlige Besitzer des Guts Hofes, Herr von Freiburg, im Jahre 1742 die Vogelstange erneuern ließ, anscheinend schon aus zwei Stücken. Die Arbeit wurde von Zimmermeister Spangenberg ausgeführt, der 9 Taler dafür erhielt. Im gleichen Jahr ließ von Freiburg auf dem Stadtgericht die Verhältnisse der Zunft feststellen. Mit unwesentlichen Eintragungen des Jahres 1755 schließt das Gildebuch.

17 Jahre lang wissen wir nun nichts über das „Abhalten des Gildens“. Daß nach dem Vogel geschossen wurde, steht jedoch fest, und es ist zu vermuten, daß die Gasterei vielfach ausartete. Nicht ohne Grund war die Zunft von 1772 bis 1776 wegen Überschuldung aufgehoben. Das Königsgeld floß 4 Jahre in die Kämmereikasse, bis sich im letztgenannten Jahr die Zunft neu bildete, die Schulden der alten übernahm wie auch deren Vermögen, das größtenteils aus Ländereien bestand.

Die Ursache des Niederganges ist in zwei Ereignissen zu suchen. Im Jahre 1729 wurde die Stadt von einer gewaltigen Feuersbrunst heimgesucht. Ein Brief berichtet darüber folgendes: „Als am 7. Juli, da eben die bei uns adeliche Gilde Ihr gewöhnlich Vogel Schießen verrichten, und da sie nicht fertig wurde, zogen sie nachmittags etwa um 2 Uhr wieder aus nach dem Berg, da denn bei dem auß Marsch Daniel Prestien, als ein gilde Bruder, sein gewehr von der Schulter ab und übern arm gelegt hätte, derselbige zog den Hahn mit Fleiß auf und schoß Hinterwärts, und traf mit der vorladung ins Dach, was an zu Brennen fing.“ Diese Handlung war um so leichtsinniger, als mit Ausnahme der Kirche alle Häuser mit Stroh oder Reet (Schilfrohr) gedeckt waren. In 1½ Stunden wurden 32 Wohnhäuser, 7 Buden und 11 Scheunen in Asche gelegt. Eine Frau und zwei Kinder kamen in den Flammen um, „auch verbrannte ein totes Kind im Sarg“. Am Tage darauf starb noch ein altes Mädchen an den erlittenen Brandwunden. An Vieh und Hausgeräten wurde fast nichts gerettet. Trunkenheit hatte den Schützen zu seinem Handeln veranlaßt. Ein Bericht drückt es so aus: „da er sich bei des Edelmanns, Herr Landrat von Freiburg Schützengilde dergestalt besoffen gehabt.“

Eine andere Ursache ist in der unruhigen Regierungszeit des Herzogs Karl Leopold zu suchen. Als er im Jahre 1728 vom Reichshofrat der Regierung entsetzt worden war, rückten Exekutionstruppen zum Schutze der neuen Regierung ins Land. Im Jahre 1734 kamen schleswig-holsteinische Truppen in die Stadt, die in den nächsten Jahren durch neue Einquartierungen abgelöst wurden. Als diese im Jahre 1737 Brüel auf Bitten des Rates abgenommen und teils nach Grabow, teils nach Neustadt verlegt wurden, mußten jeder Stadt monatlich 8 Reichstaler gezahlt werden. Schließlich wurden zwölf mecklenburgische Ämter — da die Exekutionskosten nicht aufgebracht werden konnten — an Hannover, Braunschweig und Preußen verpfändet. Im Jahre 1741 kamen wieder holsteinische Truppen nach Brüel, die es der Bürgerschaft schon fast als selbstverständlich erscheinen ließen, daß sich „ihr Viehbestand in jeder Nacht um zwei Stück verringerte“.

Der Vogelschuß des 19. Jahrhunderts unterscheidet sich von dem früherer Zeiten nur dadurch, daß in zunehmendem Maße die gesamte Bevölkerung daran teilnahm. Wurden Menschen, die es wissen mußten, nach der Einwohnerzahl ihrer kleinen Stadt gefragt, dann hieß es wohl: „Dat is ünnerscheidlich. Wenn kein Vagelschuß is, denn sünd dat so bi hunnert ünner tweidusend, an dei Vagelschußwoch sünd dat hunnert doröver.“ Zu dem Fest des Jahres kamen alle „Buten-Brüeler“ nach Hause. Der Ortsgeistliche, Kirchenrat Klotz, schrieb vor rund 200 Jahren in seiner „Chronik von Bruel, einer mecklenburgischen Landstadt“ über den Vogelschuß: „Ob das nun als ein

besonderer Vorzug unserer Stadt zu rühmen, lasse ich eben so unentschieden, als ob diese Feierlichkeit für die Moralität der Stadteinwohner, Eltern, Kinder und Gesinde, zuträglich oder schädlich sei. Wenigstens leidet die Hauswirtschaft einige Tage gar sehr darunter.“

Beim Quellenstudium zu seiner „Geschichte der Stadt Brüel mit der Geschichte der Brüeler Schützenzunft und den Flurnamen“ (Brüel 1927) fand Verf. über die Zunftgeschichte nur schriftliche Hinweise aus den voraufgegangenen 150 Jahren. Gespräche mit den Älterleuten der Zunft kreisten immer wieder um die Frage: „Dor mööt doch ut ganz olle Tieden ok noch wat sien!“ „Bi uns is nix“, sagte der eine Ältermann, und der andere meinte bei einem weiteren Besuch: „Dor sünd mal olle Gildebäuker west, över dei sünd nu weg.“ Ursache des Verschwindens und dessen Zeitpunkt blieben zunächst ungeklärt, bis eines Tages der eine Ältermann meinte: „Ik heff mi dei Saak noch mal dörch denn' Kop gahn laten, un dorbi is mi infollen, dat dei ollen Gildebäuker mal in de Schweriner Zeitung afdruckt west sünd.“ „Wie lange ist das her?“ „Dat kann an de viertig Johr sien.“ Damit war ein Weg gewiesen. Nachforschungen im Archiv der „Mecklenburger Nachrichten“ in Schwerin erbrachten dann die Grundlage der vorstehenden Arbeit. In der Beilage zu Nr. 159 des Jahrgangs 1889 waren „Die ältesten Urkunden der Schützenzunft zu Brüel“ abgedruckt. In den Beilagen zu Nr. 165 und 166 stand „Das Brüeler Gildebuch von 1685“. Im Zusammenhang mit dieser Veröffentlichung muß der Verlust der Gildebücher eingetreten sein. Jahrelange Nachforschungen nach dem Verbleib blieben ohne Ergebnis.

---

### Da unten im Tale

Da unten im Tale läufft's Wasser so trüb  
Und i kann dir's nit sagen, i hab di so lieb.

Sprichst allweil von Lieb', sprichst allweil von Treu',  
Und a' bissele Falschheit is au wohl dabei!

Und wenn i dir's zehnmal sag', daß i di lieb,  
Und du willst nit verstehen, muß i halt weitergehn.

Für die Zeit, wo du g'liebt mi hast, dank i dir schön,  
Und i wünsch', daß dir's anderswo besser mag gehn.

(Aus den Volksliedern von Johs. Brahms)

## Der Pianist Robert-Alexander Bohnke

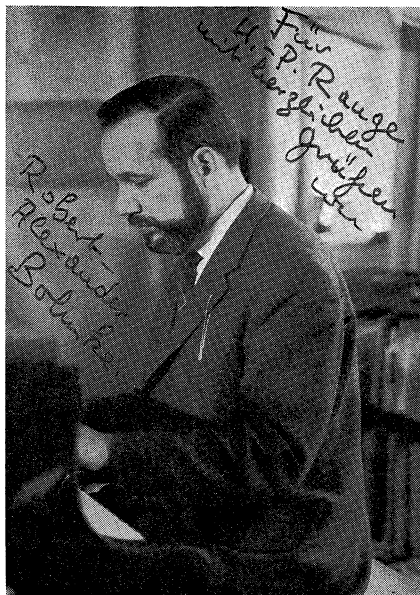
Von Hans-Peter R a n g e

Seine Mutter, einer Linie des berühmten Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy entstammend, trug einst jenen großen Namen und heiratete den Bratschisten und Dirigenten Emil Bohnke in Berlin, der auch als Komponist zeitgenössischer Werke bekannt war. Die Mutter war Geigerin und Schülerin von Flesch und Kulenkampff gewesen, also ebenso wie der Vater hinreichend mit der Musik verbunden. Robert-Alexander Bohnke, am 21. 3. 1927 geboren, verlor schon im Jahre 1928 durch einen tragischen Unfall seine beiden Eltern-teile und wuchs deshalb im Hause seiner Großeltern Mendelssohn auf, die ihn schon frühzeitig mit den verschiedensten Bereichen der Kunst, insbesondere jenen der Musik vertraut machten. Im Alter von 5 Jahren erhielt Robert-Alexander Bohnke Klavierunterricht und entwickelte sehr bald außergewöhnliche musikalische Fähigkeiten, die seinen zukünftigen Beruf mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus-ahnen ließen.

Er studierte nach Absolvierung des Gymnasiums sowohl Musik wie auch Philosophie und Germanistik und trat 1949 erstmals als Pianist vor die Öffentlichkeit. Es sollte mehr als 20 Jahre dauern, ehe ihm nunmehr bescheinigt werden muß, daß er die vordere Reihe der profiliertesten Pianisten seiner Generation erreicht hat, denn mir ist heute kein in seinem pianistischen Ausdrucksvermögen stärker überzeugender und kein technisch überlegener Klaviervirtuose seiner Generation in Deutschland bekannt.

Die Ära Backhaus, Rubinstein, Kempff neigt sich dem Ende zu, noch einmal das pianistische Phänomen Wilhelm Kempff mit höchster Durchgeistigung auf dem Kulminationspunkt musikantischer Poesie aufzeigend, aber doch schon Abschied nehmend von einer Epoche einer bislang nicht gekannten und sich auch wohl kaum wiederholenden Pianisten-Elite. Julius Katchen und Dinu Lipatti, beide frühzeitig verstorben, hätten neben Swjatoslaw Richter und – mit Einschränkungen – Friedrich Gulda als mögliche „Nachfolger“ jener Großen, zu denen natürlich immer noch Claudio Arrau gehört, wirken können. Deutschland, einst Hochburg der großen Musiker aller Richtungen, ist heute arm an wirklich überzeugenden Pianisten, und auch in anderen Ländern zeichnen sich kaum wahre Sterne am Pianistenhimmel ab, obwohl Tausende Musikstudenten „Pianist“ werden wollen, sich redlich abmühen, doch vom Künstlertum weit entfernt bleiben.

Hans-Erich Riebensahm, jener kraftvolle und tiefgründige Interpret und einstige Schnabel-Schüler, der als exzellenter Beethoven-Spieler auf den Spuren Kempffs wandeln kann und mit so bedeutenden Pianisten wie Emil Gilels und Detlef Kraus verglichen werden darf, gehört neben Wladimir Horbowski und Edwin Fischer zu den Lehrern, die Robert-Alexander Bohnke unterrichtet haben. So nimmt es nicht wunder, daß die große Begabung Bohnkes gute Früchte zeigte, indem er 1956 als erster Pianist die drei internationalen Klavierwettbewerbe in München, Genf und Vercelli in einund-



demselben Jahr gewinnen konnte. Doch, was sind Preise wirklich wert? Sie allein vermögen kritisch denkende Kenner noch nicht zu überzeugen, weil Wettbewerb nicht gleich Wettbewerb und Preis nicht gleich Preis zu setzen ist. Auch bei Bohnke blieben Skeptiker, die weitere Beweise erbat.

Dessen eingedenk und angesichts der persönlichen Verpflichtung gegenüber seiner eigenen Familie Mendelssohn arbeitete Robert-Alexander Bohnke hart und unermüdlich weiter. Es vergingen viele Jahre, ehe ihm echte und hervorsteckende Podiumserfolge zuteil wurden. Mehr als 50 Klavierkonzerte aller Epochen vermag er heute zu interpretieren und mehr als 35 hiervon trug er bereits in den meisten Ländern Europas öffentlich vor, darunter alle fünf Beethoven-Konzerte, viele Mozart-Konzerte, die beiden (äußerst schwierigen!) Brahms-Konzerte und viele andere Werke von Bach bis zur Gegenwart.

Eine große Zahl bedeutender Solowerke der breit gefächerten Literatur ist ebenfalls in seinem Repertoire enthalten. Seine Darbietungen der b-Moll-Sonate Chopins oder der Schubertschen Wandererfantasie überzeugen die Hörer heute ebenso wie seine Interpretation der Hammerklaviersonate von Beethoven oder vieler Werke Mendelssohns. Und dennoch scheint er bei den Werken russischer Komponisten zu ganz besonderen Steigerungen zu kommen, denn nie zuvor hörte ich die Werke von Scriabin und Tschaikowsky, Mussorgskij (Bilder einer Ausstellung!!!) und Rachmaninoff markanter und überzeugender als von Bohnke. Die russische Psyche, die tiefe, unverfälschte Musikalität und das sonderbar Dunkle jenes Volkes, die Weite des Landes und die Tragik der Geschichte empfindet Bohnke wahrscheinlich mehr und näher, intensiver und effektiver als die meisten anderen Virtuosen unserer Tage. Er gerät sogar in Schwärmerie und vergißt Strapazen und Enttäuschungen, wenn er von seinen Tourneen durch jenes Riesenreich erzählt.

„. . . In Taschkent wie in Alma Ata, dicht an der chinesischen Grenze, in Nowosibirsk wie in Moskau stehen nagelneue, vorzüglich gestimmte Steinway-Flügel, die eine wahre Wonne sind . . .“, schrieb er vor wenigen Jahren und fügte hinzu, daß ihn eine nie zuvor gekannte Ergriffenheit überkam, als er „in Leningrad den Saal betrat, in dem einst der große Rachmaninoff seine Werke uraufgeführt“ hatte.

Der Gentleman Bohnke, dessen bevorzugte Automarke Rolls Royce ist und der eine für Musikfreunde bemerkenswerte Sammlung von Musikerautographen sein eigen nennen darf, ist weder ein übertriebener Bewunderer des Ostens noch des Westens. Er wirkt im Konzertsaal wie ein Grandseigneur zaristischer Provenienz, doch schlendert er durch die Straßen seiner Universitätsstadt möglicherweise auch im Rollkragenpullover und inmitten eines Knäuels salopper Studenten. Bohnke trägt den Frack und erweist den Handkuß mit gleicher Vollkommenheit und sicherem Stilempfinden, wie er in der lässigen Kleidung eines modernen sizilianischen Malers auf dem Münsterplatz vielleicht eine Bratwurst verzehrt, um anschließend mit einem klapprigen Volkswagen samt zahlreichen Studenten davonzufahren.

Er ist nicht sowohl Aristokrat wie auch Bohemien – und auch nicht Weltbürger, sondern eher ein Mann von Welt, der sich schnell in die Besonderheiten des Neuen (auch in der Kunst!) hineinfindet, ohne sich unbedingt damit sogleich zu identifizieren. Dem Neuen begegnet Bohnke mit Offenheit und Bereitschaft zur Annäherung, nicht mit Skepsis; dem Alten steht er ehrfurchtsvoll gegenüber, nicht aber mit unbedingter Akzeptanz. Bei aller Aufgeschlossenheit eines „modernen“ Menschen versteht er durchaus abzuwägen und . . . zu probieren.

Der souverän wirkende Virtuose Bohnke unterscheidet sich gänzlich von dem freundschaftlich und herzlich dozierenden Pädagogen Bohnke, und dieser wiederum läßt nur bisweilen und schemenhaft den amüsanten Gesellschafter Bohnke, jenen humorvollen Plauderer unzähliger Anekdoten, jenen schmunzelnden Lebemann, jenen weitgereisten Künstler mit den vielfältigsten Interessen und oft auch sonderbaren Einfällen sichtbar werden. Als wir beide in Basel dem greisen Arthur Rubinstein unseren Besuch machten, gelang es Bohnke binnen weniger Augenblicke, sogar den Weltmann

Rubinstein in Erstaunen zu versetzen, denn Bohnke zog fast beiläufig aus der Tasche, was andere nur im Banktresor aufbewahren würden: Ein Album mit handschriftlichen Eintragungen wohl sämtlicher bedeutender Musiker des XIX. Jahrhunderts (u. a. Scriabin, Berlioz, Prokofieff, Brahms, d'Albert, Rachmaninoff, Mendelssohn etc.), und er erbat auch von Rubinstein einen handschriftlichen Vermerk.

Der Klavierspieler Bohnke steigerte sich, wie der Verfasser immer wieder festzustellen die Freude hatte, von Konzert zu Konzert in bemerkenswerter Weise: War Bohnke noch Anfang der 60er Jahre nur einer von vielen, so ist er heute bereits einer von wenigen, nämlich ein Großer seiner Generation! Zweifellos spornen ihn seine vielen internationalen Erfolge in Europa und Übersee an, aber allein dadurch lassen sich die pianistische Ausdruckskraft und ein sehr hoch entwickeltes technisches Rüstzeug nicht erklären. Professor Bohnke hat unermüdlich (und vielleicht fleißiger als andere) auch an sich selbst gearbeitet; er studiert noch heute jede Note neuerlich, mehrmals und immer wieder, denn er weiß, daß er nur dann Terrain gewinnen kann, wenn er seine große Begabung mit großem Fleiß und hoher Energie paart. Heute fließt Webers Perpetuum mobile mit perlenartiger Präzision unter seinen Händen elegant dahin, und heute demonstriert er mit großer Verve die gewaltigen Ausmaße des „Tors der alten Festung Kiew“; heute spürt man den zarten Glanz des Rokoko, wenn dieser Künstler Mozart spielt, und heute verkennt niemand die hohe Bravour, mit der Bohnke die Revolutionsetüde meistert.

Ein Poet ist er dabei weniger als ein akkurater Virtuose, und vielleicht deshalb deutet er Robert Schumann nüchterner als wir es zu hören gewöhnt sind; aber seine Skeptiker wurden durch sein Spiel seit 20 Jahren mehr und mehr überzeugt und verstummen allmählich. Die Stimmen jener, die nicht nur bei diesem, sondern allgemein bei jedem Nachwuchskünstler (und nicht ganz zu Unrecht!) vor übertriebenen Hoffnungen warnen, sind kaum noch zu vernehmen: Wer Bohnke heute hört, wird sehr bald erkennen, daß hier endlich wieder einer jener so seltenen Künstlerpersönlichkeiten erschienen ist, der, um ein Wort Liszts abgewandelt zu zitieren, „mehr kann als dazu gehört!“.

---

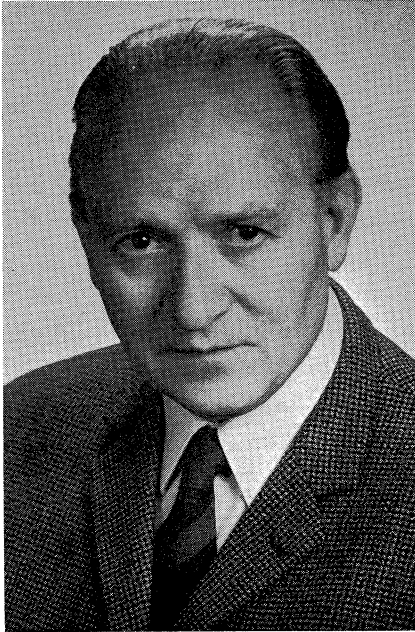
### Alter Weinspruch

Hier im ird'schen Jammertal  
Wär doch nichts als Plack und Qual  
Trüg der Stock nicht Trauben.

## Der See

Ach, du erscheinst mir im Traume, du ewiger See von Neustrelitz.  
Der nach Zierke benannt, dem Dorfe am anderen Ufer.  
Schaute doch immer herüber dein Kirchturm, wenn nicht gewaltig  
Stürmte das Wetter und Nebelschleier das Wasser verhüllten.  
Gingen wir einmal zum Hafem, so blinkte dein tröstlicher Spiegel.  
Ja, vom Marktplatz herab war sichtbar dein Wellengekräusel.  
O du stille Allee und du o griechischer Tempel,  
Unvergeßlich die göttliche Hebe, und unsere Augen  
Sahen dich, See, durchschnitten von Netzen der heimischen Fischer,  
Bis zum entlegenen Ufer, das Hügel und Wälder umgeben.  
Denk an die Weiße Brücke, wenn Sturm den tobenden See hob  
Und den weißlichen Schaum an die Ränder des Ufers geworfen.  
Bad und Boote und Segel in Tagen des gleißenden Sommers  
Waren uns allen vertraut. Und schlug der würgende Winter  
Deine Wellen in starrendes Eis, so jauchzten wir fröhlich  
Auf dem härteren Stahl über deine glitzernde Fläche  
Oder rasten dahin mit dem Eissegel über die Weiten.  
Oh, im Sommer in köstlichen Tagen der sehnennden Träume  
Wandertest du mit dem Freund, in den Zauber der Wege versunken,  
Um den ruhenden See durch Wiesen, Wälder und Dörfer,  
Und er gab dir den Frieden in deine zagende Seele;  
Fandest am Ufer fernab das Teehaus der frohen Barockzeit,  
Lasest gekürzt, kaum ahnend, den Spruch: Beatus ille  
Qui procul negotiis, den wir erst später begriffen.  
Senkte sich Abendstille herab auf den spiegelnden See,  
Dämmerung fiel, und wir hörten die Stimmen vom fernen Ufer,  
Wunschlos lauschten wir noch dem Wispern der Vögel im Schilfe.  
Nacht kam, und alles verstummte, auch unser geliebter See.

Fritz H a g e m a n n



## Professor Dr. Wilhelm Luther

als Oberstudiendirektor  
des Gymnasium Philippinum in Marburg  
verabschiedet

Seitdem wir vor 17 Jahren anlässlich der Feier zum 150jährigen Bestehen unseres alten heimatlichen Schulhauses unseren Zusammenschluß in Marburg neu begründeten, fanden wir dort einen Freund und Förderer, der unserer Lage und unseren Bestrebungen besonderes Verständnis entgegenbrachte. Professor Dr. Wilhelm Luther, Oberstudiendirektor des Gymnasium Philippinum, leistete unserem jetzigen Vorsitzenden Peter Heitmann, der damals im Einvernehmen mit unserem unvergeßlichen Strelitzer Staatsminister Dr. Hustaedt und auf fachmännischen Rat unseres Caroliners Ernst Haberland Marburg auswählte, schon bei den Vorbesprechungen für unser erstes Marburger Treffen im Jahre 1956 entscheidende Hilfe. Er vermittelte, daß wir unsere Feierstunde in der altherwürdigen Universitätsaula abhalten konnten, gab Primaner uns zur organisatorischen Unterstützung bei und nahm an unseren Veranstaltungen im Kurhotel Ortenberg teil. Diese tätige Anteilnahme bewahrte uns Professor Dr. Luther unvermindert im Laufe der Jahre und vor allem auch bei jedem weiteren Treffen in Marburg. Er hielt auf unserem 3. Carolinertag am 29. September 1962 eine bedeutende Rede über den Humanismus in unserer Zeit, die uns in den Auseinandersetzungen über die Schulreform auch heute noch richtungweisend erscheint (vgl. „Carolinum“ Nr. 37, Seite 3—16). Er wußte auf unseren Zusammenkünften in manchem Grußwort und klassischem Trinkspruch Tradition und Geist unserer Carolinerschaft zu würdigen. Seine Sympathie für uns übertrug sich auch auf sein Kollegium. Wir erwähnen hier insbesondere den bewährten Dirigenten des Orchesters des Gymnasium Philippinum, Oberstudienrat Heinrich Will, dessen musikalische Umrahmung unseres Festaktes zur Feier des 175jährigen Gründungsaktes unserer Schule allen Teilnehmern in klangvoller Erinnerung bleibt.

So hat sich aus diesem Miteinander eine Partnerschaft zwischen dem Marburger Gymnasium Philippinum und unserer Carolinerschaft entwickelt, die unserer Altschülerschaft eine neue Heimstatt im freiheitlichen Raume — stellvertretend für die ideologisch und politisch abgegrenzte heimatliche Stätte — geschaffen hat! Diese Partner-

schaft verdanken wir unserem hochverehrten Professor Dr. Luther. Sein Abschied als Schulleiter bewegt uns daher sehr. Einige Daten seines beruflichen Werdeganges mögen hier angebracht sein: Während seiner Referendarzeit von 1935 bis 1937 in Bad Hersfeld und Kassel erwarb er als vierte Lehrfakultas propädeutische Philosophie. Politische Gründe verhinderten während des NS-Regimes den Versuch, sich in Neutestamentlicher Theologie zu habilitieren. Statt dessen übernahm er im Sommer-Semester 1938 die Leitung des „Theologischen Sprachenkonvikts“ an der Universität Marburg, die er bis zu seiner Einberufung zum Kriegsdienst im Jahre 1939 innehatte. Erst 1943 erfolgte seine Ernennung zum Studienrat. Nach Rückkehr aus seiner Kriegsgefangenschaft konnte er am 5. August 1946 seine Lehrtätigkeit an der Schule wieder aufnehmen. Vor der Pensionierung des Oberstudiendirektors Steinmeyer bat ihn das Kollegium, dem seine Absicht einer Habilitation in Philosophie bekannt geworden war, sich um das freiwerdende Direktorat zu bewerben. Vom Ministerium aus einer großen Zahl von Bewerbern gewählt, hat er dann von Ostern 1953 bis zum 31. August 1972 das Gymnasium Philippinum geleitet.

Professor Dr. Luther wurde am 12. Juli 1972 in einer würdigen Feier verabschiedet. Diese Feier galt auch seinem gleichzeitig ausscheidenden Stellvertreter, Studiendirektor Jakob Pirrung. In der Reihe der laudationes sprachen Oberschulrat Kurt Hildebrandt im Auftrage des Regierungspräsidenten von Kassel, Oberbürgermeister Dr. Drechsler-Marburg, die Vorsitzende des Schulleiternbeirates Frau Dr. Hellner, die Leiterin des Marburger Studienseminars Frau Oberstudiendirektorin Dr. Erika Essen u. a. Im Namen des Kollegiums wandte sich Oberstudienrat Heinrich Will an die scheidenden Direktoren mit einer Ansprache, die wir hier auszugsweise wiedergeben:

Als vor Wochen im Kollegium die Frage gestellt wurde, wer wohl bei der Abschiedsfeier für den scheidenden Direktor und seinen Vertreter sprechen solle, und die Wahl auf mich fiel, war dies zwar ein ehrenvoller Auftrag für mich, doch bin ich so ehrlich zu sagen, daß ich viel lieber zwischen ihnen säße und zuhörte, als hier vor Ihnen zu stehen und zu sprechen. Bitte, lassen Sie mich auch sagen, warum.

Ich meine, daß es unmöglich ist, in der zur Verfügung stehenden Zeit auch nur aufzuzählen, was sich in den 39 (!) Jahren, die Herr Pirrung im Schuldienst stand, und in den 35 Dienstjahren von Herrn Prof. Dr. Luther ereignet hat: Diese Fülle von hochgesteckten Erwartungen, aber auch von Rückschlägen, die tägliche physische und geistige Belastung in der Schule und für die Schule, die Anerkennungen, aber auch die Kränkungen, der Erfolg, aber auch die Enttäuschung.

Ich meine auch, daß es mir nicht ansteht, in diesem Augenblick das zu tun, was diejenigen, die unseren Beruf nicht kennen, als unsere Haupt- oder gar Lieblingsbeschäftigung ansehen: nämlich Noten zu erteilen. Im Schulalltag ist das immer noch notwendiges Übel; ich muß aber all' die enttäuschten, die hier und jetzt eine — wenn auch verschlüsselte — Zensurenverteilung erwarten.

In einer Zeit, in der zwar viel von Brüderlichkeit, Toleranz usw. geschrieben und gesprochen wird, können wir täglich in unserer engsten Umgebung in erschreckender Weise beobachten, wie sehr der Mensch im Kollegen, im Vorgesetzten, im Schüler vernachlässigt, ja mißachtet wird. Deshalb möchte ich einiges von dem erzählen, was mich in der täglichen Zusammenarbeit 18 Jahre hindurch mit Ihnen, Herr Direktor Luther und Herr Pirrung, beeindruckt hat, was ich erlebt habe. Auf Daten kann ich im Hinblick auf das, was meine Vorredner gesagt haben, weitestgehend verzichten.

Ich möchte mit Ihnen beginnen, Herr Direktor, und stelle an den Anfang ein Zitat, das der Rede entnommen ist, die Ihr Vorgänger anlässlich Ihrer Amtsübernahme am 30. März 1953 gehalten hat. Er schloß damals mit den Worten:

„Es folgt mir nach mein Kollege Dr. Luther. In den wenigen Jahren, in denen wir miteinander gearbeitet haben, habe ich, haben wir alle, Lehrer wie Schüler, lieber Herr Kollege, Ihre hohen wissenschaftlichen Qualitäten und Ihre ungewöhnliche Gelehrsamkeit in Ihrem Fachgebiet achten gelernt, mit denen ich jedenfalls nicht aufwarten konnte; und Sie haben, auch anders als ich, noch ein Zweites



einzusetzen, was Ihnen für Ihre schwere Aufgabe Kraft verleiht, ich meine Ihren unbeirrbaren Glauben, daß die in unserer Zeit so bedrohte humanistische Bildung noch immer der Königsweg sei, Menschen zu bilden und zu formen. . . . Möchten Sie und die Schule in Ihrer Arbeit nicht den leeren wechselnden Parolen, nicht den plötzlichen Machtansprüchen der Politik, nicht allzu komplizierten und uniformierenden Organisationsmaßnahmen einer notwendig gleichförmig arbeitenden Bürokratie ausgesetzt sein und sich wieder auf das Gesetz unserer Sache, das bildende Lernen, besinnen können. Dann wird unsere ehrwürdige Schule am besten der eigentlichen freien Menschlichkeit, der humanitas, dienen.“

Ich stelle dieses Zitat der Schilderung meiner eigenen Eindrücke und Beobachtungen voran, weil ich vieles darin Gesagte bestätigt fand und weil ich glaube, daß die fast seherisch anmutenden letzten Gedanken geeignet sind, uns alle nachdenklich zu machen.

Als ich ein Jahr später, am 27. April 1954, einen Tag vor Beginn des neuen Schuljahres, nach meiner ersten Vorstellung bei Ihnen, das Haus durch den Lehrereingang in der Untergasse verließ, über dem ich beim Besteigen meines Motorrades den in Stein gemeißelten Spruch entdeckte: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“, vermochten selbst die Worte mich kaum über den ersten, ich sage es offen, deprimierenden Eindruck, den diese Schule auf mich gemacht hatte, hinwegzutrusten. Die düstere Aula, durch deren dunkle Butzenscheiben kaum ein Lichtstrahl auf die dunkelgrau gestrichenen Bänke fiel; auf der kleinen Empore ein noch kleineres Örgelchen, dessen asthmatisches Röcheln vom Geklapper des Blasebalgs und des Pedals übertönt wurde und auf dem ich am nächsten Morgen in der Andacht zum Schulbeginn spielen sollte; im Musiksaal ein Flügel, der zwar das Markenzeichen „Blüthner“ trug, daneben aber auch die tief in Deckel und Zargen eingeritzten Namen von Generationen von Schülern (und den wir ein halbes Jahr später günstig für 50,— DM verkaufen konnten); das hohle Klappern meiner Schritte in den leeren, kühlen Gängen und schließlich im Gespräch mit Ihnen die unüberhörbare Bemerkung, daß es einem Lehrer an dieser alt-ehrwürdigen Schule gut anstünde, Griechisch nachzulernen und die Gelegenheit der „Universität am Orte“ zur Promotion zu nutzen — all’ das lastete wie ein Alptraum auf mir und ließ mich an meinem Schicksal, das mich nach Marburg verschlagen hatte, zweifeln.

Um es kurz zu machen: Alle Befürchtungen erwiesen sich schon nach kürzester Zeit als gegenstandslos. Eine kleine Schule (9 Klassen mit 326 Schülern) und ein entsprechend kleines Kollegium (15 Lehrer), dessen Direktor sich als „primus inter pares“ betrachtete, schufen eine Atmosphäre, die uns damals neu in diese Schule Kommenden (dazu gehörten auch Sie, Herr Pirrung) sehr bald das Gefühl gab, dazu zu gehören. Wer von uns, die wir in diesem ersten Jahrzehnt schon dabei waren, denkt nicht gerne an die Kollegiumsausflüge und Symposien jener Zeit zurück? Wenn etwa der nimmermüde Herr Böhme in seiner unnachahmlichen Art während der Omnibusfahrt über den Lautsprecher versuchte, uns die geographischen Reize der Landschaft links und rechts der Straße schmackhaft zu machen, dieweil Herr Bähr schon die Böller und Leuchtraketen in seinen Taschen ordnete, um sie bei sich bietender Gelegenheit abbrennen zu können. Oder wenn Herr Leinweber zu vorgeschrittener Stunde die immer wieder gerne gehörten Episoden aus seinem reich bewegten Leben erzählte und schließlich dann noch, trotz angeblich indisponierter Stimme, sein Lied vom Rolandsbogen sang und damit das Stimmungsbarometer seinen höchsten Stand erreichte, dann waren Sie, verehrter Herr Direktor, immer dabei und freuten sich mit uns.

Das bedeutet nicht, daß nicht auch bei uns Meinung gegen Meinung stand und nicht hart gestritten wurde; aber doch nie so, daß man sich danach nicht die Hand hätte reichen können.

Das an und in dieser Schule gepflegte humane und liberale Klima dürfte in der damaligen Zeit nicht nur in Marburg einmalig gewesen sein. Das gilt nicht nur für das Verhältnis der Kollegen untereinander oder zum Direktor, sondern in gleichem Maße für die Wechselbeziehungen zwischen Schulleitung, Kollegium, Schülern und Eltern. Sein

pädagogisches Programm hat Herr Direktor in einer als Beilage zu der Zeitung „Das Parlament“ erschienenen Schrift „Vom Wesen menschlicher Freiheit“ niedergelegt:

Erziehung zu Freiheit und Mitverantwortung,  
Kompromißbereitschaft und Toleranz;

Ablehnung von jederart Dogmatismus und Ideologie sind seine Haupterziehungsziele gewesen, bis zum heutigen Tage. Die Einführung der Koedukation (1953) und des Französisch-Zuges (1954) mit der Sprachenfolge Latein-Französisch-Griechisch, der erste Erweiterungsbau mit 6 neuen Klassen und dann die Erneuerung der naturwissenschaftlichen Räume, die besondere Förderung des musischen Bereichs im weiten Sinne, die äußerlich ihren Niederschlag in der neuen Aula fand (1959) — all' das machte das altsprachliche Gymnasium Philippinum über Marburg hinaus attraktiv! Im Jahre 1958/59 war die Schülerzahl auf 450 gestiegen (1953: 238!), darunter 61 Mädchen, die Zahl der Klassen von 9 auf 17; entsprechend stieg die der Lehrer von 15 auf 26.

Schon damals propagierte und — was wichtiger ist — praktizierte Herr Direktor Dr. Luther die „Pädagogik der kleinen Klassen“. Arbeitsgemeinschaften in den Sprachen wurden in reichem Maße angeboten: Neben Englisch und Französisch auch Spanisch, Italienisch und Hebräisch. Dazu AGs in Chemie, Physik und Biologie! Ich halte es für wichtig, auf diese Stationen einer außergewöhnlichen Entwicklung während der ersten 7 Jahre des Direktorats Prof. Dr. Luther hinzuweisen, denn manchem unter uns sind diese Tatsachen unbekannt! Tatsachen, die zeigen, daß diese Schule sich keineswegs darin gefiel, Tradition zu pflegen im Sinne von „Asche bewahren“, sondern bereit war — und ist! — der Gegenwart und Zukunft Rechnung zu tragen, sich nach allen Seiten hin zu öffnen.

Daß Sie, Herr Direktor, aber auch den Mut hatten, für die Wahrung des Bewährten notfalls auch zu kämpfen, hat sich nach 1960 gezeigt.

Wenn wir heute hier in der Schwangasse in hellen, freundlichen Räumen, unterstützt von modernen Lehrmitteln, unterrichten können, dann verdanken wir das nicht zuletzt Ihrer Zähigkeit. Immer wieder haben Sie auf die Notwendigkeit hingewiesen, optimale äußere Verhältnisse zu schaffen, die eine nicht zu unterschätzende Voraussetzung für den Unterrichtserfolg sind. Ich glaube darauf verzichten zu können, alle Stationen des langen Weges zwischen 1960 und heute aufzuzählen, die vielen Hindernisse und Rückschläge, die zu überwinden waren, bis Sie dieses Ihr Ziel, das ja auch unser aller Ziel war, erreicht hatten. Daß Sie nun aus diesem Dienst scheiden, ohne die Krönung des Ganzen, die Errichtung der Turnhalle und einer Aula, als Direktor dieser Schule zu erleben, sollte Sie nicht allzu traurig stimmen. Die Weichen dazu haben Sie jedenfalls gestellt, und ich kann mir denken, daß Sie auch im Ruhestand ein unbequemer Mahner sein werden, falls, um im Bilde zu bleiben, der Zug auf der Strecke liegen bleiben sollte.

Ihre wissenschaftliche Arbeit und Ihre Lehrtätigkeit an der Universität zu würdigen, soll nicht meine Aufgabe sein. Zu Ihrem Amt als Leiter des Wissenschaftlichen Prüfungsamtes der Universität, das Sie seit 1953 innehaben, erlaube ich mir nur auf die Tatsache hinzuweisen, daß Sie in dieser Funktion zuletzt jährlich zwischen 700 und 800 Prüfungen zu organisieren hatten. Bei dieser Größenordnung kann man kaum von „Nebenaufgaben“ sprechen. So haben diese zusätzlichen Belastungen zusammen mit den Anforderungen, die heute an das Amt eines Schulleiters gestellt werden, im letzten Jahrzehnt ihren Tribut von Ihrer Gesundheit gefordert. Ich meine, daß Sie mit Rücksicht auf Ihre Familie und sich selbst recht daran taten, von der Möglichkeit Gebrauch zu machen, vorzeitig in den Ruhestand zu treten.

Sie, Herr Professor Dr. Luther, haben sich in den 19 Jahren, in denen Sie als 28. in der langen Reihe der Pädagogiarchen und Direktoren seit 1527 das Gymnasium Philippinum geleitet haben, um diese Schule und damit um die Ihnen anvertrauten Schüler verdient gemacht. Dafür danke ich Ihnen im Namen des Kollegiums!

In einem Gespräch sagte mir Herr Prof. Dr. Luther vor einigen Tagen, welches Glück es für ihn gewesen sei, in den Jahren der enormen Arbeitsüberlastung hervor-

ragende und arbeitsfreudige Mitarbeiter um sich gehabt zu haben. Ohne dabei den Anteil anderer Kollegen schmälern zu wollen, glaube ich annehmen zu dürfen, daß dieses Kompliment in besonderem Maße seinen beiden letzten Stellvertretern, dem unvergessenen OStR. Dr. Böhme, und Ihnen, Herr StD. Pirrung, galt.“

In seinen weiteren Ausführungen würdigte Oberstudienrat Heinrich Will Persönlichkeit und Verdienste des Studiendirektors Jakob Pirrung. Nachdem dieser in einem Rückblick Worte des Dankes gesprochen und den Wunsch zum Ausdruck gebracht hatte, daß das Gymnasium Philippinum in die Zukunft weiterwirken möge als Schule, die – wie seit Jahrhunderten – für den Marburger Raum eine große Aufgabe erfüllt und nicht nur pragmatisch orientierte Kenntnisse, sondern echte humanistische Bildung vermittelt, ergriff als letzter Professor Dr. Luther das Wort. Wir bringen seine Abschiedsrede angesichts unserer freundschaftlichen Bindungen und unseres eigenen Interesses an der Weiterentwicklung der humanistischen Bildung in vollem Umfang:

„Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ein Blick auf die Uhr läßt es geraten erscheinen, daß ich mich kurz fasse.

Zunächst möchte ich mich für die ehrenvolle Teilnahme maßgebender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens an meiner Verabschiedung herzlich bedanken. Es sind mir hohe Anerkennungen zuteil geworden, die eine Gesinnung großen Wohlwollens erkennen lassen und liebenswürdigerweise über die Minuspunkte meiner abschließenden Bilanz hinwegsehen. Die negativen Seiten und Unzulänglichkeiten meines Wirkens sind mir gerade in dieser Stunde deutlich bewußt geworden. Einiges läßt sich vielleicht damit entschuldigen, daß ich – besonders im zweiten Jahrzehnt meiner Amtsführung – zunehmend überlastet worden bin. Es war einfach nicht mehr möglich, Direktorat, politische Tätigkeit, Wissenschaftliches Prüfungsamt, Honorarprofessur und schriftstellerische Betätigung im alten Umfang aufrecht zu erhalten. Eine Altersdiabetes kam hinzu und zeigte mir unmißverständlich die Grenzen meiner Leistungsfähigkeit. So mußte ich Schritt für Schritt abbauen, zunächst meine kommunalpolitische Tätigkeit als Stadtverordneter und zuletzt als Vorsteher der Gemeindevertretung in Marbach, aus der ich 1968 ausgeschieden bin, und heute die Schulleitung am Gymnasium Philippinum. Bis 1969 war ich noch in der Lage, meine Bücher und Aufsätze in der Zeit von 22.00 Uhr bis 1.30 Uhr zu schreiben. Das hat 1970 aufgehört. Regelmäßige Sanatoriumsaufenthalte in Bad Kissingen (seit 1963) und eine vorzügliche ärztliche Betreuung haben mir über die Runden geholfen, so daß ich auch die unruhigen letzten Jahre am Philippinum einigermaßen überstehen konnte. Aber jetzt ist es an der Zeit, die Bürde der Schulleitung abzulegen und einem Jüngeren Platz zu machen, der mit voller Kraft an das Steuer unseres Schulschiffes treten kann.

Während meines 19jährigen Direktorates hatte ich das Glück, ein sehr qualifiziertes Kollegium und hervorragende Mitarbeiter in der Schulleitung neben mir zu haben. Mein erster Stellvertreter, Herr H a u f f e, der hochbetagt heute unter uns weilt, hat mir in den ersten Jahren wesentliche Starthilfen gegeben. Dann kam die unvergeßliche, freundschaftliche Zusammenarbeit mit Herrn Dr. B ö h m e, der allen, die ihn kannten, noch als leuchtendes Vorbild vor Augen steht, und nach seinem Tode mein verehrter Kollege Pirrung, der sich heute zusammen mit mir von der Schulgemeinde verabschiedet. Er hatte es schwerer als seine Vorgänger, mußte in den hinter uns liegenden unruhigen Jahren viel Organisationsgeschick und Nervenkraft aufbringen. Ein Jahr lang hat er die im ersten Trakt des Neubaus untergebrachten Klassen der Unter- und Mittelstufe selbständig geleitet. Die letzten Jahre unserer gemeinsamen Schulleitung waren für uns sicher die anstrengendsten und nicht immer die strahlendsten. Aber wir sind nicht unter die Räder gekommen, und die Schule hat trotz mancher Störaktionen der von Studenten gesteuerten neolinken Minderheit niemals in unrühmlicher Weise Schlagzeilen gemacht.

Angesichts der knappen mir zur Verfügung stehenden Zeit kann ich mich heute nicht bei allen bedanken, die mir in fast zwei Jahrzehnten hilfreich zur Seite gestanden haben. Für das erste Jahrzehnt meiner Schulleitung darf ich auf den Rechenschafts-

bericht verweisen, den ich in der Juni-Nummer der Chronika des Jahres 1963 vorgelegt habe. Doch halte ich es für meine Pflicht, an dieser Stelle, abgesehen von meiner Sekretärin, Fräulein H o p f , ausdrücklich unserem verehrten Hausmeister, Herrn Christian M i e r s c h , und seiner lieben Frau dafür zu danken, daß sie in einer sehr bewegten und für sie arbeitsreichen Zeit mir immer treu geholfen haben. In dieser Liste darf auch meine eigene Frau nicht fehlen, die nach dem allzu frühen und unglückseligen Tode meiner ersten Frau sich bereit gefunden hat, an meine Seite zu treten und die Betreuung der fünf Kinder aus erster Ehe zu übernehmen. In den letzten 14 Jahren hat sie mir nicht nur zwei Söhne geschenkt, sondern mit mir auch schwere Schicksalsschläge tapfer ertragen. Ihre dynamische, kritisch-konstruktive und selbstlose Art ist für mich und die Familie von unschätzbarem Wert.

Mein besonderer Dank gilt den zu meiner Verabschiedung erschienenen Ehrengästen, zunächst dem Vertreter des Herrn Kultusministers und Regierungspräsidenten, unserem verehrten Dezernenten, Herrn Oberschulrat H i l d e b r a n d t , dem die Schule in den letzten Jahren manche Hilfe, vor allem gute pädagogische Ratschläge und Anregungen verdankt, dann Herrn Oberbürgermeister Dr. D r e c h s l e r für seine anerkennenden Worte und das sehr wertvolle Abschiedsgeschenk der Stadt, das mir für meine künftigen sozial- und kulturphilosophischen Arbeitsvorhaben nützlich sein wird. Hochgeehrt fühle ich mich durch die persönliche Anwesenheit des Kommandeurs der 2. Jägerdivision, Herrn General von I l s e m a n n . Trotz des heute kritischen Verhältnisses zwischen Bundeswehr und Gymnasium verbindet beide m. E. die Verpflichtung zu staatsloyaler Haltung und bejahender Einstellung zu unserer freiheitlichen, rechtsstaatlichen Demokratie, die durch systemimmanente Reformen weiterentwickelt und gegen alle Umsturzversuche von links und rechts geschützt werden muß. Sehr gefreut habe ich mich auch darüber, daß die politischen Parteien der Stadt durch maßgebende Persönlichkeiten, daß darüber hinaus die Stadtverordnetenversammlung und die Konfessionen durch namhafte Repräsentanten bei meiner Abschiedsfeier vertreten sind. Das gilt auch für meine Freunde vom Rotary-Club, deren Anwesenheit unter ihrem Präsidenten, Herrn Oberstaatsanwalt W e i t z e l , mir sehr wohlgetan hat. Vielen Dank dem Obmann der Direktoren des Unterbezirkes Marburg, Herrn Kollegen K u n i s c h , für die freundlichen Abschiedsworte und das schöne Buchgeschenk, das künftig in meinem sprachphilosophischen Apparat stehen wird; Dank auch den zahlreichen Kollegen der Marburger Schulen, die mich durch ihre Teilnahme geehrt haben. Mit Frau Dr. Essen, der Leiterin des hiesigen Studienseminars, hat die Schulleitung freundschaftlich und effektiv zusammengearbeitet. Ehrevoll für den Verfasser war ihre geistreiche Verknüpfung des Platon-Zitates mit seiner 1966 erschienenen Aletheia-Monographie. Das Philippinum ist ihr für die Anregung vieler wertvoller pädagogischer Experimente, vor allem auf dem Gebiet des Deutschunterrichts, sehr verpflichtet. Mit den Eltern hatten mein Kollege und ich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ein gutes Verhältnis. Die Zusammenarbeit mit der Elternbeiratsvorsitzenden, Frau Dr. H e l l n e r , war sehr harmonisch und entsprach den Interessen und Wünschen der Schulgemeinde. Den Ehemaligen, für die ihr Vorsitzender, Herr Dr. B r a u n - E l w e r t , gesprochen hat, habe ich mich von Anfang an verbunden gefühlt und werde es auch weiterhin bleiben. Dank sagen möchte ich den Eltern und ehemaligen Schülern dafür, daß sie sich in die Kosten der noch erscheinenden Bände 3—6 des von J. Ritter herausgegebenen „Wörterbuchs der Philosophie“ geteilt haben. Herr Kollege W i l l hat als Sprecher des Kollegiums in einer sehr persönlichen und herzerfrischenden Weise den humanen und liberalen Geist, der am Philippinum in den 50er und 60er Jahren herrschte, beschworen, so daß mich die Erinnerung tief bewegt hat. Sie macht den Abschied schwer; denn in diesem „alten“ Philippinum habe ich mich sehr wohl gefühlt und bedauert, daß mit Beginn der Studenten- und Schülerrevolte der alte Geist neuen Einstellungen mehr und mehr weichen mußte. Herr Will gehört zu den Kollegen, die diesen Geist mitgeschaffen haben. Als Musikerzieher hat er Entscheidendes zum guten Ruf der Schule als musikalisches Gymnasium beigetragen. Die freundlichen Worte des Schulsprechers Ulrich G r o ß m a n n ließen zu meiner Freude durchblicken, daß die Schülerschaft in mir nicht nur den

verärgerten und schimpfenden Scholarchen gesehen, sondern auch gespürt hat, daß ich berechtigten Emanzipations- und Demokratisierungsbestrebungen durchaus zugänglich war.

Für mich selbst leitet die Pensionierung einen neuen Lebensabschnitt ein. Ich hoffe, nach Besserung meines Gesundheitszustandes künftig den Vormittag statt in der Schule, im Lesesaal der Universitätsbibliothek verbringen zu können, um zunächst ein seit längerem geplantes Manuskript über das Thema: „Emanzipation, Wege und Irrwege jugendlicher Selbstbefreiung in der Bundesrepublik“ fertigzustellen. Ein weiteres Buchvorhaben kreist um die Begriffe „Freiheit und Ordnung“. In unserer Gegenwart, die deutliche Merkmale des Übergangs zu einem neuen Zeitalter erkennen läßt, kommt es entscheidend darauf an, daß die ältere Generation der jüngeren verlässliche Verhaltensnormen und Orientierungswerte hinterläßt. Vor allem gilt es, die im Grundgesetz niedergelegten Wert- und Ordnungsvorstellungen für die besonderen Bedingungen unserer technisch-wirtschaftlichen Zivilisation neu zu formulieren und für die Jugend nicht nur verständlich, sondern auch annehmbar zu machen. Nur so und durch sozialgerechte, maßvolle Reformen unserer unter schweren Opfern errungenen freiheitlichen, rechtsstaatlichen Demokratie können wir die heute drohenden Gefahren einer Machtübernahme von linken oder rechten revolutionären Minderheiten erfolgreich abwehren.

Reformen sind auch im Schulwesen erforderlich, aber keine hektischen, keine ideologischen und auch keine, die die finanziellen und personalen Möglichkeiten des Staates überfordern. Bei Hegel sollte man lernen, daß Kulturrevolutionen, die das Alte liquidieren wollen, verfehlt sind: Es gilt vielmehr, das Alte aufzuheben und so zu erneuern, daß es auf eine höhere Stufe emporgehoben und auf ihr sowohl bewahrt als auch kontinuierlich weiterentwickelt wird. In Marburg hat sich der am 5. Juli 1970 vom Stadtparlament einstimmig verabschiedete Schulentwicklungsplan erfreulicherweise an diesen Grundsatz gehalten. Die Schulgemeinde hat sich auch sehr darüber gefreut, daß der Herr Oberbürgermeister bei der Übergabe des zweiten Bauabschnitts des Gymnasium Philippinum die künftige Richtung der Marburger Kulturpolitik ähnlich bestimmt hat: Einerseits nachhaltige Förderung der integrierten Gesamtschule auf dem Richtsberg, andererseits keine Integration der schulreformbezogenen alten Schulen mit ihrem vielseitigen und hochdifferenzierten Angebot, sondern enge Kooperation. Besonders erfreut war ich darüber, daß der Herr Oberbürgermeister so entschieden für die Beibehaltung des grundständigen Lateins im Angebot der Förderstufe am Philippinum eingetreten ist. Falsch und verhängnisvoll wäre es, dem Drängen einer angeblich fortschrittlichen Elterninitiative und radikaler linker Funktionäre der GEW folgend, die vorhandenen Schulformen in Marburg möglichst bald aufzulösen und in Gesamtschulkomplexen aufgehen zu lassen. Ich bedauere als Schulleiter sehr, daß das hessische Kultusministerium am 2. Juni 1970 unseren in monatelanger Arbeit durch die Herren D a n n e b e r g , B ä h r , O h l w e i n , M a u r e r und andere Kollegen vorbereiteten Versuch einer Reform der Oberstufe mit einer unverständlichen, nicht stichhaltigen Begründung abgelehnt hat, obwohl seine Erprobung das Land Hessen keinen zusätzlichen Lehrer und keine weiteren Mittel gekostet hätte.

Lassen Sie mich bitte abschließend noch kurz auf einige elementare Ansätze zu einer inneren Reform der Schule zu sprechen kommen, die Schulleitung, Kollegium und Eltern in den Jahren 1953–1972 gemeinsam durchführen konnten. Zum besseren Verständnis möchte ich meinen Ausführungen zwei kurze Statistiken voranstellen:

## 1. Bauliche und strukturelle Veränderungen am Philippinum:

Beginn des Schuljahres 1953	Einführung der Koedukation.
Beginn des Schuljahres 1945	Einführung eines Französisch-Zuges mit der Sprachenfolge Latein (VI), Französisch (IV) und Griechisch (VIII).
Schuljahr 1955/56	Erweiterungsbau (Untergasse 4) im Anschluß an die Aula, zunächst 6 neue Klassenräume, die später zu einem naturwissenschaftlichen Trakt umgewandelt wurden.
20. Mai 1959	Übergabe der erweiterten Aula.
27. September 1962	Erste Zusage des Oberbürgermeisters und Stadtschuldezernenten für den Neubau in der Schwangasse.
29. Oktober 1966	Grundsteinlegung für den Neubau.
29. Oktober 1966	Genehmigung eines griechisch-freien Zuges mit der Sprachenfolge: Latein (VI), Englisch (IV) und dritter wahlfreier Fremdsprache.
Nach den Osterferien 1969	Umzug der Unterstufe und eines Teiles der Mittelstufe in den I. Trakt des Neubaus (Schwangasse 18).
26. August 1971	Übergabe des zweiten Bauabschnittes an die Schulgemeinde; Umzug der Mittel- und Oberstufe; völlige Räumung des Altbaus (Untergasse 4) einschließlich der Turnhalle.
16. Juni 1972	Genehmigung eines vom Schulleiternbeirat beantragten griechisch-freien Zuges mit der Sprachenfolge: Latein (VI), Französisch (IV) und dritter wahlfreier Fremdsprache.

## 2. Daten über das Wachstum der Schule an Lehrern, Schülern und Klassen:

Schuljahr	Klassenzahl	Lehrerzahl	Gesamt-schülerzahl	Mädchen
1953/54	9	15	326	17
1958/59	17	26	450	61
1963/64	21	33	516	108
1968/69	26	44	631	247
1971/72	33	57	703	316

Bis in die erste Hälfte der 60er Jahre hinein herrschte in der Hessischen Schulverwaltung eine erfreuliche Liberalität, die den Schulleitern ausreichende Einflußmöglichkeiten im pädagogischen Sektor und in der Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen einräumte. So konnte ich nach Übernahme des Direktorats mit Fug und Recht ein Erziehungsprogramm entwerfen, das in meiner Schrift „Vom Wesen menschlicher Freiheit“ (Schriftenreihe der Bundeszentrale für Heimatdienst, Bonn 1957, H. 29) in mehreren Auflagen veröffentlicht worden ist. Als pädagogische Funktionsziele habe ich darin vorgeschlagen: Erziehung zu Freiheit und Mitverantwortung; Kompromißbereitschaft und Toleranz; Kritikfähigkeit, Flexibilität im Denken und Handeln; Vorurteilsfreiheit, d. h. Ablehnung von jeglichem Dogmatismus und jeder Ideologie; Anleitung zu freier, vertrauensvoller und verantwortlicher Kooperation, zur Verbindung politischer Aktivität mit kosmopolitischen Neigungen; zum vernünftigen Dialog und zu rational begründbaren Entscheidungen; alles in allem:

Erziehung zu einem realistischen, politisch aktiven und sozialen Humanismus.

In diesem Sinne ist auch am Philippinum bis zum Beginn der Schülerrevolte übereinstimmend erzogen und ausgebildet worden. An der Schule herrschte ein liberales und humanes Klima; im Kollegium, trotz steten Wachstums, eine durchgehende und anhaltende Freundschaft. Diese Atmosphäre konnte bis zur Mitte der 60er Jahre erhalten werden, da Schulleitung und Kollegium bis dahin auf die Einstellung des Lehrernachwuchses einen gewissen Einfluß hatten. Durch seine Tätigkeit als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Prüfungsamtes und auf Grund seiner Mitwirkung an den Assessorenprüfungen verfügte der Direktor über eine breite Personenkenntnis und konnte den Personalrat bzw. die Fachvertreter zuverlässig beraten. Dank gebührt auch den Dezenten dieser Jahre, die uns die Möglichkeit gegeben haben, ein wissenschaftlich qualifiziertes, pädagogisch fortschrittliches und relativ junges Erzieherteam zusammenzustellen.

Sehr segensreich hat sich die von Schulleitung, Kollegium, Eltern- und Schülerschaft einmütig vertretene Pädagogik der kleinen Klasse ausgewirkt, die bei der stark differenzierten Struktur unserer humanistischen Koedukationsschule möglich war, ohne gegen die vom Ministerium verfügbaren Richtzahlen für Klassenfrequenzen zu verstoßen. Leider ist diese bewährte Elementarpädagogik heute in Hessen nicht mehr möglich.

Zu den Grundsätzen unserer inneren Schulreform gehörte auch das Prinzip, den vielseitigen Interessen der Schülerschaft entsprechend zusätzliche Arbeitsgemeinschaften anzubieten. Die Schülerinnen und Schüler hatten die Möglichkeit, an freiwilligen Unterrichtsveranstaltungen in Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Russisch teilzunehmen. Die seit 1527 bestehende Tradition des Hebräischunterrichts führte der Direktor selbst weiter. Einen besonderen Schwerpunkt bildeten musische Fächer und Leibeserziehung. Aber auch an die naturwissenschaftlich interessierte Schülerschaft wurde gedacht: Die Schulleitung war schon im Altbau bemüht, das vorgefundene Defizit an Räumen und Unterrichtsmitteln zu beseitigen. Heute verfügt die Schule über einen großzügig eingerichteten und gut ausgestatteten naturwissenschaftlichen Trakt. Die bis etwa 1968 regelmäßig angebotenen Arbeitsgemeinschaften in Physik, Chemie, Biologie und Astronomie mußten aber in den letzten Jahren wegen des herrschenden Lehrermangels zunehmend eingeschränkt werden. Dasselbe gilt auch für das Angebot in Sozialkunde, Philosophie und Schach, das aber eigentlich nie zu kurz gekommen ist.

Zu den ungeschriebenen Gesetzen am Philippinum gehörte es, möglichst keinen Schüler in seiner Schullaufbahn scheitern zu lassen. Der Prozentsatz derjenigen, die die Schule verlassen mußten, war relativ klein. In all diesen Fällen, in denen Begabung oder Interesse oder Leistungswille nicht ausreichten, übernahm die Schulleitung die Beratung der Eltern und bemühte sich auch um die Umschulung in eine geeignete weiterführende Schule. In den letzten Jahren wurde regelmäßig der Schulpsychologe eingeschaltet, den das Philippinum als erstes und bisher einziges Gymnasium Marburgs ins Kollegium aufgenommen und dem es einen besonderen Raum für seine Tätigkeit eingeräumt hat.

Dem humanistischen Grundprinzip der Offenheit gegenüber anderen Kulturen entsprechend, hat die Schule auf der Grundlage der von Herrn Kollegen Will in Marburgs französischer Partnerstadt Poitiers angebahnten Beziehungen einen Klassenaustausch mit dem Lycée Camille Guérin in die Wege geleitet. Bisher sind zwei Begegnungen erfolgt. Im September dieses Jahres hat uns Herr Kollege Prévost wieder mit einer Klasse besucht. Die von Herrn Kollegen Dr. Ihrig (+) angeregte Partnerschaft mit der Modern School der englischen Industriegroßstadt Leeds, die auch zu gegenseitigem Schüleraustausch und zum Besuch des englischen Schulorchesters in Marburg geführt hat, ist leider nicht von Bestand gewesen. Von der durch die Schulleitung 1971 ange-

regten und durch Herrn Professor von Oppen vermittelten Partnerschaft mit einer Schule in Canterbury kann nur gesagt werden, daß sie sich noch in statu nascendi befindet.

Von den innerdeutschen Partnerschaften sei hier die langjährige mit dem Kant-Gymnasium in Berlin-Steglitz erwähnt, über die in der Chronika wiederholt berichtet worden ist. Leider haben die Kontakte seit dem Abbau der humanistischen Tradition an dieser Schule in den letzten Jahren nachgelassen. Seit 1956 betreut das Gymnasium Philippinum die ehemalige Schülerschaft des 1795 gegründeten und durch bedeutende Schüler bekannt gewordenen Gymnasium Carolinum in Neustrelitz. Den bisherigen Höhepunkt dieser Partnerschaft bildete die 175-Jahrfeier, die am 19. 9. 1970 in der alten Universitätsaula begangen und durch das Orchester des Philippinum musikalisch ausgestattet worden ist.

Bei seinem Amtsantritt hatte der Direktor mit dem Kollegium eine weitgehende Demokratisierung der Schulleitung verabredet. Dementsprechend sind seit 1953 wichtige Entscheidungen stets zusammen mit Stellvertreter, Personalrat und zuständigen Kollegen getroffen und die Fragen von allgemeinem Interesse durch die Gesamtkonferenz entschieden worden. Die Kollegen sollten das Gefühl haben, daß ihre Interessen von der Schulleitung gewissenhaft und rechtzeitig wahrgenommen wurden. Geburtstage, Familienereignisse und Jubiläen wurden regelmäßig beachtet. Auch im Verhältnis zu den Eltern haben sich Schulleitung und Kollegium um freundschaftliches Einvernehmen und gute Partnerschaft bemüht. Den berechtigten Wünschen der Schülermitverwaltung sind wir schon vor dem Erlaß der neuen Verordnung über die Schülervertretungen vom 3. August 1970 zum Teil nachgekommen.

Wegen Überlastung durch traditionell mit dem Philippinum verbundene Nebenaufgaben (Wissenschaftliches Prüfungsamt, Sonderprüfungen u. a.) mußte der Schulleiter sich im Bereich des Unterrichts in den letzten Jahren weitgehend auf die Fähigkeiten und die Initiative seiner Lehrer verlassen, darüber hinaus wichtige organisatorische Aufgaben an seinen Stellvertreter, den Studienleiter und die Fachsprecher delegieren. Was er selbst nach wie vor als Unzulänglichkeit seiner Amtsführung betrachtet, ist inzwischen durch die hessische Kulturpolitik, die zum Abbau der bisherigen Amtsbefugnisse des Direktors und zur kollegialen Schulleitung tendiert, legitimiert worden. Aber bedarf es eigentlich noch der Aufrechterhaltung des Direktorats in den künftigen Gesamtschulen, wenn die Einflußmöglichkeit der Schulleiter im wesentlichen auf Koordination und auf Schlichtung innerschulischer Konflikte beschränkt wird? Überhaupt gibt die Art, wie heute in Hessen die an sich notwendige Schulreform durchgeführt wird, zu Bedenken und Sorgen Anlaß. Der vor kurzem vorgelegte Entwurf einer Studentafel für die Sekundarstufe I stellt eine tödliche Bedrohung für die alten Sprachen im weiterführenden Schulwesen dar. Offenbar wird ihre schrittweise Eliminierung aus dem Unterricht angestrebt, wie die Tendenz zur Abschaffung der zweiten Pflichtfremdsprache deutlich erkennen läßt. Die Festlegung auf das Englische als einzige obligatorische Fremdsprache würde zu einem nicht mehr verantwortbaren Niveauverlust der weiterführenden Schulen und zu einer schwerwiegenden Beeinträchtigung der Studierfähigkeit unserer Abiturienten führen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich verlasse am Ende dieses Monats die Schule in einem Status, in dem sie noch als humanistisches Gymnasium bezeichnet werden kann; denn im abgelaufenen Schuljahr hatten wir 27 Klassen mit Latein und Griechisch und 6 mit grundständigem Latein und Englisch als zweiter Fremdsprache. Das Interesse der Marburger Elternschaft an Latein als Anfangssprache ist weiterhin stark, wie die für drei Klassen vorgesehenen 96 neuen Sextaner beweisen.

Möge es meinem Nachfolger gelingen, das durch Jahrhunderte Bewährte und Zukunftsträchtige der humanistischen Bildung in die neue Zeit hinüberzuretten und so im Hegelschen Sinne wertvolle Tradition zu erhalten und weiterzuentwickeln! Möge dieser Schule, die 1977 auf ein 450jähriges Bestehen zurückblicken kann und ihren



kulturellen Auftrag in zahlreichen Epochen eindrucksvoll erfüllt hat, das Schicksal erspart bleiben, im überdimensionalen Komplex einer von Ideologen und Technokraten befohlenen polytechnischen Einheitsschule unterzugehen! Ich kann mir nicht vorstellen, daß das, was am Gymnasium Philippinum getan worden ist, umsonst gewesen sein soll und keine Spuren hinterlassen wird.“

Wir Caroliner wünschen unserem Professor Dr. Wilhelm Luther, der sich noch seiner Lehrtätigkeit an der Universität in Marburg widmet, nun besinnliche Zeit für seine Studien und Neigungen und viele glückliche Jahre in seinem schönen Marbacher Heim! Möge die von ihm begründete Partnerschaft des Gymnasium Philippinum unserer Altschülerschaft und damit auch unserem in der Tradition fortlebenden Carolinum erhalten bleiben!

H

---

### Frühes Lied

Du hast es nie gewußt im Jahr,  
Daß alles, das ich dir geschenkt,  
Aus Letztem meiner Seele war  
In deine Seele eingesenkt,

So Lust und Hoffen, Traum und Nacht  
Und Frühlingstag, Novembergram,  
Gedanke, Gott, der Ferne Macht,  
Der einzgen Liebe tiefe Scham,

Daß alles ich um dich gelebt,  
Gelitten und gehofft zuletzt,  
Daß nun, da alles mir entschwebt,  
Zerbrach durch deine Hand, zerfetzt:

Ein wehes Lied im Winde klingt  
Und von dem toten Herzen singt.

Fritz H a g e m a n n

## Studienrat i. R. Dr. Karl Gratopp, Waren/Müritz, + 9. März 1973

Im Sommer 1944 wurde ich auf Anordnung des Reichsstatthalters als Direktor vom Carolinum, Neustrelitz, an das Gymnasium in Waren/Müritz versetzt. Es sollte eine Verbannung sein. Aber ich hatte Waren auf manchen Fahrten schon lieb gewonnen. Nicht nur der größte Binnensee unseres Vaterlandes empfing mich mit seiner Weite und seinem Leuchten und den Wäldern, sondern auch ein Kollegium, welches wie das in Neustrelitz bereit war, vom ersten Tage an mit mir den Weg zu gehen, den ich für geboten hielt. Da die früheren „Andachten“ vom Staat untersagt waren, führte ich — wie auf dem Carolinum — vor Beginn des Montagsunterrichtes 10 bis 15 Minuten des Besinnens in der Aula ein, damit die Schüler und ebenso die große Zahl der Schülerinnen — es gab in Waren kein Lyzeum — in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit gestärkt wurden und einmal in der Woche das Wort hörten, das nicht dem Unterricht galt, sondern nur dem Menschen. Eine Estrade mit gutem Flügel war vorhanden. — Nur ein Beispiel: Dr. Köhler rezitierte die damals noch weithin bekannte Ode aus Horaz: „Integer vitae scelerisque purus“ (Wer im Wandel rein und frei von Schuld) erst in lateinischer Sprache, dann in deutscher Übersetzung. Danach nahm er sein Violoncello und ließ die erhabene Weise mehrmals erklingen. —

Dr. Gratopp war ein stiller und verinnerlichter Mensch. Man kann sich wohl vorstellen, daß ihm diese Art der Auffassung der Verbindung von Schönheit, Pflicht und Arbeit zusagte. Wir haben beide niemals viele Worte dienstlicher Art miteinander gewechselt. Er war ein absolut zuverlässiger und gerader Charakter, wie ich ihn selten angetroffen habe. Es schien mir immer so, als sei seine Persönlichkeit von einem unsichtbaren Mantel umgeben, der ihn vor allem Lauten, Unreinen und Geschwätzigen bewahrte. Damit ist ein wichtiger Zug auch seiner Methode und seines Unterrichts überhaupt gekennzeichnet. Es war ein hoher Genuß, einer seiner Deutschstunden in der Prima beizuwohnen. Heute ist man stolz auf die neue Art des mehr akademischen Charakters in den obersten Gymnasialklassen. Unter Gratopp war sie schon vorhanden ohne Befehl oder Vorschrift.

Nach dem Kriege nahm er Zuflucht in der Stellung eines Kreiskatecheten und hat so noch weiter auf die Jugend gewirkt. Dann wurde es bald einsam um ihn. Seine geliebte Frau, die ihm alle unnötigen Lasten und manche Widerwärtigkeiten des Lebens fernhielt, starb. So wurde es immer stiller und kälter um ihn. Zuletzt saß er stumm in seinem Lehnstuhl. Eine Krankenschwester betreute ihn, und ein letzter Kollege, Studienrat K. L. Schröder, besuchte ihn noch oft und überbrachte ihm wiederholt meine Grüße und meine ihm verbliebene Hochachtung und Verehrung. Dann kam die Zeit, wo er noch aufmerksam zuhörte, aber selbst schwieg, ein hochachtbarer Greis, der stumm in das Jenseits hinüberging.

G. H. Piehler

---

## Professor Watanabe ausgezeichnet

Der in Deutschland bekannte, plattdeutsch lesende und sprechende Professor Dr. Watanabe (Japan) wurde am Jahresende im Hof des kaiserlichen Palastes in Tokio vom Tenno empfangen, um mit dem großen Orden zweiten Ranges (es gibt 8 Ränge in dem Ordensystem) ausgezeichnet zu werden. Wir freuen uns mit Prof. Watanabe zu dieser Ehre und beglückwünschen ihn zu dieser hohen Auszeichnung. Er besuchte im Herbst mit seiner Gattin Norddeutschland und wurde von der Landsmannschaft Mecklenburg und der Fritz-Reuter-Gesellschaft betreut. Der Bürgermeister der Hansestadt Hamburg empfing ihn und das ZDF brachte einen Kurzfilm über seinen Besuch.

## Buchbesprechungen

### Betrachtungen zu dem Gedicht- und Liederband von Gustav H. Piehler

In vielen Heften des „Carolinum“ wurden kunstverständige Leser auf einzelne Gedichte und Lieder hingewiesen, deren Autor der frühere Direktor des Carolinum zu Neustrelitz, Gustav H. Piehler, ist. Viele mögen darüber hinweggelesen oder das Notenbild nicht verstanden haben, aber manchem gaben diese Strophen doch Anlaß zum Nachdenken. Und schon dies allein ist ein respektabler Erfolg, ein wahrhaft hohes Ziel, das sich ohnehin nur wenige setzen und das noch viel seltener erreicht wird: Anregung zur Besinnung, Hinführung zum tieferen Überdenken eigener menschlicher Unvollkommenheit, Suche nach Wegen des retrospektiven Verstehenwollens in einer inhumanen Menschheits Epoche. Wer könnte – macht er sich die Mühe des „Verstehenwollens“ – darüber dann noch hinwegsehen wollen?

Wir begegnen in dieser, im Verlag Gebr. Wurm KG, Göttingen, erschienenen Schrift einem Menschen, der sich ebenso als tiefgläubiger Poet wie auch als feinsinniger Ästhet erweist. 18 Lieder und Choräle, von Piehler komponiert und mit Texten versehen, sowie 20 Gedichte aus seiner Hand sind nunmehr zusammengefaßt und der Öffentlichkeit unter dem nachdenklich stimmenden Titel „Will nun Abend werden“ zugänglich. Der Autor weist im Vorwort darauf hin, daß einige seiner Lieder bereits vor Jahren uraufgeführt werden konnten und daß sich weitere Aufführungen anschlossen.

Die Liedform Piehlers zeugt von innigem Verständnis für sakrale, aber auch mannhaftige Gestalt. Manche seiner Kompositionen rufen Erinnerungen wach an Gustav Mahlers Werke und auch an das lyrisch-epische Schaffensprinzip der Romantiker. Über allem schwebt die Schlichtheit der Formgebung, verbunden mit einer unverkennbaren Liebe zum Gesang um des Gesanges willen! Das Musische steht eindeutig im Vordergrund und läßt hier jemanden zur Sprache kommen, der sowohl voller musikantischer wie auch zugleich poetischer Intuitionen ist. Die außergewöhnliche Reife spiegelt sich in der Verinnerlichung solcher Lieder wie des „Sang an die Toten“ (1951) oder „Mohnblume rot“ (1946) wider, die zu verstehen heutzutage einer fast blind gewordenen Wohlstandsgesellschaft allgemein wohl weniger behagt (was nur für den Autor spricht).

Besonders eindrucksvoll für das stille Schaffen dieses vielseitigen Gestalters dürfte der Hinweis sein, daß es ihm in einer Zeit außergewöhnlicher Wirrnisse, von ständig lauerndem Tod umgeben, hilf- und wehrlos inmitten der Qualen, gegeben war, etwa 60 Gedichte zu schaffen und im Gedächtnis zu behalten, ohne sie jahrelang zu Papier bringen oder wenigstens als Notiz festhalten zu dürfen. Typisch für jene Zeit und Haltung dürfte sein Gedicht „Will nun Abend werden“ sein, dessen Vertonung erst Jahre später in der Heimat erfolgte und das bezeichnenderweise nicht den Schluß, sondern im Gegenteil den Anfang seiner musischen Schaffensperiode bildet.

So rundet sich der Eindruck eines Menschen, der, nunmehr über 80 Jahre alt geworden und – wie man sieht – schöpferisch jung geblieben, uns als Pädagoge wohl bekannt war, jedoch in seinem Lebensabend als Freund und Kenner der Musen, als Poet und Liedschöpfer alle nachdenklichen Leser freudig überrascht.

H. P. Range

Martha Müller, Mecklenburger in Osteuropa — Ein Beitrag zu ihrer Auswanderung im 16. bis 19. Jahrhundert —, Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas Nr. 91 im Auftrage des Johann Gottfried Herder-Instituts herausgegeben von Ernst Bahr, Marburg/Lahn 1972. XI, 471 S., 33 einfarbige Abbildungen, 11 Zeichnungen, 3 Kartenskizzen. Broschiert DM 28,—.

Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten ist das umfangreiche, bereits im Jahre 1965 abgeschlossene Werk über „Mecklenburger in Osteuropa“ am Jahresschluß 1972 endlich erschienen. Weder der Verfasserin noch dem Archivdirektor Franz Engel, Bückeburg, der die Anregung zu dem Abschluß der Arbeit gab, war es vergönnt, das Erscheinen des Buches zu erleben. Für die Heimatgeschichte Mecklenburgs, mehr aber noch für die Geschichte des so gut wie in Vergessenheit geratenen Auslandsdeutschtums mit seinen teilweise bedeutenden Leistungen legt das Herder-Institut der Öffentlichkeit heute kaum noch zugängliches Material über das aus Mecklenburg zugewanderte Deutschtum in Ostmitteleuropa vor. Dabei zeugt es von der Bescheidenheit der Verfasserin, wenn sie den vorliegenden Band nur als einen Beitrag zur Auswanderung von Mecklenburgern verstanden wissen will. Bedenkt man, daß sie Namen und Schicksale von etwa 2000 Menschen, verteilt auf den weiten Raum von Finnland bis Bessarabien und eine Zeit von vier Jahrhunderten, in mühseliger Kleinarbeit zusammengetragen hat, so kann man nur mit Hochachtung und Anerkennung auf die hier geleistete Arbeit sehen. Zur Seite standen der unermüdeten Verfasserin freiwillige Helfer; an schriftlichen Quellen konnte sie außer zur Verfügung gestellten Familienpapieren Kirchenbücher im Baltikum und in Polen verwerten. Zum Teil wurde auch in Archiven nach Mecklenburgern geforscht. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis gibt dem Band seinen wissenschaftlichen Wert. Die im Text eingestreuten, wenn auch im Druck bescheidenen Bilder tragen zur Veranschaulichung der geschilderten Persönlichkeiten und ihrer Welt bei.

Das Buch selber ist in Auswanderungsgebiete unterteilt. Erfast sind Finnland, Estland, Livland, Kurland, von Rußland die beiden Städte Moskau und Petersburg und im Südosten Bessarabien. Die beigegebenen Karten lassen die Ballungsgebiete mecklenburgischer Ansiedlung erkennen. Die kurzen Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten bieten einen anschaulichen Hintergrund für das Leben der in diese Räume abgewanderten oder verschlagenen Mecklenburger. Unter ihnen waren Arme und Reiche, vom Glück Begünstigte, die sich in der Fremde behaupteten und vorankamen, aber auch andere, die in recht bescheidenen Verhältnissen weiterlebten und zum Teil unter ärmlichen Verhältnissen fern der Heimat einen frühen Tod fanden. Unter all diesen waren fast alle Berufe vertreten, bäuerliche Siedler, Handwerker, Lehrer, Pastoren, Ärzte, Apotheker, Künstler, Gelehrte, Offiziere, Kaufleute.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Besprechung sein, ins Detail zu gehen, jedoch verlangen Zeit und Umstände, in die wir heute gestellt sind, auf einige Persönlichkeiten, deren Wirken über die Grenzen ihres Wohnortes weit hinausging oder umgekehrt gerade ihrer Wahlheimat und ihrem Gastvolk in hohem Maße zugute kam, kurz hinzuweisen. Nur wenigen Mecklenburgern dürfte der nicht unbedeutende Porträtmaler Michael Sittow bekannt sein. Sittow war über zwei Jahrzehnte — nicht über ein Jahrzehnt, wie es irrtümlich im Text S. 67 heißt — von seiner Heimatstadt Reval abwesend. Er hatte 1484 seine Ausbildung in Brügge bei Hans Memling angetreten. Einige Jahre darauf stand er als Hofmaler in Spanien und den Niederlanden in spanisch-habsburgischen Diensten. Aus dieser Zeit stammt u. a. das fein empfundene Porträt der Katharina von Aragon, der späteren Gemahlin Heinrichs VIII. von England. Zum besseren Verständnis des Textes wäre vielleicht der Zusatz, daß die verwitwete Katharina in ihrer ersten Ehe mit Arthur, dem älteren, früh gestorbenen Bruder Heinrichs VIII., verheiratet war, angebracht gewesen. Über das Bild selbst ist zu sagen, daß es die leichte Hand eines Künstlers verrät, der in diesem Frauenporträt die weibliche Anmut der jungen Fürstin in zarten Farbtönen festgehalten hat, sofern wir von der schlichten Bildtafel auf das Original schließen dürfen.

Wohl gleichrangig mit seinem künstlerischen Können mit Sittow möchte ich den 300 Jahre später lebenden Maler Georg Friedrich Kersting setzen. Obgleich Kersting sich nur zwei Jahre in Warschau aufgehalten hatte, genügte diese kurze Zeit, sich dort einen Ruf als angesehener Künstler zu verschaffen. Seine Gönnerin, die Fürstin Sapieha, stellte ihm 1818 ein anerkennendes Zeugnis aus. Es heißt darin u. a., er habe „mehrere Häuser in Warschau mit zahlreichen und schätzbaren Werken bereichert“. Leider ist über den Verbleib der in diesen Jahren entstandenen Gemälde nichts bekannt.

Von den Gelehrten, die in fremden Landen wertvolle Arbeit geleistet haben, sei kurz der Rostocker Aepinius genannt, seit 1757 Mitglied der Kaiserlichen Akademie in St. Petersburg und Professor der Physik. Katharina II. machte ihn zum Erzieher ihres Sohnes Paul und beauftragte ihn mit der Aufsicht über sämtliche Normalschulen im Zarenreich. Ein Jahr-

hundert später erwarb sich der ebenfalls aus Rostock gebürtige Johann Georg Noel Dragendorf als Professor der Pharmazie an der Universität Dorpat durch seine Lehrmethodik und Forschungen europäischen Ruf.

Als typisches Beispiel für ein Geschlecht, das sich über Generationen in beachtlichen Stellungen gehalten und eine Reihe tüchtiger Männer hervorgebracht hat, ist die aus Parchim stammende Familie Schwarz zu nennen. Die zahlreichen Nachkommen des 1640 in Reval verstorbenen Regierungssekretärs Andreas Schwarz waren über das ganze Baltikum bis tief nach Rußland verstreut. Neben vielen Kaufleuten — ein Teil von diesen als Ratsherren, mehrere auch als Bürgermeister in Riga ansässig — sind aus dem Geschlecht Beamte, Juristen, Ärzte, Offiziere und Pastoren hervorgegangen.

Nicht unerwähnt darf bei dieser Aufstellung namhafter Mecklenburger Heinrich Oskar Kolberg (1814—1890) bleiben. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Äußerungen der polnischen Volksseele in ihrer Sprache und ihren Bräuchen zu sammeln und trug so dazu bei, dem schwer um seine nationale Selbständigkeit ringenden polnischen Volk zu einem echten Nationalgefühl zu verhelfen. Mit Recht gilt er als der Begründer und Hauptträger der polnischen Volkskunde. In seiner Hingabe an dieses große Werk lebte und handelte er aus demselben Geiste wie die deutsche Nationalbewegung, die 1848 im Frankfurter Parlament den nicht-deutschen Stämmen auf deutschem Bundesboden feierlich das Recht auf ihre nationale Eigenständigkeit in allen Bereichen ihres völkischen Lebens anerkannt und entsprechend eine nach Nationalitätenverhältnissen gegebene Teilung des Großherzogtums Posen beschlossen hatte, — in der Tat, ein Verhalten des von imperialistischen und rasse-ideologischen Tendenzen noch unbeschwerten früh-deutschen Nationalismus, woran zu erinnern mir in diesem Zusammenhang geboten erscheint.

Aus den angedeuteten Perspektiven gesehen, ist der Wert des Buches von Martha Müller mehr als eine umfangreiche Sammlung genealogischen Materials, auch mehr als eine Dokumentation über Mecklenburger in Osteuropa, wie die Verfasserin bescheiden meinte. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, in verschiedenen Fällen — versteckt oder offen zutage tretend — die Verflochtenheit der europäischen Kultur zu sehen, die ihre Ausstrahlung in den hier gesammelten Beiträgen bis in die räumlich so weiten Gebiete Osteuropas durch Mecklenburger gefunden hat.

U. Abraham

Fritz Reuter

„Ut mine Kamellen“

Von Onkel Bräsing und anderen Leuten

Piper-Präsent (Verlag R. Piper & Co. München) 128 Seiten, Leinen, 8,80 DM.

Es ist zu begrüßen, daß der Piper Verlag in seiner Präsent-Reihe Fritz Reuter, einen der größten Humoristen der Weltliteratur, in unserer Zeit zu Worte kommen läßt. Die Herausgeberin Anna-Christiane Dudy, die die Auswahl besorgte und das Nachwort schrieb, will mit diesem Büchlein jüngeren Lesern, die Reuter noch nicht kennen, durch ausgewählte Kostproben für den Dichter der Liebe und des Humors gewinnen. Besonders charakteristische Abschnitte aus des Dichters Hauptwerken „Ut de Franzosentid“, „Ut mine Festungtid“ und „Ut mine Stromtid“ werden hier in einem hübschen Büchlein dargeboten. Da nach 1945 in der Bundesrepublik noch keine Gesamtausgabe von Reuters Werken erschienen ist, kommt dieser Publikation besondere Bedeutung zu. Möge sie viele Freunde für Fritz Reuter gewinnen.

Lb.

De Kreatur in't Paradies

Max Steen: „As de Minsch Minsch worr“; Verlag der Fehrs-Gilde, Hamburg-Wellingsbüttel; Leineneinband; 107 Seiten; Preis 12,80 DM.

Im Verlag der Fehrs-Gilde ist ein neues plattdeutsches Buch von Max Steen erschienen, das aufs neue die literarischen Qualitäten dieses niederdeutschen Autors unter Beweis stellt.

Im ersten Teil seines neuen Buches „As de Minsch Minsch worr“ fabuliert Steen über die Zustände, Schwierigkeiten und Rivalitäten während jener Zeit, in der Gottvater die Welt, die Menschen und die Tiere schuf. Man denkt an Fritz Reuters „Urgeschicht von Meckelborg“ (nicht nur in der Geschichte „Worüm de Meckelborger son Dickköpp sünd“) und an Albert

Mähls Fabeln und Legenden, wenn man dieses hübsch aufgemachte Buch liest. Aber immer schreibt Steen in seinem ureigenen, persönlichen Stil, wenn er seine köstlich krausen Geschichten erzählt. Gewiß spielt das alles in einer mythischen Zeit, aber die Menschen Steens sind damals schon genauso wie heute — ja, häufig reden sie sogar wie die Menschen heute — und das tun auch die Tiere, die ja damals noch sprechen konnten. So werden die achtersinnigen Geschichten aus grauer Urzeit ganz unversehens zu Gleichnissen, zu gutmütigen Satiren auf unsere eigene Gegenwart. Wer diese prächtigen Erzählungen ein wenig gründlicher bedenkt, der wird gar nicht so selten feststellen, daß auch ihm selbst hier ein Spiegel vorgehalten wird.

Heiter und vergnügt läßt sich dann auch der zweite Teil des Bändchens an. Er beginnt mit einer Geschichte um das schlechte Gewissen, symbolisiert durch die „leddern Mütz“ — und er wird immer besinnlicher zum Ende des Buches hin, etwa mit dem „Broder ut Amerika“. Die Schlußerzählung „Freden op de Eer“ variiert dann das biblische Thema von dem Reichen, der in seinem Hause keinen Platz für den armen Nächsten hat. Und damit schließt sich der Themenkreis, den Steen zu Beginn seines Buches anschlägt.

Das Platt Steens ist voll und lebendig, es ist durch und durch echt. Die Bilder stimmen, die Sprache klingt — das Buch fesselt den Leser, eignet sich aber auch sehr gut zum Vorlesen. Zusammengefaßt: hier liegt eine Neuerscheinung vor, die eine echte Bereicherung der plattdeutschen Literatur darstellt.

Gerd L ü p k e

## Wallenstein

Sein Leben, erzählt von Golo M a n n

S. Fischer, 1177 Textseiten, Bibliographie; viele Anmerkungen am Schluß, 38,— DM.

Mancherlei ist in den letzten drei Jahrhunderten über Wallenstein geschrieben worden, von in- und ausländischen Autoren. Viele Vorurteile hat es gegeben, und Unrichtigkeiten sind unterlaufen. Golo Mann hat das erste Buch über Wallenstein geschrieben, das objektiv über alle Geschehnisse und Gestalten berichtet. Was nicht mehr an Ereignissen oder Personen zu klären ist, läßt der Historiker bescheiden offen. Es ist das beste Wallensteinbuch und wird es bleiben; der Autor hat ein Quellenstudium betrieben, das seinesgleichen sucht, und zugleich Forschungen an Ort und Stelle unternommen. Die beigegebene Bibliographie weist es auf. Golo Mann ist ein großer Historiker. Er erzählt; großartig, genial in Gestaltung und Gestalt von der ersten bis zur letzten Seite; Geschichte; Politik jener Zeiten, feine und grobe. Er hat seinen eigenen Stil, der gefangen nimmt.

Die Gestalt Wallensteins, so oft verzerrt, gelobt, verworfen, steigt vor uns auf in ihrer tragischen Größe, mit ihren Vorzügen und Schwächen, verhaftet ihrer Zeit und auch manchmal ihr voraus. Immer blicken die Quellen durch, in direkter und indirekter Rede.

Der Krieg der dreißig Jahre in seiner Ungeheuerlichkeit steht vor uns, das arme zerschlagene Volk und die zerstörten Städte, Landschaften und Dörfer. Verantwortlich? Nur die Fürsten, die keinen Frieden schließen können oder wollen. Religionskrieg, aber nicht nur, auch Machtkrieg. Der Kaiser Ferdinand II., bequem, sehr fromm, katholisch, arm an Geldmitteln, immer abhängig von seinen Ratgebern, zumal von den Jesuiten, die Wallenstein so gehaßt hat. Dieser will Frieden; es wird mißdeutet, es kommt nicht zum Frieden. Ein sinnloses Hin- und Herziehen der eigenen und fremden Heere auf deutschem Boden. Ein Prager Frieden wird geschlossen; aber der Kampf geht weiter. Wallenstein gilt als Verräter, der er n i c h t ist, und fällt den hinterlistigen Pfaffen, Fürsten und hohen Offizieren zum Opfer.

Endlich, 1645, treten die Gesandten der Fürsten zusammen, um über den Frieden zu verhandeln. Ein ganzes Jahr beraten sie über die Ursachen des Krieges; das Ergebnis, sagt Golo Mann, ist dürftig. Erst drei Jahre später ist Kriegsende. Daß der Krieg sinnlos ist, steht offen in den Zeilen des Historikers zu lesen.

Bei aller Objektivität fließt hier und da eine leise Ironie des Autors ein. Welch eine Intuition, ein so gewaltiges Werk zu schreiben! Auch das Künstlerische, Dichte-

rische findet gelegentlich einen Ausdruck, um das wahrhaft Historische lebendig zu machen.

Die Beziehungen zur Gegenwart sind häufig sichtbar. Es kehrt doch alles wieder, da die Menschen die gleichen bleiben. Ein Beispiel: (S. 1165) „Daß die Fremden es ihren lieblichen Reden zum Trotz nicht gut mit den Deutschen meinten, gut nur mit sich, und über den Ruin des Reiches keine Träne weinten, hatte er es nicht seit Jahren doziert?“ (nämlich Generalleutnant von Arnim).

Das Buch enthält drei zeitgenössische Gemälde Wallensteins, die die Veränderungen des Menschen aufweisen.

Dr. Hagemann

Naomi Jackson Groves: „Ernst Barlach“ — Leben im Werk; Plastik, Zeichnungen und Graphiken, Dramen, Prosawerke und Briefe. Verlag: Karl Robert Langewiesche Nachfolger Hans Köster in Königstein im Taunus. 123 Seiten mit 165 Abbildungen. Gebunden 14,80 DM.

Sehr viele Besprechungen von Büchern habe ich schon im Laufe meines Lebens schreiben dürfen — oder auch müssen, aber ich erinnere mich weniger Fälle, in denen ich wie bei diesem Werk von Anfang bis Ende der Lektüre und des Studiums in ähnlicher Weise beeindruckt und ergriffen worden bin.

Einer meiner mecklenburgischen Freunde machte mich auf diese Neuerscheinung aufmerksam und ich erbat vom Langewiesche-Verlag ein Besprechungsexemplar für das Carolinum. Nach einigen Tagen kam das Buch ins Haus, ich war sehr neugierig und zog mich gleich mit ihm an meinen Schreibtisch zurück. Auf dem schwarz-weißen Umschlagbild sah ich die einzigartig gelungene photokünstlerische Wiedergabe von Barlachs „Das Wiedersehen“ durch Rosemarie Clausen. Ich schlage das Buch auf, und auf dem Vorsatzblatt leuchtet mir eine charakteristische Aufnahme des Sumpfsees entgegen. Bei diesem Anblick werden in mir Erinnerungen wach an meine pädagogische Anfangstätigkeit in Güstrow in der Mitte der 20er Jahre. Ich wohnte in der Schweriner Straße in unmittelbarer Nachbarschaft von Barlach. An mehreren Tagen der Woche sah ich ihn in Richtung Sumpfsee mit seinem wiegenden Gang schreiten im Lodenmantel und etwas herabgezogenem Schlapphut, nur selten glückte mir ein Blick in seine klaren, sprechenden, aber scheuen Augen. Das Bild vom Sumpfsee mit den sturmgepeitschten Wolken, durch welche Sonnenstrahlen dringen und sich ruhig oder in glitzernden Perlen auf der Wasseroberfläche spiegeln, ist symbolisch für Barlachs Wesen und Werk: Unmenschliches Ringen und Suchen im Tumult der existentiellen Stürme, um einen Zipfel der Ewigkeit zu erhaschen und eine gnadenhafte blitzartige Offenbarung der Unendlichkeit.

Zu N. J. Groves' vorliegendem Werk ist zu sagen, daß es in dieser Art der Gesamtbetrachtung eines so vielseitigen Genies nur von einer Berufenen geschrieben und zusammengestellt werden konnte, die wie Naomi Jackson Groves in Germanistik und Kunstgeschichte promovierte und sich in ihrer Professur für Kunstgeschichte auf Barlachs Werk spezialisierte.

Ihr durchlaufender chronischer Bericht, der mit bestens ausgewählten Proben aus Plastik, Graphik, Dramen, Prosa, Briefen, Tagebuchblättern usw. mit dem Blick auf die Gesamtpersönlichkeit Barlachs sich um das psychosomatische Wesentliche seines Genies bemüht, ist die Großtat dieses Buches. Gewiß werden mit dieser Methode nicht geringe Anforderungen an den Leser gestellt, er wird aber durch die geleistete Hilfestellung der Forscherin bestens für das Weiterschreiten gefördert und er sollte nie vergessen, daß alles, was Barlach von sich und für die Menschheit verlangte, tausendfach darüber hinausging.

Dem Verlag gebührt besonderer Dank für dieses hervorragende Buch in so ausgezeichnete Aufmachung zu einem außerordentlichen Preis.

Lehmbecker

# Landschaften des Humors

## Städte und Landschaften im Spiegel des Witzes

1. Der Witz der Pommern
2. Der Witz der Niedersachsen
3. Der Witz der Ostpreußen
4. Der Witz der Ostfriesen

Verlag: Kurt D e s c h München. Jeder Band 64 Seiten gebunden 4,80 DM.

---

Im letzten „Carolinum“ wurde mit einer Besprechung und 3 Proben aus der obigen Reihe das Bändchen „Der Witz der Mecklenburger“ (von Gerd Lüpke zusammengestellt) besonders empfohlen. Von mehreren Lesern erfuhren wir, daß sie sich daraufhin das Büchlein erstanden haben und sie bedankten sich für den Hinweis.

Der Verlag hat uns nun freundlicherweise die 4 oben aufgeführten Bändchen dieser Reihe zur Besprechung übersandt und wir kommen dieser Bitte gern nach, da es sich bei Nr. 1 und 2 um unsere mecklenburgischen Nachbarn handelt. Durch das Flüchtlingschicksal sind wir in vielen Gebieten Westdeutschlands in menschlichen Kontakt mit Ostpreußen gekommen: da sind wir erfreut, ihren Witz und Humor kennen zu lernen. Bei der Aktualität der Friesenwitze bedarf es wohl bei Nr. 4 keiner Begründung für ein allgemeines Interesse.

### 1. Der Witz der Pommern

In dem Nachwort, das Dr. Kurd Schulz schrieb, wird auf den Unterschied zwischen dem Charakter des vorpommerschen Humors (nahe verwandt mit demjenigen Fritz Reuters) und dem von Hinterpommern hingewiesen. Uns Mecklenburger spricht natürlich vor allem der vorpommersche Witz an. Im ganzen handelt es sich um Ausdrucksformen eines urberben Volksstammes mit originellen Äußerungen einer selten zu findenden Aufrichtigkeit auf dem Gebiet der Selbstkritik.

Probe: „Die innere Stimme.“

Im Konfirmandenunterricht kommt der Pastor auf die Gewissensstimme zu sprechen und fragt die Konfirmanden, ob sie wohl einmal eine solche innere Stimme gehört hätten. Lieschen Conrad antwortete ihm: „Als ich neulich unsern schönen Blechkuchen vom Bäcker holte und den fetten Streußel so dicht vor Augen hatte, sagte meine innere Stimme: „Bepuhl ihm!““

---

### 2. Der Witz der Niedersachsen

Selten hat ein Stamm so erlauchte Ahnherrn des Humors aufzuweisen gehabt wie die Niedersachsen: Eulenspiegel, Münchhausen, Wilhelm Busch und Raabe. „Es ist behaglicher, lautmalender, pfiffiger und herzlicher Humor, der genau der freundlichen Stammesart der Niedersachsen entspricht“, sagt der Herausgeber Werner Schumann in seinem Nachwort. In bezug auf das Plattdeutsche fährt er fort: „Wo aber sind die Döntjes, Schnurren und Witze so selbstverständlich artikuliert wie im Plattdeutschen, das sich in Niedersachsen bunter, an keine staatlichen Grenzen gebundener Sprachlandschaft in einem höchst reizvollen Mosaik von Mundarten spiegelt?“

Probe:

Einst ging der Pfarrer mit großer Prozession über Land, um die Felder zu segnen, und kam dabei an einen besonders öden Acker.

Er murmelte seinen Segen. Aber der Kirchendiener meinte bedächtig: „Da helpt kein Bären mehr — da mutt Mist ruff!“



### 3. Der Witz der Ostpreußen

Carl Budich gibt in dieser Auswahl, die er vorwiegend aus seiner eigenen Sammlung nahm, ein gutes charakteristisches Gesamtbild. Nicht nur der dumme Junker, der einfältige Muschkot und Offizier werden aufs Korn genommen, sondern auch die „gnädige Frau“, das Dienstmädchen und der Kutscher, ja sogar der Pastor, der zu tugendhaftem Leben ermahnt. Besonders entläßt sich der Groll gegen Einbildung, Hochnäsigkeit, Dünkel und überfeinerte Lebensform in treffendem Witz.

Probe: „Am Beichtstuhlgitter“

In einer Kleinstadt des Ermlandes kniet ein hübsches Marjellche im Beichtstuhl und bekennt eine Sünde. Dabei kommt sie ins Stottern.

„Aber rede doch ma ganz ruhig, mejne Tochter“, ermahnt sie der Geistliche. „Du hast doch nicht etwa Angst vor mir?“

„Näi, hab ich nicht! Denn zwischen uns beiden ist ja noch das Gitter!“

---

### 4. Der Witz der Ostfriesen

Nach Klein Ernas Erlebnissen sind wohl kaum Witze wie die der Ostfriesen so außerordentlich aktuell und populär geworden. Der Herausgeber sagt, daß ihre Wirkung auf der Übertreibung beruht. „Je maßloser die Übertreibung, desto besser der Witz.“ Durchweg ist es die Dummheit der Ostfriesen, die ins Grotteske übertrieben wird. Diese Tatsache zeigt, daß die Ostfriesenwitze nicht in Ostfriesland entstanden sind, sondern anderswo. „Ihre Popularität mag zum Teil darauf beruhen, daß die Erzähler dieser Witze anderer mit hämischer Freude als noch dummer hinstellen können als . . .“

Probe: „Nie gehabt“

Ein Ostfrieser tritt in ein Restaurant und sagt:

„Ich möchte heute mal was essen, was ich noch nie gehabt habe!“

„Darf ich Ihnen H i r n empfehlen?“

---

Stellungnahme zu: Kurt Ziesel — „Schwarz und Weiß in Afrika“ (J. F. Lehmanns Verlag, München 1973), 144 Seiten mit 23 Abbildungen. Leinen 16,80 DM, brosch. 12,80 DM.

Entsprechend der Stellungnahme des Verlages auf dem Einbanddeckel hat Kurt Ziesel „einen bedeutenden Beitrag zur objektiven Unterrichtung“ geleistet und damit zur „Verständigung der Völker und Rassen“ ebenso beigetragen wie zu „einer friedlichen Entwicklung in Afrika“. Das Buch wird als Ergebnis eines längeren Aufenthaltes in Rhodesien, Südafrika und dem ehemaligen „Deutsch-Südwest-Afrika“ dargestellt und beschäftigt sich vor allem mit dem Versuch der Wahrheitsfindung an Ort und Stelle unter dem Eindruck des nach Meinung des Verfassers überwiegend negativen Bildes, das die Massenmedien in Europa über Südafrika liefern. Sieht man einmal ab von ökonomischen Ursachen, die Verfasser und Verlag bestimmt haben mögen, dieses Buch herauszubringen, ebenso von der Tatsache, daß sicher ein gewisser Leserkreis vorhanden sein dürfte, vor allem unter älteren und überwiegend konservativ eingestellten Lesern, so muß doch bei objektiver Untersuchung seines Inhalts die Frage gestellt werden, worin die „objektive Unterrichtung“ besteht.

Dazu sei ein persönlicher Einwurf erlaubt: Der Verfasser dieser Stellungnahme verbrachte mehr als zwei Jahre (1956/58) als Angestellter einer Schweizer Firma in Monrovia/Liberia und lernte dabei durch seine Arbeit als Schiffsmakler und Stauer einige hundert Liberianer, vorwiegend vom Stamm der Kroo, persönlich recht gut kennen und vor allem schätzen. Daraus resultiert ein überwiegend positives Bild vom Afrikaner, jedenfalls demjenigen, der Liberia bewohnt, trotz oder gerade wegen der Tatsache, daß Liberia das afrikanische Land mit der ältesten Selbstverwaltung unter der Einflußnahme der USA ist. Damit ist auch schon ein Standpunkt bezogen, von welchem aus unbestritten ein Interesse vorausgesetzt werden

muß, aktuelle Veröffentlichungen über Afrika und besonders über „Schwarze“ und „Weiße“ mit persönlichem Engagement zu studieren.

Unter diesem Gesichtspunkt ist „Schwarz und Weiß in Afrika“ auf die gleiche Stufe zu stellen, wie die ebenso voreingenommenen Veröffentlichungen der Massenmedien, die mit dem Buch widerlegt werden sollen. Aus solcher Betrachtungsweise kann kein Gewinn gezogen werden, wenn nach objektiver Unterrichtung gesucht wird. Vielmehr müßte der Versuch unternommen werden, sich in die Lage des Afrikaners zu versetzen, sowohl des Schwarzen wie des Weißen. Nur in Südafrika besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den dort ansässigen Menschen, nämlich jener der Hautfarbe, und auf diesen Unterschied begründen sich alle Konflikte. Ein Rückblick auf die Geschichte zeigt viele ähnliche Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Rassen und Völkern, die jeweils von den Mächtigeren zu ihren Gunsten entschieden wurden. Auch in Südafrika stehen sich zwei Gruppen gegenüber, deren Machtkampf von hier aus beurteilt wird, also von Europäern. Das einzige, was uns mit Afrikanern auf die gleiche Stufe stellt, ist unser menschliches Dasein. Alles andere sind anerzogene, angelernte und angewöhnte Daseinsäußerungen, und die letzten 20 Jahre haben eindeutig gezeigt, daß sich europäische Anschauungen nicht auf das sogenannte „schwarze“ Afrika übertragen lassen. In dieser Periode ist vom Senegal bis zum Kongo und in Zentral- und Ostafrika ein Schlußpunkt unter die vielfältigen Versuche gesetzt worden, die vor Hunderten von Jahren von Europa ausgingen und von wirtschaftlichem, politischem und religiösem Streben bestimmt waren. Europäische und afrikanische Lebens- und Weltanschauung sind so verschieden wie sich das äußerlich in der Hautfarbe zeigt, und alle Hinweise darauf, welcher Fortschritt durch Assimilation beider Kulturwelten trotzdem in Südafrika erreichbar ist, geht über diesen Unterschied aus dem Standpunkt des Mächtigeren über den Ohnmächtigen hinweg und an der Ursache eines latenten Konflikts vorbei. Der Versuch, den Afrikanern eine politische Überzeugung, das Evangelium oder die Zivilisation „zu verkaufen“, ist immer dann zum Scheitern verurteilt, wenn er unter dem Erfolgswang steht, von dem auch die Afrikaner weißer Hautfarbe angetrieben werden. Er beherrscht aber auch die Bestrebungen großer Industrieunternehmen mit dem Ziel der Rohstoffgewinnung ebenso wie die politischen Kader der Untergrundbewegungen, die genauso im trüben fischen und aus der Sicht eines Afrikaners Eindringlinge in Ordnungen sind, die genauso gewachsen sind, wie diejenigen in Europa, nur unter anderen Bedingungen.

Um diese Ordnungen zu verstehen, ist eine lange Anpassung unerlässlich, mit dem Ziel von seiten des Europäers, das uneingeschränkte Vertrauen des Afrikaners zu gewinnen. Nur über den Anpassungsprozeß und das Verständnis der afrikanischen Welt ist eine Einwirkung auf ihre Entwicklung möglich, die als selbstverständliche Voraussetzung von einer Selbstbestimmung, auch des Afrikaners, ausgehen muß. Kurt Ziesel beschränkt sich auf Meinungsforschung bei den Afrikanern, die zur Meinungsäußerung in der Lage sind. Die Situation in Südafrika, so wie er sie schildert, muß ihn daran hindern, solche Äußerungen auf ihren Hintergrund, ihren Wahrheitsgehalt und vor allem auf ihr repräsentatives Gewicht überprüfen zu können. „Objektive Unterrichtung“ kann nicht mit subjektiven Meinungen belegt, sondern sie muß in selbstlosen Bemühungen aus der Tiefe der afrikanischen Seele heraufgeholt werden — und sie ist um so dunkler, oder gar tief schwarz, je mehr wir davon überzeugt sind, zu den „Weißen“ zu gehören.

K. L.

### Zum neuesten „Carolinum“

Wiederum liegt ein neues „Carolinum“-Heft vor, und zwar das vom Herbst 1972. Erneut ist die Aufmachung (Kunstdruckpapier) ausgezeichnet, der Druck hervorragend — und das Heft (es ist eigentlich ein Buch) 120 Seiten stark. Diese Publikation muß einen unermüdlichen „Motor“ haben — und viele treue Helfer, die sich nicht scheuen, auch in das Portemonnaie zu greifen, wenn es nötig ist. Wo sonst kommt wohl so vieles an Initiative und Opferwillen noch zusammen?! — Nun, hier ist es so, und wir alle sollten uns darüber freuen: Mecklenburger, Niederdeutsche — überhaupt alle diejenigen, die an der Kultur und der Historie Norddeutschlands interessiert sind.

Das neue Heft beginnt mit einer philosophischen Arbeit von Walter Burmeister „Betrachtungen zum negativen Menschenbild“. In dieser tieferschürfenden Abhandlung geht der Autor auf die Gegebenheiten der menschlichen Unvollkommenheit ein, stellt Versuche zur Besserung der Menschheit dar und zitiert abschließend Matthias Claudius und Gotthold Ephraim Lessing als Kronzeugen für die Hoffnung auf Frieden in der

Welt. Dr. Fritz Bassenge bringt weitere hochinteressante Nachrichten aus der Familie des Malers Philipp-Otto Runge, die durch vier gelungene Reproduktionen vertieft werden. — Eine gut durchdachte Stilbetrachtung Shakespearescher Wortspiele von Hans Georg Heun schließt sich an — und Dr. Walter Lehmbeker behandelt das Thema „Fritz Reuter in unserer Zeit“, in dem er die Hauptzüge des Reuterschen Lebens und des Reuterschen Schaffens herausstellt: die Liebe und den Humor. — Von Ulrich Abraham kommt ein bedeutender Beitrag zur Besiedlungs- und Sozialgeschichte des deutschen Ostens, für die der Autor das mecklenburgische Bauerndorf Broock als Beispiel heranzieht — ein reiches Glossar ist beigegeben. Diese Arbeit findet eine Art Pendant in der weiteren Folge zur Frühgeschichte Malchins von Ulrich Fischer.

Eine Arbeit, über die man eigentlich sehr viel sagen müßte, ist die Darstellung des Christus-Bildes in der Malerei, — eine Übersicht, die vom Schweiß Tuch der Veronika bis zur Christus-Darstellung der zeitgenössischen Maler reicht. Gerd Tolzien, dem auch eine kurze Biographie gewidmet wurde, ist der Verfasser dieser glänzenden Zusammenstellung.

Prächtig das Feuilleton über das Sammeln von Autographen (Hans-Peter Range), dem zwei aufschlußreiche Abbildungen beigegeben sind — sehr informativ der Aufsatz über Mecklenburg und die „Danziger Postfahrt“ von Ulrich Brunnert. Von besonderer Bedeutung für Neustrelitzer und Neubrandenburger dann der Bericht über eine Fußwanderung im Tollensegebiet (Walter Karbe) aus dem Jahre 1949 — sowie die besinnlichen Erinnerungen an Heinrich Seidel von Propst August Wienand. Dr. Gerhard Böhmer ergänzt einen Artikel über die Beziehungen Goethes zum Grafen Hans von Schlitz — von Fritz Hagemann folgen ebenso poetische wie dramatische Impressionen „Die Insel“ — und mit allerlei Buchbesprechungen endet der erste Teil, der außerdem einige sehr feinsinnige und gewichtige Gedichte von G. H. Piehler und Fritz Hagemann enthält.

Die „Vermischten Beiträge“ bringen neben kürzeren Notizen und Hinweisen einen Bericht über die Verleihung des Mecklenburgischen Kulturpreises an Dr. Walter Lehmbeker, der diese Auszeichnung sicherlich verdient hat wie kaum ein anderer, — einen Bericht über die 25. niederdeutsche Bevensen-Tagung — und einen Nachruf auf Pastor Dr. Muuss.

Eine besondere Freude ist die zehn Seiten umfassende „Plattdütsch Eck“. Eine Skizze von Ina Kahns-Hinselmann, „Wichelmannsch“, eröffnet den Reigen — köstliche Jugenderinnerungen von Klaus Giese („Winter up'm Schillersdörper Teeraben“) bilden den Schwerpunkt dieses Teiles — und auch Otthinrich Müller steuert Erinnerungen bei, diesmal an Stavenhagen, dat olle gaude Stenhagen. Nach einem redlich bemühten Geburtstagscarmen schließt dann Meinhild Voth-Horstmann dieses Kapitel mit drei überzeugend geformten Gedichten ab, die in ihrem gedanklichen Hintergrund wie in ihrer starken Aussage gleich eindringlich sind.

Was soll man nach dieser Inhaltsdarstellung der vorliegenden Publikation noch viel sagen? Wünschen sollte man sich vielleicht etwas — und zwar dieses: daß die hochkarätige historisch-literarische Zeitschrift „Carolinum“ uns noch recht lange und in dieser hohen Qualität erhalten bleibe. Unser Kulturleben braucht solche Publikationen äußerst dringend, wenn es überhaupt am Leben bleiben soll.

Gerd L ü p k e

## Neustrelitz

Du traute Stadt der graden Straßen,  
dem Sternenbild fein nachgestaltet.  
Was deine Gründer einst vermaßen,  
wurd' bald zu eng, da Neues waltet.

Du dehntest und du strecktest dich  
bis dann der alte Raum zu klein —,  
und wuchsest in das Land hinein,  
wobei manch Stück Verträumtheit wich.

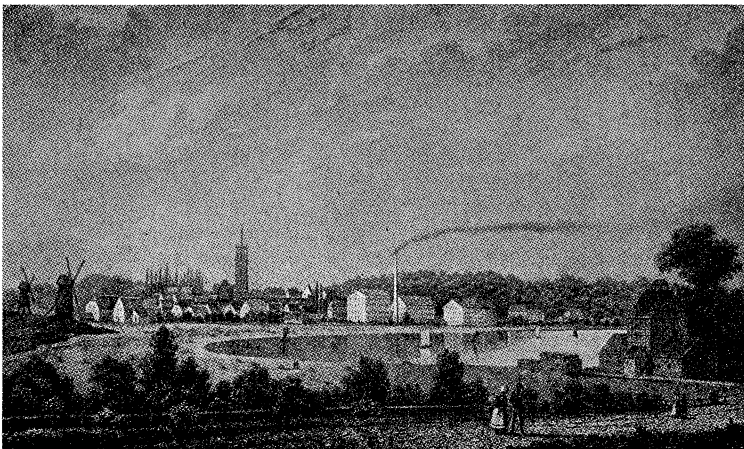
Doch bliebest du die Residenz,  
bescheiden, treu und wahr —,  
dem Sein, das dir die Zeit gebar,  
erwiesest still du Reverenz.

Du wähltest eig'ne Werte aus  
Vergangenheit und neuer Zeit,  
bewahrtest manches alte Haus,  
um das der Krieg, die Not gefreit.

Du schufst im Werden tatenfroh  
so manche Stätte der Kultur —,  
und wurd' verwischt auch Tat und Spur,  
du bliebst ein Vorbild so und so.

Du liebe Stadt der Heimatswerte!  
Ich steh' zu dir in Glück und Leid,  
was auch an Unbill dich beschwerte,  
flieht wenn das Recht die Freiheit beut.

A. F. Krüger



*Neustrelitz im vorigen Jahrhundert*

# Der Domhof in Ratzeburg, Stätte der Begegnung Mecklenburgs und Lauenburgs

Von Kreisarchivar Dr. Hans-Georg K a a c k

## Gott über den Wellen

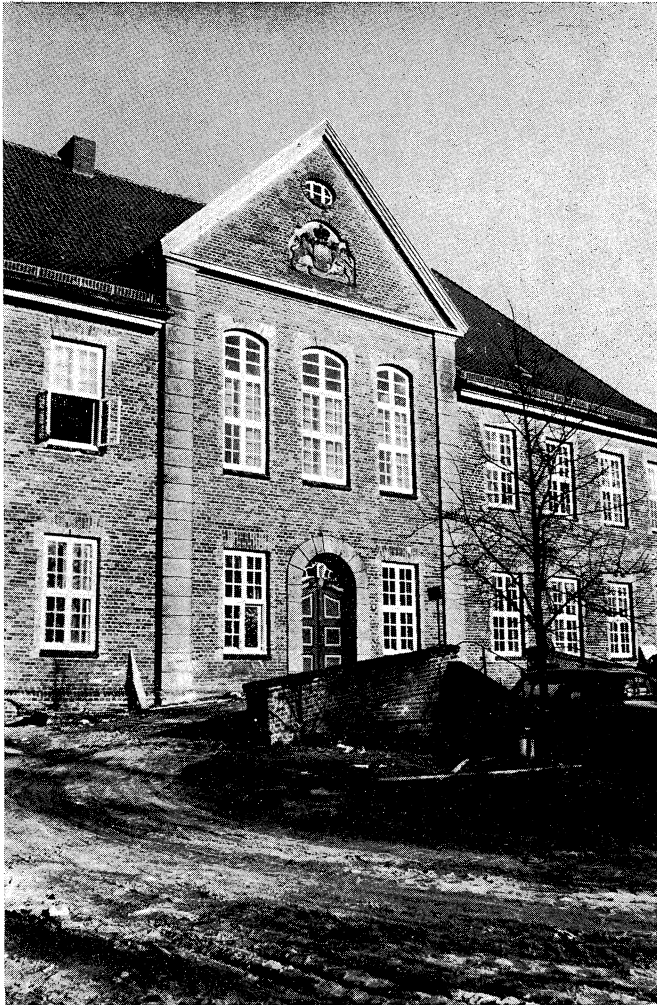
Von Friedrich G r i e s e

Über dem See und hoch über Wald und Äcker  
hebt sich der Dom, Haus Gottes in Ewigkeit.  
Als der Löwe ihn gründete —, oh, wie verworren  
und auch wie düster, wie voll Gefahr war die Zeit.  
Aber Gott schützte sein Haus. Aus Streit und Wirrnis,  
aus dem Dunkel der Zeiten weist es empor,  
hoch hinauf, zu ihm. Achthundert Jahre  
stehen als Zeugen unsichtbar um Altar und Chor.  
Immer wurde der Mensch der Gnade teilhaftig,  
aber auch Leid und Furcht in der Welt gab es viel.  
Hier scholl Lob und Flehen. Gott hörte alles,  
er führte jeden, und er führte zum Ziel. —  
Fürchte dich, Menschenherz; denn groß an Gewalt sind die Tage,  
du aber bist klein und allen Gewalten ein Spott.  
Schäme dich nicht deiner Furcht, doch vergiß nicht: größer  
sei dein Vertrauen zum allgewaltigen Gott.  
Immer kam einmal die Stunde, da alle, die Unrecht machten,  
folgen mußten dem Recht nach seinem Gebot.  
Er gab dem Menschen die Erde, und Erde gibt Heimat;  
Heimat aber ist Leben und Freiheit und Brot.  
Über den Wellen —, hohes Haus unsres Gottes,  
vor dem jede Zeit mit ihren Nöten wich,  
tröste uns mit dem ehernen Mund deiner Glocken:  
Gott ist ewig. Gott führt die Zeit. Er führt auch dich.

Dieses Gedicht Friedrich Grieses mag uns zeigen, daß über allem weltlichen Tun, über allem Leid und über aller Freude, die den Domhof in Ratzeburg im Laufe von Jahrhunderten überkam, der Dom als Haus Gottes in Ewigkeit eine Mahnung an die Allgewalt Gottes über irdischem Geplänkel und Gezänk, aber auch irdischem Verständnis und Harmonie auf dem kleinsten Raum, eben auf dem Domhof, darstellt.

Dort, wo sich einstmals das slawische Heiligtum der Göttin Siva befunden haben mag, erhebt sich bereits seit über 800 Jahren der Ratzeburger Dom und gibt noch heute der Domhalbinsel das Gepräge nicht nur als kulturgeschichtlich wertvoller Ort, sondern vor allem als Stätte der Andacht, der geistlichen Begegnung und der geistlichen Musik. Auf der Domhalbinsel, besser gesagt auf dem Palmberg, treffen sich seit zwanzig Jahren die Mecklenburger, die fern ihrer Heimat zu leben gezwungen sind und legen ein Bekenntnis zu dieser ihrer Heimat ab, und dies auf dem Boden des alten Bistums und späteren Fürstentums und Land Ratzeburg, welches immer verwaltungsmäßig in enger Beziehung zum eigentlichen Mecklenburg sich befand.

Aus einer gemeinschaftlichen Keimzelle, der Grafschaft Ratzeburg, entstanden, bestand immer ein enges Verhältnis zwischen dem Herzogtum Lauenburg und dem Bistum und späteren Fürstentum Ratzeburg und damit auch zum weiteren Mecklenburg, dem sich letzteres immer stärker näherte und schließlich verband.



*Außenansicht*

Mag dieses als eng bezeichnete Verhältnis auch in den vergangenen Jahrhunderten häufig durch kriegerische, ja räuberische Überfälle lauenburgischer Fürsten getrübt worden sein, so brachten bereits das 18. und 19. Jahrhundert viele Verbindungen auf kulturellem Sektor, die sich bis heute hin auswirken.

Wenn zur Zeit vom Kreis Herzogtum Lauenburg das frühere Fürstliche Haus und die spätere Domprobstei restauriert und wiederhergestellt wird, damit dieses Bauwerk als Kreismuseum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden kann, um seinen kulturgeschichtlich wertvollen Raumkosmos mit den hervorragenden Stukkaturen nicht im Dornröschenschlaf weiterhin verkümmern zu lassen, dann ist dies ein letzter Beitrag zur Begegnung Lauenburgs und Mecklenburgs, und zwar auf engstem Raum.

Eine Mecklenburg-Abteilung und die Unterhaltung einer umfangreichen Mecklenburg-Bibliothek für Forschungszwecke drücken dies noch im besonderen aus.

Bevor auf den Domhof in Ratzeburg und besonders den Palmberg eingegangen wird und bevor die friedlichen und kriegerischen Begegnungen Lauenburgs und Meck-

lenburgs, in früheren Jahrhunderten, richtiger: des Bistums und späteren Fürstentums Ratzeburg, geschildert werden, bedarf es einer Erinnerung, wie es zur Gründung der Grafschaft Ratzeburg und zum Entstehen des Herzogtums Sachsen-Lauenburg und des Bistums Ratzeburg aus dieser Grafschaft gekommen ist.

Auf die schweren Auseinandersetzungen zwischen Slawen und Sachsen, aber auch zwischen Slawen und geistlichen Fürsten wie Erzbischof Adelbert im 11. Jahrhundert im Zuge der Christianisierungsbemühungen kann hier nicht eingegangen werden.

Erst unter dem Sachsenherzog Heinrich dem Löwen wurde durch Christianisierung unseres und des mecklenburgischen Raumes eine neue Ordnung gegen den Widerstand der slawischen Abodriten im 12. Jahrhundert geschaffen, die für die Zukunft bestimmend sein sollte.

Heinrich der Löwe belehnte im Jahre 1143 Heinrich von Badewide mit der „terra Polaborum“, dem Land der Polaben, einem Teilstamm der Abodriten.

Dies war die Geburtsstunde der Grafschaft Ratzeburg, die damals noch das ganze Polabien umfaßte, also die Länder Ratzeburg, Boitin, Gadebusch, Wittenburg und Boizenburg. Diese Grafschaft enthielt außer der sog. Sadelbande im Süden große Teile des späteren Herzogtums Sachsen-Lauenburg, mit dem Land Boitin den größten Teil des späteren Bistums Ratzeburg und außerdem noch Teile des künftigen Mecklenburgs. Heinrich dem Löwen ist es zu verdanken, daß jetzt Missionare und Kolonisten ins Land kamen und daß die Bistümer Ratzeburg 1154, Oldenburg (1160 verlegt nach Lübeck) und Mecklenburg (ebenfalls 1160 verlegt nach Schwerin) gegründet wurden.

Der Sitz des Grafen Heinrich wurde der slawische Burgwall der Ratzeburg. An sein Wirken erinnert der wohl allen bekannte Heinrichstein am jetzigen Eingang zum Domhof (Palmburg erst seit 1439 im bischöflichen Besitz), der noch zu Lebzeiten Heinrichs — er starb 1166 — gesetzt sein wird.

Die Inschrift des Steines lautet in freier Übersetzung: „Zur Zeit König Konrads und Herzog Heinrichs von Sachsen kam Graf Heinrich nach Ratzeburg und gab dort als erster dem Christentum eine feste Grundlage. Seine Seele ruhe in Frieden! Amen!“

Es ist hier nicht meine Aufgabe im einzelnen auf Christianisierung und Kolonisation einzugehen, doch bedarf die Entwicklung zum Herzogtum Sachsen-Lauenburg und zum Bistum Ratzeburg einer näheren Betrachtung.

Die verheißungsvolle Entwicklung in Nordelbingen unter Graf Adolf III. von Schauenburg und in der Grafschaft Ratzeburg unter Graf Bernhard I., dem Sohn Heinrich von Badewides, wurde jäh unterbrochen durch Ereignisse, die für die gesamtdeutsche sowie die Geschichte des nord- und nordostdeutschen Raumes verhängnisvoll sein sollten.

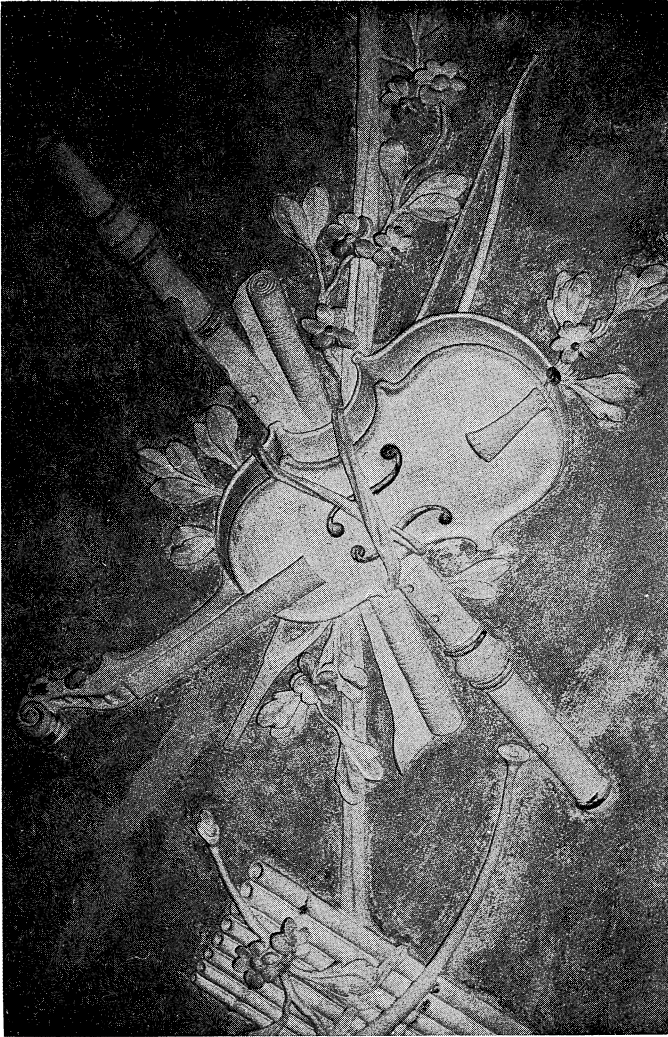
Das Zerwürfnis zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen führte zu dessen Sturz und zu einer Auflösung und Aufteilung seines Territoriums.

Heinrich der Löwe wurde geächtet und aller Lehen und Eigengüter für verlustig erklärt.

Während Bayern an die Wittelsbacher fiel, gelangte Westfalen an das Erzbistum Köln. Das Gebiet der Grafschaft Ratzeburg und die sogenannte Sadelbande nördlich der Elbe, sowie die östlichen Randgebiete des sächsischen Herzogtums fielen an Bernhard von Anhalt, Sohn Albrechts des Bären, dem ersten Askanier in unserem Land.

Damit hatten Kleinstaaterei und Zersplitterung dort ein Machtvakuum geschaffen, wo es für das deutsche Reich gefährlich war, nämlich in unserem Raum sowie im nordelbingschen Schleswig-Holstein.

In dieses Machtvakuum drangen um 1200 die Dänen ein, nahmen die Grafschaft Ratzeburg unter ihre Herrschaft, aber verkleinert um die Länder Boizenburg, Wittenburg und Gadebusch, während das Land Boitin immer mehr den Bischöfen von Ratzeburg als unabhängigen Herren zuwuchs. Zur Grafschaft Ratzeburg, die von Albrecht von Orlamünde für die Dänen verwaltet wurde, gelangte die Sadelbande, also das südliche Kreisgebiet.



*Stuckornamentik des großen Saales*

Nach der Vertreibung der Dänen gelangte unser Gebiet wieder an die Askanier und wurde 1296 durch Abtrennung von den ostsächsischen Gebieten, also Sachsen-Wittenberg, getrennt.

Dies war die Geburtsstunde des kleinen niederelbischen Herzogtums Sachsen-Lauenburg, das weder leben noch sterben konnte. Es war groß in seinen Ansprüchen (Kürwürde), aber schwach in der Machtausübung.

Ich wende mich jetzt in aller Kürze der Entwicklung des Bistums Ratzeburg zu. Die Ratzeburger Bischöfe, die zuerst ihren festen Sitz in Farchau bei Ratzeburg hatten, diesen aber später mit Schönberg vertauschten, weil sie in Auseinandersetzungen mit den sachsen-lauenburgischen Herzögen gerieten, versuchten ihren Eigenbesitz, besonders im Lande Boitin, zu festigen und die weiteren Besitzungen zu arrondieren und die



weltliche Macht in ihrem Einfluß auf diese Gebiete so weit wie möglich zurückzudrängen.

Bereits während der Auseinandersetzung der sächsischen Herrscher mit Dänemark festigte sich die Eigenmacht der Bischöfe gewohnheitsrechtlich. 1236 erhielten sie die Vogtei über das Land Boitin vom Kaiser Friedrich II. offiziell zugesprochen.

Aber erst nach weiteren Anfechtungen durch die Askanier, konnten die Bischöfe schließlich die Vogtei über das Land Boitin in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts von den Herzögen in zwei Anläufen kaufen. Am Ende des 14. Jahrhunderts kam die Vogtei Stove hinzu, die durch beträchtliche Vergrößerung des Territoriums entstanden war.

Somit war der Bischof Landesherr und damit Gerichtsherr geworden. Er blieb es trotz vieler Anfechtungen bis zur Umwandlung des Bistums in das Fürstentum Ratzeburg nach dem 30jährigen Kriege.

Die Entwicklung des eigentlichen Mecklenburg zum deutschen Land setzte ebenfalls unter Heinrich dem Löwen ein. 1167 wurde der Abodritenfürst Pribislaw Christ und Heinrichs Vasall. Von seinem Stammsitz Mikilinburg („große Burg“) stammt der Name Mecklenburg. In der Folgezeit wurde das Land völlig eingedeutscht. Die Fürsten aus Pribislaws Geschlecht erwarben 1292 das Land Stargard und 1358 die Grafschaft Schwerin. 1348 wurden sie zu reichsunmittelbaren Herzögen erhoben.

Auf dem Domhof in Ratzeburg erhob sich der romanische Backsteindom, der 1160/70 seinen Baubeginn hatte und um das Jahr 1220 mit der Südervorhalle, dem sog. Paradies abgeschlossen wurde. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war das Kloster vollendet, so daß jetzt die nach Prämonstratenserregeln lebenden Domherren ihr Domizil am Dom hatten.

Mitte des 14. Jahrhunderts bestanden ebenfalls bereits das Steintor und die Bischofsherberge.

Die Bezeichnung Domhof stammt von dem Wirtschaftshof, der sich recht bald zwischen dem Steintor und dem See erstreckte und der Versorgung der Domherren diente, die sich noch mit der klösterlichen Enge begnügten und nicht an den Bau aufwendiger Kurien dachten.

Häufig herrschte Zwietracht zwischen den Herzögen von Sachsen-Lauenburg und den Bischöfen von Ratzeburg, weil erstere immer wieder Übergriffe auf bischöfliches Land, auf den Domhof oder Eingriffe in bischöfliche Rechte vornahmen.

Bevor einige Beispiele kurz erwähnt werden, um diese kriegerische Begegnung Lauenburgs und Mecklenburgs oder besser des Bistums Ratzeburg zu dokumentieren, soll auf eine Regelung vom Jahre 1439 hingewiesen werden, in welcher der Palmberg an das Bistum gelangte.

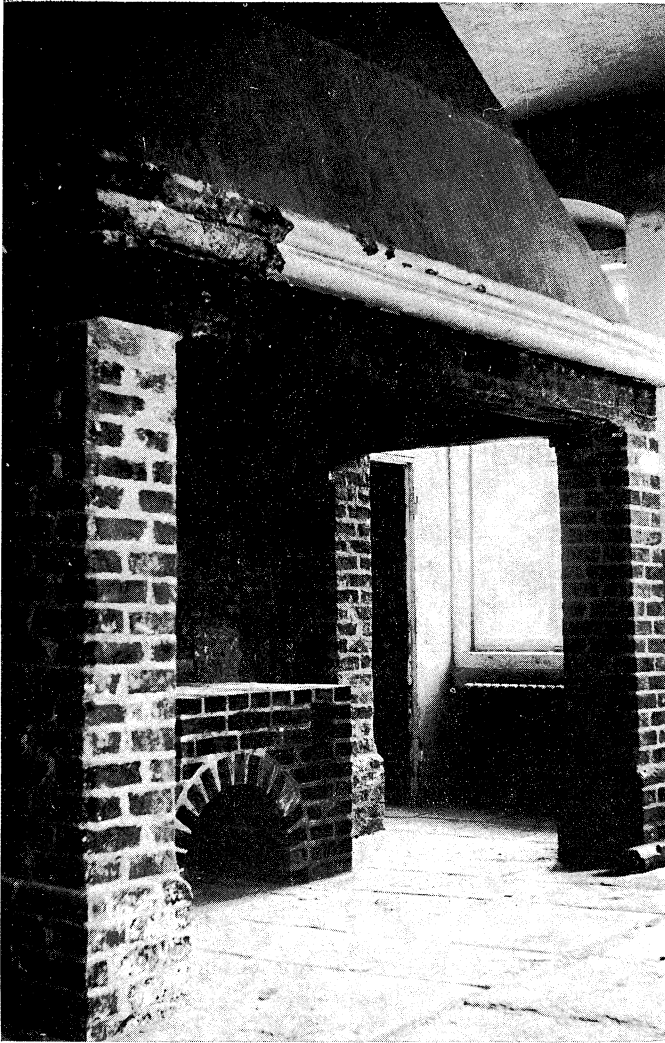
„Nachdem lange, lange Jahre vorher schon zwischen den Eltern und Vorfahren der Herzöge Magnus und Berndt einerseits und dann einem ehrwürdigen Domkapitel andererseits“ Zwietracht geherrscht hatte, nahm man eine endgültige Bereinigung der Grenzen vor, indem das Gebiet zwischen Kirchhofsmauer und Stadt dem Domkapitel für 530,— M Lübisches verkauft wurde.

Es sollte aber keine weltliche Person ein „Haus oder Erbe“ auf dem Palmberg bauen dürfen, das der Herrschaft oder der Stadt Ratzeburg und ihren Bürgern zum Nachteil gereichen würde.

Also erst seit dieser Zeit gehörte der Palmberg zum Bistum und späteren Fürstentum Ratzeburg.

Nachdem im Jahre 1501 das Domherrenstift verweltlicht worden war, begannen die Domherren nicht nur weltliche Tracht zu tragen, sondern sich Kurien außerhalb des Kapitelgebäudes zu errichten.

Waren auch zu dieser Zeit die Herzöge von Mecklenburg Schutzherrn des Bistums, so gelang es aber nicht, besonders den Domhof vor Übergriffen sachsen-lauenburgi-



*Alte restaurierte Herdanlage*

scher Herzöge zu sichern, die gewaltsam Rechte im Bistum forderten, wie z. B. das Ablagerrecht, also die Gewährung von Unterkunft bei Jagden usw. oder später die Versorgung bei diesen Angelegenheiten, die auf die fürstlichen Häuser geliefert werden mußte.

Herzog Magnus I. besuchte die Dörfer teilweise mit einem Gefolge von über 100 Personen und preßte sie regelrecht aus.

Als Bischof Heinrich Bergmeyer beim Kaiser die Belehrung mit allen Regalien und weltlichen Rechten durchsetzte, war Herzog Magnus sehr erbost, denn der Bischof war früher sein Bedienter gewesen (König Heinrich II. — Thomas Becket).

Auch in der Folgezeit litt der Domhof unter fürstlichen Einfällen und Plünderungen, so daß das Verhältnis vom Bischof zum sachsen-lauenburgischen Fürsten immer ge-

spannt blieb. Bis zum 17. Jahrhundert muß man deshalb die Begegnungen auf dem Domhof zumeist als kriegerische annehmen.

Das Klingelbeutelregister des Ratzeburger Doms, welches lange Zeit auch der Eintragung wichtiger Ereignisse diente, berichtet aus der Zeit des 30jährigen Krieges u. a.: „1625: 4. Dezember: „Da nun . . . Frantz Carol, Hertzog zu Sachsen . . . Graf Ersten von Manßfeldt(s) Oberster über ein Regiment Fußvolck in die Stadt Ratzeburg gelassen wurde und alda und aufm Domhofs Quartier machte, und bald darnach der Capitein Jurgen Stuart, . . . , uf des Superintendenten Hoff kommen und darvon gar viele Bücher und andere Sachen wegnehmen und tragen lassen, auch Ihrer Fürstlichen Gnaden Herr Bruder . . . Frantz Heinrich . . . mit seinem Gesinde auff den Hof vielmals gängen, die Studier- und andere Stuben mit Gewalt aufstossen, auch alle verhandenen Bücher auff Herrn Hanß von Bissings Hoff (darauff Frantz Carol Quartier gehabt) bringen lassen, und dero Fürstlichen Gnaden Diener viele Sachen vom Hofe genommen, sein auch die 6 M 7 s 3 d (Klingelbeutel-Gelder) . . . weggeraubt. Wer es getan, weis er (der Superintendent D. Petraeus) nicht. Gott ist es bekannt, dem will er es auch als seinen Richtern . . . hirmit befehlen . . .“

25. Dezember: „Hertzog (Frantz) Carl ist nur an diesem Tage in der Kirchen gewesen, hat 2 M geben . . .“

Der Westfälische Friede 1648 brachte dann das Ende des Bistums. Es fiel in Personalunion an Mecklenburg, um dieses für den Verlust Wismars und des Amtes Neukloster an Schweden zu entschädigen.

Diese Personalunion blieb bis 1918 bestehen. Strukturell unterschied sich das Fürstentum Ratzeburg, wie es jetzt hieß, erheblich vom übrigen Mecklenburg. Es war reines, freies Bauernland, während in Mecklenburg die Leibeigenschaft herrschte und die Ritterschaft erhebliche ständische, oft gegen den Landesherrn gerichtete Freiheiten wahrnahm.

Während bis zum Jahre 1701 der Schweriner Herzog Landesherr war, geriet das Fürstentum Ratzeburg danach an den Strelitzer Herzog im Zuge einer Erbteilung.

Bereits in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde unter Herrschaft von Christian Louis die Verwaltung für das Fürstentum Ratzeburg nach dem Domhof gelegt, um dieses Gebiet nicht veröden zu lassen, und die Lüsternheit des fürstlichen Nachbarn hierauf zu lenken, dem es 1648 nicht gelungen war, dieses Gebiet an sich zu ziehen, weil es sich eher Mecklenburg zugehörig fühlte, wo es in der Vergangenheit mehr Unterstützung fand.

Auf weitere kriegerische Ereignisse, die auf Grund sachsen-lauenburgischer Verhältnisse den Domhof trafen, wie die Beschießung Ratzeburgs im Jahre 1693 durch die Dänen, während Erbaueinandersetzungen nach Aussterben der Askanier, oder ihren Grund in der großen Politik hatten, wie die napoleonischen Kriege, kann hier nicht eingegangen werden.

Es muß aber hingewiesen werden auf erhebliche bauliche Veränderungen auf dem Palmberg, die seit dem Jahre 1660 unter Herzog Christian Louis v. Mecklenburg durchgeführt wurden. Bereits sein Vater Adolf Friedrich I. hatte das sog. Neovinische Grundstück gekauft, auf dem jetzt das Herrenhaus, also die sog. alte Domprobstei steht, und z. Z. zum Kreismuseum Ratzeburg umgebaut und in seinem alten Bauzustand restauriert wird. Aber bereits Christian Louis errichtete hier ein prachtvolles Schloß in den Jahren 1660 bis 1662 mit prunkvollen Räumen, vergoldeten Türmen und einem terrassenförmigen Lustgarten zum See.

Unter Mecklenburg-Strelitz kam es dann unter dem besonders regen Oberhauptmann F. W. von Knesebeck zu einem Abbruch des in Verfall begriffenen fürstlichen Hauses und zu einem sehr aufwendigen Neubau, der schließlich anstatt 4000,— Taler die bedeutend höhere Summe von 20 000,— Taler verschlang und den Herzog Adolf Friedrich IV. an den Rand des Ruins brachte.

Es gab auf dem Domhof bald nicht nur Verwaltungsbeamte und einen fürstlichen Bau, sondern es setzte auch ein reges kulturelles Leben ein, geprägt durch die Bewohner der alten Kurien, die Domschule und geistig interessierte Beamte von Mecklenburg-Strelitz und von Ratzeburg.

In den Jahren 1807 bis 1810 existierte eine literarische Gesellschaft in Ratzeburg, deren Sekretär Ludwig Nauwerck war, Sohn eines Superintendenten am Dom. Ludwig Nauwerck war Kammersekretär und Registrator der Regierung und verließ mit dieser 1814 den Domhof und ging nach Neustrelitz. Aus den Gelegenheitsgedichten Nauwercks sei eines aus dem Jahre 1820 angeführt:

*Für Prinzess Louise*

zum Geburtstag ihres Vaters des Herrn Großherzogs Georg  
von Meckl. Strel. den 12. Aug. 1820

Alles, Alles freut sich heute,  
Hat ein Sträußchen vorgesteckt,  
und für groß und kleine Leute  
Giebts heut Kuchen und Confect.

O, wie froh bin ich vor Allen,  
Daß ich Vater nenne Dich. —  
Bruder Fritz kann's nur noch lallen;  
Doch er liebt Dich, so wie ich.

Und so gieb mir nun ein Küßchen,  
Und behalte lieb Dein Kind.  
Dir zur Freude bleibt Louischen  
Artig stets und fromm gesinnt.

Rechten Weg stets will sie gehen  
Und wenn sie einst groß ist, da,  
Sollst Du, Väterchen, sie sehen,  
Brav und gut, als wie Mama.

Als seit dem Jahre 1840 die Domprobste Wohnrecht im Herrenhaus erhielten, wonach es den Namen Domprobstei erhielt, war es zuerst der Domprobst Genzken, der hier einzog.

Aus Georg Kuntze, Aufzeichnungen aus dem Leben meiner Großeltern Genzken sei hier zitiert:

„Neben dem Palmberge, einem mit saftigen Kastanien und Linden besetzten Promenadenplatze auf dem Domhof, von demselben aber auch durch einen großen Vorhof getrennt, liegt ein hübsches Jagdschloß des Großherzogs. Dieses langgestreckte, zweigeschössige, massive und von außen nicht eben schöne Gebäude, welches bis dahin von einem pensionierten Oberforstmeister von Wickade bewohnt gewesen war, wurde nach dessen Ableben (vermeintlichem Jahre) 1840 Großvater als Dienstwohnung angewiesen. Auf dem Vorhofe, welcher von dem Palmberge durch eine hohe Toreinfahrt und Mauer abgeschlossen und zu beiden Seiten von Nebengebäuden und Wagenremisen, Stallungen, Vorratsräumen etc. eingefast ist, führt eine breite Steintreppe zu der auch von beiden Seiten auf Fuhrwegen zu erreichenden Rampe des Schlosses hinauf und an jeder Seite der Treppe steht ein mächtiger Kastanienbaum, eigentümlicherweise war der eine dieser Bäume stets im Frühjahr mit reichem Blütenschmuck bedeckt, während der andere niemals eine Blüte trieb. An beiden Breitseiten des Gebäudes liegen Seitenhöfe und unmittelbar an die Hinterfront desselben grenzt der große Garten, welcher sich in drei durch breite Holztreppe verbundenen Terrassen bis hart an den

See erstreckt, an dessen Ufer sich eine Allee alter Linden hinzog. Der obere Teil des Gartens bis zur ersten Treppe war mit Blumenrabatten versehen und vor der Treppe standen zwei hohe Tannen, unter denen Sitze angebracht waren, von welchen aus man einen herrlichen Rundblick über den See und dessen waldumkränzte Uferhöhen hatte. An einem lauen Sommerabend konnte man sich hier, wenn der Mond sein Silbernetz über den stillen See breitete und die Nachtigallen in der Lindenallee sangen, in eine „mondbeglänzte Zaubernacht“ Eichendorffscher Romantik hineinträumen. Leider sind beide Tannen und die Lindenallee von Großvaters Nachfolger beseitigt. Wenn man vom Vorhof aus das Schloß selbst betritt, kommt man auf eine große, mit schwarzen und weißen Fliesen schachbrettartig belegte Diele, von welcher 2 breite Holztreppe nach oben führen. An der Diele und den neben den Treppen hinführenden schmalen Korridoren liegen nach der Gartenseite hin 3 große Säle, in der Mitte der mit Fresken über den 3 Türen geschmückte Gartensaal, von welchem man durch eine Glastür über eine steinerne Freitreppe unmittelbar in den Garten gelangt, links davon der mit Gipsstukkatur verzierte Speisesaal, an welchen die Speisekammer grenzt, und rechts Großvaters Arbeitssaal, neben welchem seine mindestens fünf- bis sechstausend Bände umfassende Bibliothek lag. Nach dem Vorhofe hin lagen rechts vom Eingang 3 durchgehende kleinere Wohnzimmer und zwischen den letzten derselben und der Bibliothek das geräumige Schlafzimmer der Großeltern, links vom Eingang das sehr große Zimmer für die Domestiken mit Galerie für die Schlafstätten, an welches sich die gleichfalls sehr große Küche schloß nebst Waschküche, aus der eine Treppe in den Seitenhof hinauführte. In der Mitte des Oberstockes nahm ein großer Festsaal die ganze Tiefe des Gebäudes ein und zu beiden Seiten des Saales lag eine Reihe von Zimmern verschiedener Größe. In diesem großartigen und schönen, aber viel zu kolossalen Dienstgewese schaltete und waltete nun Großmutter mit Hilfe eines einzigen Dienstmädchens. Freilich bewohnten die Großeltern nur das Erdgeschoß — oben waren nur einige Fremdenzimmer eingerichtet und auch in diesem nur im Sommer die beiden Säle nach dem Garten zu, im Winter beschränkten sie sich auf das dritte und größte der nach vorn gelegenen Wohnzimmer und Großvaters Arbeitssaal, in welchem dann auch zu Mittag gegessen wurde, aber die nicht bewohnten Räume des Schlosses und die Nebengebäude sollten doch auch unter ständiger Aufsicht gehalten werden und durften nicht in Verfall geraten. Es galt dies insbesondere von dem Festsaal, denn dieser war damals das einzige anständige große Lokal in der Stadt und wurde nicht selten zu Festlichkeiten, Konzerten etc. benutzt. (So erinnere ich mich noch eines besonders glänzenden Ballfestes, welches die lauenburgische Ritterschaft in diesem Saale und den beiden unteren Sälen des Schlosses in Veranlassung der Vermählung des damaligen dänischen Kronprinzen, späteren König Friedrich VII., mit der Strelitzschen Prinzessin Karoline, vermeintlich 1841–42 veranstaltete.) Zur Sorge für das Haus kam noch die Sorge für einen kleinen Viehstand, denn auf den großen Rasenplätzen des Vorhofes und auf einer an den Garten angrenzenden Dienstwiese graste in den ersten Jahren eine Kuh, als diese an einer verschluckten Stopfnadel kreperte, wurde eine Kuh nicht wiederangeschafft — im Stalle grunzte ein Schwein und auf einem Seitenhofe schnatterte ein Dutzend Gänse und gackerte eine stattliche Hühnerschar. Wenn nun auch zu allen außergewöhnlichen Arbeiten Hilfskräfte herangezogen wurden und der Garten von einem dazu angenommenen Arbeiter bestellt wurde, so muß man doch darüber staunen, daß Großmutter in ihrem Alter die Führung eines solchen Hausstandes ohne weitere Unterstützung möglich war, und zugleich bedauern, daß ihr durch diese große Dienstwohnung in ihrem letzten Lebensabschnitt eine so übermäßige Last auferlegt wurde.“

Während die Domprobste in den ersten Jahrzehnten nach 1840 nur das Untergeschoß des Herrenhauses nutzten, wurden sie doch bald Nutznießer des gesamten Gebäudes, was sie aber im Laufe der Zeit nie so recht auszunutzen imstande waren.

Besonders der kunstgeschichtlich bedeutungsvolle Saal mit Stuckaturen von Johann Nepomuk Mez blieb zumeist ungenutzt. Dies änderte sich auch nicht in diesem Jahrhundert, trotz wechselnder Zugehörigkeit des Domhofes zu weltlichen Herren. Bis 1937 gehörte der Domhof zu Mecklenburg. Dann gelangte er an die Provinz Schleswig-

Holstein und später an das Land Schleswig-Holstein, welches dem Domprobst bis zum vergangenen Jahr Wohnrecht im Herrenhaus gewährte. Bereits im Mai 1925 schrieb J. Warncke in den Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg über den großen Saal im Obergeschoß: „Es ist daher schade, daß dieser Raum verkannt und unbenutzt seine Tage vertrauern muß. Er ist ja gut erhalten; könnten da nicht die maßgebenden Stellen ihn mit wenigen Kosten etwas auffrischen lassen und dem Leben zurückgeben. Wäre es nicht möglich, ihn als Sitzungssaal, als kleinen Konzertsaal, als Gemeindesaal oder dergleichen wieder in Gebrauch zu nehmen. Er verdient es, daß er wieder seine Stimmungswerte ausströmen läßt. Gewiß würde ihn auch mancher Besucher des Domes gern in Augenschein nehmen. Der Domhof wäre um ein Stück reicher.“

Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß seit vergangenem Jahr der gesamte Herrenhauskomplex restauriert und wiederhergestellt wird, um ihn schließlich der Öffentlichkeit als Kreismuseum zugänglich zu machen. Hierin sieht der Kreis nicht nur eine denkmalpflegerische Aufgabe oder das Ziel der künftigen Unterbringung des Kreismuseums, sondern ebenfalls eine Möglichkeit, mecklenburgisches Kulturgut zu pflegen und außer dem Gesamtgebäude in einer kleineren Mecklenburgabteilung zugänglich zu machen.

Hinzu kommt schließlich noch, daß der Kreis Herzogtum Lauenburg seit dem 1. Mai v. J. Besitzer des über 7000 qm großen Grundstückes Domhof 5 mit einem Bauwerk aus dem 17. Jahrhundert geworden ist, welches das Gesamtwerk des Graphikers Prof. A. Paul Weber aufnehmen wird, und damit diese Seite des Palmberges vor den Übergriffen der modernen Zeit, wie sie sich dem Auge mit der Ruderakademie und dem Europäischen Jugendhof darbietet, verschont. Somit kann man in der Zukunft den Palmberg als eine Stätte bezeichnen, an dem das Alte gepflegt und erhalten wird und wo man sich dem Neuen gegenüber nicht verschlossen hat. Hier begegnen sich Mecklenburg und Lauenburg auf engstem Raum in der Erhaltung einer echten Tradition und in der Verkündung der lebendigen Kirche im Ratzeburger Dom.

---

## De niege Tit

Sien Hoff läg' afsiet von de Strat,  
Up de verrückte Autos scheesen,  
So in de Nacht, noch mihr an'n Dag  
Väl sick den Dod inlösen!  
He harr sick männigmal all fragt:  
Worüm diers Scheeserie,  
Un harr ok männigmal all klagt,  
Begriepen künn' he't nie!  
Dor keem to em 'n klauken Mann  
De seggt em nu den wohren Grund,  
Den he jo nie hett finnen kunnt:  
„So is dat mit de n i e g e Tit,  
De Lüd hewt h ü t orwerhaupt keen Tit!“

Friedrich Bauer

Kopp klüfftig,  
Land driftig,  
Lant warm -  
kann nich verderben.

Waren, Januar 1939

Richard Wossidlo

# Uns' plattdütsch Eck

## Twee Minschen

Von Kuno V ö g e

As Adam eenst in't Paradies  
noch rüm leep ganz alleen,  
do wörr de Herrgott em mol wies  
un seggt: „Ik kann't ni sehn,  
du löppst hier jo so trurig rüm  
un findst ni diene Ruh,  
do fallt mi graad wat schönes in,  
ik maak di ene Fru.“

As Adam sleep un drööm so schön,  
nehm Gott een Ripp em rut  
un maakte denn — keen Minsch hett sehn,  
em dor 'ne Eva ut.  
As Adam wörr de Eva wies,  
du funn he siene Ruh,  
he gung mit ehr in't Paradies  
un dor — wörr se sien Fru.

Sietdem is lange Tiet vergahn,  
de Eer, de dreiht sik rüm,  
un so warrt dat ok wiedergahn  
bit to de letzte Stünn.  
Dat is un blifft wull ümmer so,  
de Mannslüüd bruukt en Fru,  
sünst loopt se rüm un warrt ni froh  
un find ok kene Ruh.

Doch männichmol, denn is de Ruh —  
vörbi, man stritt un kiert.  
He seggt ni mehr: „Mien leve Fru.“  
He seggt blot: „Dulles Wiew!“ —  
He fleht den Herrgott dääglich an:  
„Geev mi doch miene Ruh,  
laat leven mi as frien Mann,  
nie mehr bruuk ik en Fru.“

Drüm geevt twee Minschen sik de Hand  
un wüllt dörch't Leven gahn,  
denn bruukt de Leev en fastes Band  
— Vertruen un Verstahn. —  
Wenn so dat is, geiht allns kloor,  
trotz Regen, Nacht un Bries,  
denn föhlt man sik in Sülverhoor  
noch wie in't Paradies.



## Dit un dat von Pierd un Wagen

Von Klaus Giese

Dat is noch gor nich so lang'n her, dunn leeg'n ok midd'n in de Grotstadt de Pierd-kaetels up'm Damm, von de lütten Städter un de Dörper ganz to schwiegen.

Pierd un Wagen hürten dorto as Äten un Drinken, Rügen un Sünne, Sommer un Winter.

Bi uns in Ollstrelitz hürte ja ok to jedwer Börgerstell, de 'n lütt bäten nah wat wier, 'n reell Fuhrwark.

Un in Stillen wür dornah iewert, de glattsten Mähr'n un de besten Wagens to hebb'm.

Wecker sin Veh un Kramt nich schier hollen dee', wier unna dörch un tellte nich väl.

Ik seh hüt noch denn kloaren Sünnestrahl ut min Vaddings Ogen lüchten, as 'n goden Fründ enns to em sä': „Heiner, de besten Pierd in Strelitz hest doch du!“

De Kutschers kreegen dissen Dach 'n Drinkgeld extra un de Mähr'n ne Jöppts Hawer mihr. Verdehnt hard'n 's sich dat ok, denn Warkeldaachs würd'n de Sträng'n gewiß nich väl schlapp, bi Minsch nich un bi Arbeitsveh nich.

De Arbeit het Minsch un Dierd ok recht tohopschmädt. So mannig een Fuhrmann orra Kutscher het sine Pierd hollen as sin Fru. He künn sich nich nooch doon, uptönen un to lab'm, wat he för beste Kreturen vör'n Wagen har. Ganz ahn Undugenden wier'n 's un soo fromm, dor künn man sich as Minsch un Christ an hollen. Keen Last bleew stahn, ihrer reet'n de Sträng'n. O ja, de Pierd aewer ok de Frugens wier'n jeden Ackermann un Fuhrmann sin Up- un Unnagang. Har he Mähr'n, de keen Fracht stahn löten, bi 't Plögen ok de Steen mit hochwölhten un in'n Huus ner Fru, de all Deel Arbeit vull anfööt, denn künn he woll singen un fläuten.

Güngt em god, wull he dat ok giern de Welt rundüm wiesen.

Wo aewer künn he dat bäter doon as bi sine Pierd, mit de he Dach üm Dach up Straten un Land rümhottern dee', un bi sin Fru, de in'n Huus dat Racken un Regierent har?

Doarüm sä' he ok: „Dicke Frugens un dicke Pierd zieren denn Hoff.“

De dicksten Pierd hard'n aewersten de Möllers.

Mi steht hüt noch dat Möllerpierd von Mirow vör Ogen. För dat Dierd müßten jo woll Sälen, Schierdiexel un Hoofiesen ennzelt extra anfahrigt warden, dat güng up keen Dutzendmaat.

Wägen de Möllerpierd ward jo ok hüt un dissen Dach noch as Speegeld bild för alle Lüde, de in de Vulligkeit 'n bäten sihr ut Schick geraden sünd, de Schnack brukt: „De is so dick as nä Möllenmähr.“ — Dicker geht't nich! Is een Person achterwärts 'n bäten sihr füllig, denn meenen weck ok: „De het aewer 'n stabilen Achterwagen.“

Ja, de Asswagens wier'n recht stabil un groff buugt. Se müßten up dat Koppsteenplaster ok wat dörchstahn un würd'n nich schon. In olle Tieden hard'n 's noch keen Iesenassen. De Ass wier ut Holt un har'n ganz annern Umfang as hüt. Doar leepen de Raed mit gruglich grote Naben up. De Büss wier so wietlüftig, datt 'n doar meist 'n lütten Hund dörchhissen künn.

Nu löp jo Holt up Holt. Dat reew un bremste barboarsch.

Müßt 'n also god schmeern. Schmeert wür mit Teer.

Un disse dünne Wagenteer wür sich von'n Teeraben kamen laten ut Düsterfurt, ut Below orrer Wokuhl, Schwenzow, Thurow orrer Schillersdörp.



*Unwiederbringlich*

Wenn eener gode Reis hebb'm wull, dürft he denn Teer also nich vergäten. Unna jeden groten Reis- orrer Lastwagen hüng ok 'n höltern Emmer mit Teer, de „Teerbütt“.

Un doarium ward in Ollstrelitz ok noch seggt, wenn een von'n Hoff reist, to führ'n, to rieden orrer to gahn: „Vergät ok de Teerbütt nich!“. Dat will gode Reis wünschen un ok noch ees anmahnen, ob man allst bedacht het. Geht nu een unna disse Vermahnung aff, denn ward em villicht annerwägent ok noch nahroopen, datt he nich unna de Raed kamen sall. Wie seggen doraför giern: „Kumm man nich unnan Torfwagen!“

Un dat kümmt doarvon: Früher wü in Ollstrelitz gorra väl Torf bakt. An de Kalkhorst, up de Flaet un int Föstenseesche Brook stünn he am dicksten. De Kluten würd'n denn up allmächtig grote Wagens affkahrt. Väle Börgers kreegen nah oll Rezeß soundsoväl Torf un Holt. Ok hannelt wü mit Torf wiet ümher.

Ja, un wenn nu een unna disse Wagens to ligg'n keem, denn künn he großes Älend doarvon nähmen, wenn nich goar sinen Dod. Unna disse Torfwagens to gelangen wier in groten un ganzen aewer doch ok werrer 'n Kunststück. Anners as äben Schritt bullerten de nich dörch de Straten. Gescheejt dat nu liekers, datt een doar unna schöt, denn nur in'n Schwiem. Nich unnan Torfwagen to kamen, mahnt also up'm Läbenswannel hen.

De ollen Wagens müßten all wat uthollen, de löt man sich ok nich all poar Joahr nahbügen.

De Bleckkramt von hüt süht twoarst'n blänkerig un schön ut, hölt aewer dissen Ogenschien nich tuck. Nich so de ollen Wagens! De seegten goderletzt man bannig unnaschig ut, aewer se deed'n ümma noch ehr Dingen tru un reddlich.

Last un Meß wü doarmit führt nich selten aewer föfftig Joahr. Un bi jeden Ümschwung gnaart'n de Raed.

Minschen, de stief un fast de Meenung sünd, datt se mit ehr Leiden nich mihr lang'n up disse Welt sünd, de ward denn ok seggt: „I wat, Gnaarwagens lop'n an längsten!“

Dat reellste Arbeitsgeschirr würr ümmer bi't Holtrücken un Langholtführ'n brukt. Doar wier man meist denn ganzen Dach bi unnawägens. Minsch und Veh keemen abends still und mattelmööd tohus, aewerhaupt wenn 't in de Serrahnschen Baarg gahn har. Doar führte man unnood alleen hen un uterdäm keem ne stramme

Kiep för de Lüüd un ne Krüff mit'n hartlich Futtring för de Mähr'n mit. To Middag würden de Pierd denn an den Wagen betranna leijt, wo de Krüff up stünn. Nah all dat Wurachen hard'n 's sich Foorer un Rast verdeent. Toierst sünd de Pierd vullup mit Frät'n togang'n, keen Fleg is ehr towerrer, keen Larm möckt ehr schuckig. Se ham-schen ümma egal to.

Hackels maegens jo nich so giern, doarüm ward ok ierstmal bettoschnaben, wenn dat Futtring nich annatt't is.

Hebb'm 's sich aewer denn schieren Hawer meist all inliewt, kümmt ok de Hackels an de Reeg.

Aewer denn warden de Dierder ok all wat kribbeliger.

Se petten hen und her, schuben mit de Schnuten in de Krüff rümma, pietschen mit 'n Staart, un de Fuhrmann möt all mankerdörch scharp Kommando gäben. Paßt 'he nich up, ward sogoar dat Bieten losgahn, denn: „Wenn de Krüff lerrig is, gnappen sich de Pierd!“

Is doch reigen wunnalich, datt gorra väl „vernünftig“ Minschen sich ok nich anners gebiern as de „unvernünftig“ Kretur. Ja, mit de Minschen un mit de Pierd is dat aewerhaupt 'n ganz eegen Sak. Uns' oll Kutscher Friedrich, de föfftig Joahr mihr mit Mähr'n as mit Minschen affsett't har, de het mi ümma seggt, wenn he mal werra up dissen Thema upseet: „Jung, glöw mi, de Pierd sünd bäter as de Minschen, se kaen'n man nix segg'n. Se sehn ok 'n bät'n anners ut. Aewer de Ogen, de Ogen, doar kiek enns nah. Un denn de Uhr'n, mit de vertellen's di allst. Ik weet genau, wat 's von mi will'n un se weeten, wat ik von ehr will. Un se beleegen di nich un bedreegen di nich.“ —

Hus un Hoff, Veh un Minsch, dat hürte tohop as Kopp un Lief.

Dat wier all een Läbent, een Doont un een Tracht'nt.

Dat wür ok so tohopen nahmen un ansehen.

Dor wier dat Fahlen so kettlich as ne junge Diern un de Dierns un Jungs wier'n so ruuch as 'n Fahlen. Aewer de ruuchsten Fahlen warden jo bekanntlich de glattsten Pierd.

„Dörch striegeln ward dat Fahlen zierlich,  
dörch Friegen ward de Minsch manierlich.“

Diss Riemel stünn all up dat Notgeld von Ollstrelitz, un he is jo woll von Fritzing Reuter.

Schad, dat uns disse Oart to läb'm unna de Händ'n weggruust. Ok de Gedanken-biller gahn doarhen.

De Statistik nah sünd wi jo ümma rieker word'n, wenn'n dat aewer genau ansüht, ward'n wi grad bi all denn Furtschritt, so as he uns betlang aewern Hals kamen is, bettelarm.

---

Dummheit ist eine Gabe Gottes,  
aber man darf ihr nicht mißbrauchen.

Wenn de Bramwien in den Minschen is,  
is de Verstand in de Buddel.

## Wat is up'n Dörp los!

Von F r. R e h m

### I.

Ein Areborsfamili äwer't Dörp. — Unwäder. — Areborsvadder besinnt sick up sien Pflichten.

Arebors-Hei un Arebors-Sei hardn äwer Johr in ehr Nest, wat all lange Johren tau Gülzow up Jungklasens Hus' stünn, vier Jung'n tau Gang'n krägen, un ditmal kein Ei un ok keinen Jung' rutsmäten. — In't Letzt harden sick dei beiden Öllern äwerst bannig sur wardn laten müßt, dei Brut satt tau kriegen. Sei müßten ümmer in einen Scheesen wäsen, von un tau Nest, keimen gor nich tau Besinnung. Nu wier't Takeltüg ut'n Gräwsten: dei Sluckrabben. — Hüt, den' iersten in'n August wieren sei all vier all mit west in dei Wischhäw furts achter dei Gorns un nahst ok all nah dei Meihers hen, dei in't Sierd, jüst achter dei Wischen den' Gasten dalsläugen, doe wier wat tau maken. Sei pükerten sick dägt wat in, gräun Jäger un Feldmüs'. Nu stündn Old un Jung up einen Bein un verdauten. — Dorbi ögten sei äwerst un würden tau rechte Tied gewohr, dat meist rundüm an'n Heben 'n mächtig groten düstern Swark uptrecken deer, son' richtigen Buulkater. Pormal dreihten sei unruhig den' Kopp hen un her, wiesten mit'n Snawel hierhen un dorhen un neihmen sick mit'n Mal all söß up, dat's man tau Nest keimen.

Dor wieren sei nu. Dei Ollen wier nu 'n Stein von'n Harten nahmen, — sei brukten von nu af an nich miehr för dei Lütten tau sorgen, dei lat nu man sülb'n tauseihn. Up dei Hockstäden wieren rieklisch Müs' tau find'n, dei gaud bi Saak wieren. Dor können sei sick noch gaud wat up dei Ribben pükern un sick gaud verhalten, ihre dei grot Reis losgüing. Hei un Sei füng'n lustig an tau klappern, un dei Lütten haugten ok mit in, un achteran kreigen's vör luter Wähldaag dat Danzen, sei wippten mit Flünken un Bein ümmer up un dal, up un dal.

Dei Swark an'n Heben schäuw sick ümmer höger, — weg wier dei pralle Sünneschienen, dat würd meist schummerig. Nu keimen ok Arborslüd ehr Inliggerpack: Sparlign Jochen mit sien Korlin, Lurwig un sien Lieschen, Korl un sien Durik un dei Sparlignslüd all, von dei Ort, dei bäten hoch rut wullen un sick dorümhalben in't Areborsnest inlogiert harden, von dei Weitenhocken driewens an't Hus; ok dei dick Willem, dei sick eben noch mit bannigen Larm mit Gälgäuschens Franziska üm 'n nohrhaften frischen Pierdappel klettfecht hard, verkräup sick un verhöll sick ganz kuschee. Dei ganze Band'n särd nich mal „Schilp“, so harden dei Dickköpp dat all mit dei Angst.

'N Hittdruck gläste äwer't ganze Dörp. — Kein Blatt an'n Boom röög sick, d't wier musig'n still un baddig. Dat Unwäder trök sick up'n Dutt un keim neeger. Gnäterswarte Wolken tröcken an, un äwerhen jagten hellklürige Wind- un Stormwolken. Lüchen fohrten rut, von ein Wolk in dei anner und denn ok mal piel hendal, un dei Dunner gnäter und gnatter un krach man so. Männigein schäut dorbi in'n Dutt, vörut Frugenslüd, dei ok heil ängstlich deeren, wunnerwartken un lamentierten.

Drang dükerte sick dei Areborsfamili ein bi't anner un deilwies ein up't anner in ehr Nest.

Jüstement keim noch Johann Swank mit dat letzt Fäuder Arwten angebädelt, rin nah Jungklas sien Grottdör. — Bald wier't nicks worden, wenn sick dei Durpost ditmal nich wohrt hard.

Nu würd dei Hahn up'n Kirchturm up sien Stang'n krischen un kraischen un fläug bald nah links, bald nah rechts, un mit einen Ruck güng dat los, dat Susen un Brusen, dat Pfeifen un Hulen. Dei Storm towte los as nicks Gauds. Ut dei grot Taag-Esch vör'n Dur gnaster'n Telgen as'n dägten Arm dick af, un dei sus' dörch dei Luft un keim tauletzt dwas äwer dei Strat tau liggen. — Holsters und Dackstein pulterten von't Kirchendack un klucksten dal. — As wenn einer kummandiert hard „All tauglielik!“ So

ruck- un stotwies' fäut dei Storm hier un dor an un küselte un dreihete, bet hei wat anricht' hard.

Ok den' groten Herzkirschenboom tens'n Hus', vörn an dei Gorenpurt güng dat äwer'n Liew, den' krach hei üm, dei Stamm wier mirden dörch; dat Husdack schütz hei nich miehr, dat künn dei Wind nu faten, un hei fäut baben in dei Fast, plus'n groten Fließ Dackstroh los un feg' dormit af, un furts noch ein — un noch ein; — 'n ganzen Strämel wieren dei Latten blot.

Püttbuer, — wat müßt dei bilewen! — Sien letzt Fäuder Arwten dacht hei noch rintaukriegen, hei hard sei sülsen in'n poor grote Wäuhl tausammenbröcht, un täuw' up'n Wagen, dei keim äwer nich miehr ran. Stats dessen keim dei Küselwind, neihm ein grot Wäuhl up, hoch in dei Luft vör den Buern sien sichtlichen Ogen un fohr dormit af. — Up'n Bäkendörper Muur sünd dei Arwten nahst werre fund'n, so wiet wieren's wegsegelt.

Mit'n Mal würd äwerst den' Storm un Küselwind dei Pust all, un nu platschte ein Regen dal, as wenn't mit Mollen von'n Himmel gäut. Up dei Hofstärk un in dei Gorenstieg' stünn dat blanke Wader.

Äwer ok dei glupsche Regengät dur nich langn, dat wier man'n korten Ruck. Nah'n lütt Viertelstund' wier't all, dei Sünn' keik all werre blank dörch dei Wolkenfetzen, dei sick von dat Massengewölk verloren harden un achteran schauwen deeren, un nu spann sick 'n feinen Regenbogen mit klore Wedderschienen an'n Heben. — „Wenn dei Sünn schient up't natt Blatt, giwt't bald werre wat!“

Ut Jungklasen sien Hus' keim nu Grot un Lütt vör'n Dag. Frugenslürd, dei Händ'n ünner dei Schört, bikeiken den' afbraken Kirschboom, wo dei beiden Jungs un ok Ida 's Sommers öfter in säten un nascht harden, dei Herrlichkeit wier nu ut. Ok nah't Husdack würd ruphaken, dor wier 'n heilen Schaden, un dortau müßt Anstalt makt warden, dat dat Dack werre dicht würd.

„Je, denn mak di man furts up dei Söck nah Decker Brümmer, dat dei in'n Gang'n herkömmt, süß kamen di anner Lürd tauvör, dei Storm hett woll annerwärts an Däker wat anricht't. „Wer tauierst kümmt, mahlt tauierst!“ — Den Rat geiw Fru Jungklas ehr'n Mann, un dei sett sick ok glik in'n Draw. — Johann-Unkel, dei Fru ehr Brauder, kreig wildes all Stroh prat un schürr dat ut, denn dei Decker künn jo blot schier Stroh bruken, un nahst söch hei Deckelschächt tausamen, un denn güng hei dörch'n Goren, vöran in'n Wischhof stünden Wieden, dor sneird hei Deckelwörden, dat alls prat wier.

Uns Arebors harden jo dit Hus sick för ehr Nest ut seihn, wiel dat in'n Dörp am höchsten leig; von dor ut können sei schön dat ganze Rebeit von't Dörp, un äwer dei Feldscheiden weg am besten seihn. As dei Wind in't Dack keim, würd ehr heit un kolt. Nu, bi Sünnenschien mäuken sei sick hoch, schürreten dat Natt ut dei Ferren, un Areborsvadder güng bidachtsam hochbeinig langs dei Fast nah'n annern End'n, sick den Schaden tau biseihn. — Hei künn bet up'n Husbähn baben dei Stuben dalkieken. Züh dor! — Dor stünn' jo dei oll rotbrun hölten Weig, wo all dei Buer un sien Geswister un nahst ok sien drei Kinner in grot worden wieren, dicht an'n Schornstein un wier vull frische Backbeeren von'n Austbeerboom schürrt.

„Wat sall dat?“ — dacht hei. — Vör drei Johr wiert jo woll, dunn mäuken dei drei Göhren hier ut'n Hus' mi 'n Gewäs vör, ick süll ehr doch noch 'n lütt Swester bringen; dat föllt mi nu jüst ierst werre bi, wier mi all ganz ut'n Kopp kamen. — Eigentlich is dat ok 'n bäten väl, dat ick hier den Posten äwer't Dörp mitsamt dei Utbugten allein vörstahn sall. —

Äwer täuw't man! — Kann ick vier Nahkamen in ein Johr grotfärden un veramentieren, denn möt 'n Buer ok vier Kinner färden können, un dei hett jo man drei bethertau.

Dei Backbeeren kamen äwer Winter in't Swartsuer, tau Frühjohr ward dei Weig woll lerdig un prat wäsen; lärdeik is sei jo noch nich 'n bäten un dei Buerslürd sünd ok noch kein bäten wrack. Hei is noch 'n straffrechtigen Kierl in sien besten Johren, un

sei is ok noch glei un kittig, as man ein. — Ick hew't woll seihn, — as dei Grotdiern nüllich nah'n Tähnuttorecken wier, un dei Fru sülben mit tau Feld'n nah'n Binden güng, wo wählig sei sick dorbi anstellen deer. Dei Diestelstangs, dei sei ut den' upgearwten Kurnhümpel ruttreckt hard, smeit sei nich furts trüg, nee, dormit strak sei ehren Mann ierst eins äwer, wenn hei in ehr Neeg keim un sick tau'n Uphocken nah'n Garw dalbückte. — Na, dei nich fuul, geiw ehr 'n Schubs, dat sei heisterkopp äwer dei Garw, dei sei grad taubünn, wegnüsselte . . . Son' Datzigkeit un Kettelhorigkeit möt ehr beird doch'n bäten dülscht wardn, un dor kam ick vör her, so wo hr as ick hier stah!"

## Dree Nümscher

(Geschichten ut dat „ole“ Schönberg) (I)

Von Carl R i s c h

Georg Droste, de blinn' Bremer Dichter schrifft in sin Book „Ut min Musikantentied un annere lustige Geschichten“ in dat Kapitel — is dat irst — „Dichtkunst un Plattdütsch“: „Dor hett mal'n kloken Mann seggt, dat mit den letzten Minschen eerst de letzte Dichter utstarben deiht. De Mann hett recht. In jeden Minschen stickt'n Dichter, dat kummt blot darup an, wat'n überhaupt unner ‚Dichten‘ versteiht. Nah minen Dunken ist dichten fudder nix as leigen, un wer am besten leigen kann, is de beste Dichter. In'r Kinnerstuben fängt dat all an.“

Ja, so is dat! De Kinner känen am besten leigen und sünd doch ganz e c h t, denn se leben in ehr Geschicht. Een Kind vertellt een: „Sin Öllern un all sin Frünn' treden dorin up, hebbden schnurrige Infäll un führen sick markwürdig up. Likas an'n Enn' waren 't all god Lüd un alles ward god.“ „Und allens“, schlöt dat Kind, „heff ick sülben bilewt.“ „Äwerst wi kannst du dat bilewt hebbden?“ frög een, „dat is doch all gor nich wo hr.“ „Ach“, sär dat Kind, „dat is schad.“

Ja, lew Georg Droste, du hest ok recht. De Dichters starben nich ut, un Dichters giff dat ümmer un äwerall. Sülben dor baben bi de Nümscher, de doch steenpöttig un mitünner wat „anbradt“ sünd. Man dat segg jonich wirer, denn de Kirl, wecker as „Ketzer“ verbrennt waren süll, röp, as he up sinen Holtstot schmoren ded: „Nu dreigt mi man üm, up de een Sid bün ick all god.“ Ok in't Fürstentum gew dat würlliche Dichters,



brukt gornich von Barlach schnackt waren. (Dichten is nich ümmer blot Reden un Schrieben, Dichten is ok Denken un Föhlen.) De, von wecker ick vertellen will, w i r e n D i c h t e r s in ehr schönste Kinner- un Jugendtid.

Ick nehm also minen Anlop hüt mit uns oll Fürstentum „Domland Ratzeburg“ as Walter Wiedemann dat näumt, un will von dree e c h t e n Nümscher reden. de mi vör mihr as sösstig Johr in S c h ö n b a r g Frünn' worden sünd, nu all langen sick dat begeben hebben un utrauhn in ehren letzten Schlapp.

Wi schrieben 1912, de Sommer was vörbi, de Wind weigt äwer de Hawerstoppel un füng sick in de Hägen, wecker dor baben in't Fürstentum Koppel un Weg infaten — een Bild, wat uns Herzogtum nich upwiesen kann. As de Hamburger Tog, den' ick in Lalen-dörp kreg, Grieben achter sick laten un nu up de nächst Station anhöl, steg ick ut (mi dücht, wirer was keen mitkamen), verlet up de Brügg äwer dat Geleis den Bahnhof, de dor uppen Anbarg still vör sick hendrömt. Awhalen ded mi keen. Man ick har't ja ok nich wid. Ick löp äwer de Strat, de achtern Bahnhof linker Hand nah Kleinfeld hento wirer geht (dicht dorbi de Gorden von Bahnmeister Trappe, wo Kurt mi spärer so oft mit Appeln un anner gode Saken traktiert) un stünn nu up de stülwig Sid vör min Quar-tier, de Villa Hoffbauer, klabastert mit min Klamotten dörch den lütten Vörgorden un drückt up de Klingel an de Husdör. Ball würr von binnen upmakt, een grote kräftige Fru, noch in de besten Johren, as mi dücht, kem mi entgegen, Fru Toll!

Dat was min Intog in dat Nümscher Land, wo ick mi irst so frömd vörkem, un wo ick mi nahst ümmer mihr inleben ded, so dat ick de Tid nu för min beste holl un nie vergeten heff.

Man dunn kreg mi dat „Heimweh“ to packen. As ick — was ja noch an'n frühen Nahmiddag — äwer de Lübecker Chassee nah'n Zarnewenzer Holln rinbögt, keken mi dor de hogen Dannen grad so an as de in Nistrelitz. Un doch was't anners! Wenn ick bi uns dörch den Glambecker Busch krupen ded, denn kem ick ümmer wirer von de Stadt aw, ümmer wirer un dichter rinner in de Forst un de Einsamkeit. Hier durt dat nich langn, denn würr de Utsicht fri, ick künn dörchkiken — nah de Scheed up Feld un Acker. Nah Hus sehnt ick mi! Nah Hus sehnt sick jedweeren, wecker een Heimat sin eegen näumt. Un blot de kann dorup „verzichten“, wecker k e e n Heimat har. Heimat is nich alleen Hus un Hof, Heimat is Seel un Hart! „Gerdauen is doch schöner“ heet dat Bok von August Winnig un redt von de Dirn, de in de frömd Stadt un bi goden Lüd von ehr Öllernhus un Öllernstär nich loskamen kann.

Den annern Morgen treckt Vadder Toll mit mi los un wiest mi trecht: Irst dat Nah-verhus, ok Hoffbauer to eegen, wo Dr. Fritz von Dewitz, Regierungsrat up de Land-vogtei, Sähn von unsen Staatsminister von Dewitz-Cölpin, wahren ded, denn Amts-anwalt Wetzel un denn den Schützenplatz. Dor de Villa von den ollen Rentier Hilde-brandt, de noch ees jung spelt, sünndags in'n Schüttenkrog ton Danzen güng un de lütten Dirns in Angst bröcht. Wirer uppen Kollen Damm: Schottsteenfegermeister Gevatter, Landbumeister Rickmann sin Hus (Toll vertellt, de har de Trepp vergeten, dorför eenen Anbu maken müßt.). Trüggwarts beten wirer rupp Dr. Holtgreve, de Pirddokter, Manning Krüger, den'n wi „Millionenkrüger“ ropen deden, ok ton Unner-sched von Exkuter Krüger an de Lübecker Chassee, de alln Hümpel Gören har un ümmer noch weck tokreg. Beid wiren ja uns Kollegen, un towilen würr Manning mit den Exkuter verwesselt, un denn kreg he de Glückwünsch to den'n nigen Fürstentümer an de Chassee, von den'n Exkuter würr vertellt — de Lüd reden ja vel — dat he nich blot för sinen eegen Nahwuss sorgen ded — dorin let he sick nix vörmaken! Up sin Fohrten dörch dat Land, de Awgaben würren von em inhalt (wiren dat keen „Bringschulden“, orrer wir dat blot mit de Tid so kamen?) sall he sick as eenen düchdigen und flitigen Vadder ok annerwegen wiest hebben, in disse Hinsichten har he denn de Fürsten g-leken, de nich blot för dat Woll von d e Ünnerdanen sorgten, de all up de Welt wiren, ne ok dorup acht geben deden, dat ehr Volk nich ton Utstarben kamen ded. Int Fürsten-tum sall männigeen rümlopen sin, de fürstlich Blot in sin Adern har. Dorher würr den de Ort Awleggers awschaben, dat se den Hof ut de Sicht kemen. Wecker kiken künn, würr dat gewohr.



*Schönberger Apotheke (Montag) (Unter Denkmalschutz)*

De Schweriner wiren gründlicher, de haren ja ehr Kuntroll, und Lurwig Eichbaum sār denn: „De Kuntrollörs möten reken, und wenn se toletzt nich mihr reken können, denn fangen se an to raden und denn waren se RECHNUNGSRAT.“ Bi de Schweriner was dat so regelt: Wenn dat Kind von een adlich Mudder awstammt, denn kreg't den Namen von Mecklenburg, all de annern müßten sick mit Mecklenburg ahn dat von awfinden. In ‚Kein Hüsung‘ wiest Fritz Reuter up dat jus primae noctis hen, dat sall ja von de Geistlichkeit ingangen bröcht sin.

Mang de Hüß von Holtgreve und Krüger löp de Kirchenstieg nah Malzow hen, üm den'n ees groten Strit upkem. Manning har, as ick dat to irst to sehen kreg, up sin Hus noch den Richtkranz. All wat bi dat Hantieren äwrig bleben was (Holt un annern Kramt) har he von ünne — dat Hus leg in de Grund — rupper dragen und an de Strat henpackt. As wi ees von Westphal kamend nachts dor vörbi treckten, güng Paul Kuglmann bi und schmet eent nahn annern werrer dal und wi Rabauken hülpem em dorbi. Wirer: Amtsgerichtsrat Förster (Sähn von unsen Großherzoglichen Hofkapellmeister Förster in Nistrelitz, wecker de Oper „Lorle“ komponiert hett) Fru Amtsrat Wigger. De har to den Kirchenrat Nahmmacker (Vadder von unsen Corl Nahmmacker), as de ehr gratuliert und ehr frög, wat se sick för dat ni Johr wünschen ded, to Antwort geben: „Ick heff blot eenen Wunsch: heuratens mi!“ Letzt Wahnhus up de linker Sid: Rat Ringeling, Direkter von de Realschol. Ringeling was een Hess, har för de Preußen nix äwrig grad as uns Großherzog Friedrich Wilhelm. An'n 27. Januar höl he de Festred in de Aula un sār denn: „Unser Allernädigster Kaiser und Allerhöchster Kriegsherr begeht heute die Feier seines Geburtstages. Wir erheben uns von den Plätzen und rufen: „Seine Majestät der Kaiser Hurra!“ „Und weiter wüsst' ich von diesem Mann nichts to sagen.“ Ringeling har eenen Sähn, de eenen bekannten Schriftsteller würr. He stülben höl sick vel Pensionärs. — An de Muer bi de Börgerschool, dat letzt Hus vör de Eeck, föl mi de artesische Brunnen up, de sin Water ahn Uphüren lopen let (wenn wi vull ut de Stadt trüggkemen, stillten wi dor unsen Nahdöst.)

Up de anner Sid: De Krog „Stadt Lübeck“ hürt Frölen Köster. Dor stünne uns Banausen und keken in den Danzsaal. Blot Gustav Piper towte ees nah binnen rinner, maracht mit und röp nahst: „Wat sünd dat all blot för ranke Dirns.“ Upsicht har uns Schandor Frädriich. De schöw de Bengels, wecker de Lew to utdrücklich und düdlich dreben, sächting in de Büschen. Ulrich Schär, de Sähn von den ollen Köster, mit sinen Kramladen, wo de Jungens so girn rinner towten, de oll Herr hett mi de



irsten Nahhülpschöler besorgt. Denn de oll Domänenrat Röper, weckern Gustav Piper, indem he de Strat up und daltreckt, ümmer werrer firlich grüßt, wobi he sin Mütz ihrfürchtig von'n Kopp kreg und mit lude Stimm röp: „Guten Morgen“, de oll Rat schnart denn mit sin rustig Organ torügg. Wirer trüggwarts: dat Hus von Justizsekretär Breuel, Rechtsanwalt Hall, Rentier Schweigmann, Schüttenkrog.

De Realschol stünn all in de Strat, wo links de Landvogtei, rechts in den groten Goren dat Herrenhus, Wahnung von den Landdrosten, wieren. De Realschol heff ick 1934 bi uns letzt Tohopdrapen von de Wallonen ok von binnen to sehn kregen. Studienrat Thies har de Führung, und Heiner Brinker har dat infädelt. Se redten vel von de ollen Schölers, de nich dor wiren, und Thies frög: „Wat is ut Ernst August Körner ut Rehna worden? Bi mi in de Klass wir he ja mihr August as Irnst.“

„Dit is de Landvogtei“ sär Toll un blew vör een tweestöckig Gebäud stahn. „Gahns glik nah baben rupper, ünnen wahnst de Amtsverwalter.“ Links süll ick ankloppen. As „Herein“ ropen würr, tred ick in und stellt mi vör, de Herr in de Stuw antwort „Hundt“. He was de Landvogteiregistrator. Wat sin Upgaben wiren, wet ick nich mihr. De irst was woll: dat Telefon to bedenene, een gewt blot, und denn was he de Adjunkt von den Landdrosten Kammerherrn Baron von Maltzahn. De, also de Landdrost, was mit Hundt up sin, dat heet Maltzahn sin Auto, nah Schwerin führt, dor glik in een Schaufenster rinner sust, denn von de Polizei anholten. To Hus in Schönberg sett he dat Protokoll mit sin eegen schreben Schrift up und schickt dat aw. Ball kem't trügg: „Se beden um een Lesborausschrift.“ Sin Jungens har dat in Lübeck up dat Gymnasium nich anners gahn, de sären äwerst to de Lihrens: So haren se in Schönberg ümma schreben.“ „Denn süllen se man nah Schönberg torügg gahn“, was de Besched. Nächst Stuw: Domänenregistratur: Männing Krüger sin Rebeit, he har äwerst noch eenen Posten, ick glöw bi een Bank all morgens vör uns Bürotid. Dat was de Grund, dat he up de Landvogtei mihrst to lat inrückte. Paul Kuhlmann güng't nich anners. De har bi Hildebrandt in'n Hus dat Versicherungsamt, kem ok nich pünktlich ranner und argert sick, dat Krüger an de Eck von de Börgerschol stahnblew un up em lurt. Denn paßt de Landdrost up in sin Wahnung, löp an den'n Klänkasten und gew den Amtsverwalter Orrer, de Nahkamers up ehr „Pflichten“ hentowisen. Den'n Ogenblick künn ick mitünner utnutzen und hew mi denn noch achter de beiden stilling in't Hus schleken. Bi Krüger set Hans Albrecht Richter (Verwandtschaft von den Kulturrat Reinhold in Nistrelitz). De was wirklich nicht ganz gor backt, schrew vel Ingaben an de Regierung und wiest's den Hundt, de em utruckt. Letzt Bod: Landvogteiregistratur: Amtsschriwer Brüggemann, den'n ick as minen nigen Chef bigeben was, ick hew ni eenen betern hatt. Brüggemann stammt sick ut Burg Stargard, was also Herzogtümer. Wir irst Lihrer west und har de Dochter von den Ackerbörgen Meinhardt, den Brorer von den bekannten Gastwirt von dat „Deutsche Haus“ in Stargard heurat. Scholmeister künn he nich bliben, kreg't in'n Kehlkepp und würr nah Todtmoss in'n Schwarzwald to Kur schickt. Von den'n hew ick toirst von den Urt hört, wo sovel spärer min Jung was und to Enn' güng. Nu ward dat ok min letzte Stär, wenn ok de Bürgermeister mi dat irst nich verlöben wull. „Wecker plegt dat Graw, wenn Se dod sünd“, wenn he in. „Dat ded min Dochter“, sär ick. „De starwt doch ok“, was sin Gegenred. „Dat dons bi uns all in Bonn“, gew ick to Antwort, „sülben de Bundestagsabgeordneten, obschonst de ‚immun‘ sünd.“ Ick dacht an min Fohrt äwer den Vierwaldstätter See von Brunnen bet to de Telskapell. Dor störmst dat so dull, dat de Kasten hen und her flög. Een Landtagsabgeordneter ut Baden kreg dat Bebern, bet ick em klor makt, dat em bi sin Immunität doch nix passieren künn. Man he har woll an de oll Fru dacht, wecker de Prester tröst mit de Wür: „Latens man Mudding, dat ward in'n Heben all beter.“ „As ick man hört hew“, sär de Ollsch, „sall dat dor hüt ok nich mihr so sin.“ . . . Wirer in uns oll Landvogteigebüd: Dörch de Domänenregistratur güng dat rin in der Parteienstuw. Dor haust de oll Kuhlmann, Vadder von Paul. Den'n hew ick nich anners as schimpen hört. De gew irst Rauh, wenn he ton Frühstück nah Kröger Nels an Kollen Damm sick begeben künn. Amtsverwalter Krüger führt de Upsicht un de Kass. He was eenen Herzogtümer, stammt sick ut Zachow, sin



Von links nach rechts a) Realschule, b) Landvogtei, c) Amtsgericht, auf der gegenüberliegenden Seite im Park Wohnhaus (Dienstwohnung des Landdrosten, damals Baron von Maltzahn)

Fru was een geburne Schröder, Schwester von unsen Ollstrelitzer Amtsverwalter, de nah de Revolution 1918 Oberregierungsrat in dat Finanzministerium in Nistrelitz würr. Krüger was eenen goden Kirl, mihrst to nahsichtig. In'n Hus har sin Fru dat Regiment und künn dat doch nich hinnern, dat se mit ehr Kinner vel Arger har. „Pastors Kinder gedeihen selten oder nie“ passt nich, denn fromm was Krüger nich mihr as wi annern Rabauken. Dr. Cordua, Ministerildirektor an't Finanzministerium in Nistrelitz (de mi 1934 mit nah Schwerin nehm und min beste „Vorgesetzter“ bleben is) har Krüger kennen lihrt und wüsst, wat he wirt was, dat ut de Tid, as Cordua in Schönburg up de Landvogtei als Assessor arbeiten ded. Und har den Mann nich vergeten. As Krüger nu ees up Urlaub was in Braunlage, wo he jedes Jahr henreist, makt Hundt sick bi und set een Ingaw an de Regierung in Nistrelitz up, wecker de Landdrost von Maltzahn unnerschrew. Dorin würr vorschlagen: „Krüger süll de Kass awnahmen und he von sinen Posten as irste Bürobeamte so tämlich gänzlich ‚entlast‘t waren.“ Dunn schrew Cordua, de nu in Nistrelitz set, trügg: „He kennt Krüger ganz genau und wüsst, wat he för eenen ollen verdeenten Beamten was. Dat Ministerium wir „prinzipiell“ dörchut dormit inverstahn, dat Krüger, wenn dat nörig was, Arbeit awnahmen würr. Se süllen Krüger fragen und den'n sin Stellungnahm an dat Ministerium wirer geben.“

So was dat dunn. De Person güll wat. Schuberi und Dörchstekeri was nich anbröcht. Adolf Friedrich V. dacht as Großherzog nich anners! As se Max Krüger trüggsetten wullen, gew de Fürst den Befehl: „Dorvun künn keen Red sin, all Krüger sin Vadder was den Hof eenen trugen Dener west.“ Und hüt? — L e t z t B o d D e L ü d s t u w : Paul Kuhlmann, de Sähn von den Pedellen Kuhlmann, würr spärer Vörsteher von dat Finanzamt Weiden (Bayern), Paul Lenschow, den Brüggemann so girn mügg't wegen sin Knep, denn Ministerialamtmann in Nistrelitz und Schwerin worden was, Paul Garz, in Nistrelitz Leiter von dat Versicherungsamt, all drie Fürstentümer kemen buten rut und all hetens Paul. Paul Schär hört dorto, de Nümscher sünd koservativ und blebent, bett se Nazis würren. Inhäsig was bleben Heiner Wirner ut Satow, was de flitigst, güng noch an den Dag von sin Hochtide — he frigt een Dochder von Gevatter — vörmiddags to Deenst. Em letens as Angestellten sitten, was to still und to bescheiden, paßt nich in dat Inspekterkur. Und nu müsst ick von H e i n r i c h B r u h n reden. Man ick möt een Paus inleggen. Ick hew de Vörstuw links vergeten. Dor set uns Chef, de böbbelst, Baron von Maltzahn. He hört to de Maltzahns, wecker in den Tähn een H haren,

dorför äwerst keen Geld. Dat haren de ahn H (as de Maltzans in Penzlin und Peccatel). Bi em was ok de Assessor unnerbröcht. Ick würr von Krüger vörstellt. Ob de Baron mi ankek, wet ick nich mihr. Vergeten hett he mi gänzlich, denn as ick Winachten üm Urlaub anfrög, meent he to den Amtsverwalter: „Einen Risch kenne ich nicht.“ Äwerst denn föl em in: „Ach, da grüßt mich immer einer auf der Straße, der sieht aus wie mein Diener in Pinnow“ (he hört also to de Pinnowsche Linie). „Denn würd es der wohl sein“, antwurt Krüger. Un min Servilität hett de Landdrost und Vertreter von unsen Großherzog bi dat Schüttenfest (dor hebben ji werrer een Stück von de Egenständigkeit bi de Fürstentümer!) richtig werrer ruter funnen.

## Poor Würd vörut tau den Shantie up Sid 110

Den plattdütschen Shantie „Jan dat is en fixen Seemann“ verdankt dat Carolinum Kapitän K. A. G a d o w , de ut Rostock stammt, siet 19 Jahr Lots in Holtenau is un sick näbenbie as Baas von’n Lotsengesangverein „Knurrhahns“ ’n groten Namen in de ganze Welt makt hett. Wat he mi in’n Breif schräwen hett, will ick nich för mi allein beholln: ick lat dat mit afdrucken.

De „Knurrhahns“, as sick de Holtenauer Lotsen nennt, de siet 1929 ehren Lotsengesangverein fein in de Gang hefft, sünd ümmer wedder bädt worren, se süllen so’n Singen doch ok buten mang alle Lüd dohn un nich blots, as se dat ierst vörharen un makt hefft, vör sick alleen to’m Trüchdenken an ehr Tied ünner Sägel bi Kap Hoorn un annerswo. Un de „Knurrhahns“ güngen ruter un se würden so good upnahmen un ball so bekannt, dat se sick gornich miehr vör Inladungs wohren können. Ehr Profeschjon bleew je dat Lotsen, un Singen wier man ’n bäten näbenbie. Na, ick bün dor nu ok all 19 Johrn bie un dat makt mi’n Barg Spaß. Näben dat Singen heff ick mi noch ’n bäten üm kümmert, wur de Shanties wull all herkamen, worüm se so un nich anners sünd un so’n Kram miehr.

De miehrsten Shanties sünd in Engelsch. Dorför gifft dat männige Grünn, de ick hier un hüt nich uptellen will. Wenn wi nu äwer vör Lüd, de nich Engelsch verstahn — un dorvon gifft dat noch väl, wenn ok all von „image“ un „manager“ un „Party“ un „drink“ snackt —, den tweeten orrer drütten Shanty up engelsch singen, denn passen se nich miehr so good up orrer se denken öwer en Wurt, wat se nich recht verstahn hebben, to lang nah un denn ist dat man halv Tohüren un Vergnögen.

Dorüm heff ick mi bimakt un ’n poor Shanties, de hier gornich recht bekannt wieren, von Engelsch un Skandinavisch in Plattdütsch ümtoschriewen. Nich äwersetten, dor ward nix von. Nee, ümschriewen un männigmal egen Riemels mit rinner bringen. Soans hebben de ollen Seelüd von Anno Dannerslag up de Sägelschäpen dat ok makt. Se hebben von en Sprak in de anner rinner sunge un se hebben ok en Shanty, de von Gott un de Welt vertellt en heel annern Text gäben un denn ehren Kaptein orrer Kock orrer de Mäkens an Land veruzt orrer in’n Häben laawt, as dat grad na ehr Mütz wier. Ick heff meent, wat dunntomalen rechtens wier, brukt hütodags ok keen Sünd sien un worüm süllen hiertoland nich en poor miehr Lüd ’n bäten miehr Freud an de ollen Leeder hebben, wenn se se verstahn können. Un dormit heff ick, so meen ick, recht behollen, denn wenn mien poor Riemels von mien Mackers sunge worren sünd, hebben se noch ümmer gefollen un ümmer so’n lütt Smustergrienen bi de Lüd äwer laten.

De Shanty, den ick Se nu upschriew, kümmt ut Nurdamerika un stammt von de Walfängers, de damals in de Arktik ümmer unner Läbensgeföhr funge un dorbi je denn ok verdräben un utrott hebben. Un de biblisch Geschicht is dor mit bi, dat Stückschen von Jonas un den Walfisch findt sick hier ’n bäten verännert wedder.

Wägen „de Ornung“, leew Herr Lehmsbecker, „alle Rechte vorbehalten“. Dat Aw-schriewen in’t Carolinum, wenn Se na nah’t Läsene meenen, dat dat dor rinner sall, kost nix, äwer wiedergäwen sall dat nich warden, en Verlag will de Riemels von

mi hebben un hett se binah, blots mien Macker Karl Konertz sall dor noch de Noten ünnerschriewen, dor is he noch bi.

Sien Se nich bös äwer mien Hacken up de Schriewmeschin un äwer mien Platt, is good meent wäst. Un nu 'n hartlich Gröten un ball mal en goodes Weddersehn mit'n rechten Klähnsnack!

Se Ehr  
K.-A. Gadow

## Wenn Plattdütsche wat Hochdütsches lieren

Son' lütt Schaulrekrut hett 'n Gesangvers upkrägen, dat Lesen un Lieren geiht äwerst noch nich läufig, un dei Geduldsfaden is man heil kort.

„Mudde, du mößt mi dat vöbärden!“

„Ach, Jung, ick hew mien Händn je noch mank't Wustmaken, kann doch kein Bauk anfaten.“

„Oh, dissen Vers weißt so!“

Sei bärd nu vör: „Breit aus —

„Nee, 'n bäten miehr!“

„Breit aus die Flügel beide, —“

„Breit aus die Flügel beide, —“

„O Jesu, meine Freude, —“

„O Jesu, meine Freude, —“

„Und nimm dein Kühlelein ein! —“

„Und nimm ein Kühlelein! —“

„Nee so heit dat nich, — lütt Kauken giwt dat nich. — Kühlelein ein! —

„Und nimm dein Kühlelein ein!“

„Will Satan mich verschlingen, —“

„Will Satow mich verschlingen, —“

„Worüm seggst du Satow? — Wen meinst du dormit?“

„Dat is doch dei Bäcker in dei Feldstrat. — Dei deiht jo ümmer, as wenn hei uns upfräten will, wenn wi sinen Kuhnahn bäten narren. Dei kümmt ümmer mit'n Knüppel achter uns Jungens.“

„Hier heit dat äwerst ‚Satan‘, un dat is dei Düwel!“

„Will Satan mich verschlingen“, —

„So laß die Englein singen —“

„So laß die Englein singen,

Dies Kind soll unverletzet sein!“

„Dies Kind soll unser letztes sein!“

F r. R e h m

## Jan dat is en fixen Seemann

Vör hunnert oerrer dusend Johr'n  
keem Jan up disse Eer,  
in de Kajüt von Vadders Schipp,  
dat güng ganz beus to Kehr!  
Sien Vadder harr de Mudder mit,  
uns' Jan keem dorbi rut;  
jüst as de Pott hart dümpeln deed,  
dor reet he up sien Snut.

Jan, dat is en fixen Seemann,  
keen Sted finnst du enen bedern,  
Jan, dat is en fixen Seemann,  
he fohrt lustig up de blaue See!

As unsen Jan ranwussen weer,  
fohrt he no Labrador  
un fischt, as dat sien Vadder deed,  
he feult sick wunnerbor.  
Up Heimreis weer dat schietendick  
un weiht dorbi as dull,  
uns' Jan den schnappt en Walfisch sick,  
as butenbords he full!

Jan, dat is en fixen Seemann,  
keen Sted finnst du enen bedern,  
Jan, dat is en fixen Seemann,  
he fohrt lustig up de blaue See!

Vör'n Walfisch weer't 'n gooden Sluck,  
he neiht nu aff full speed;  
un Jan denkt in den düstern Buuk:  
Nu geiht mi dit to wiet!  
Holl Stopp, du Beest! Di hölp ick glieks,  
un grippt den Wal sien Steert  
un ritt doran un hett em fix  
von binn' no buten kehrt!

Jan, dat is en fixen Seemann,  
keen Sted finnst du enen bedern,  
Jan, dat is en fixen Seemann,  
he fohrt lustig up de blaue See!

Karl-Albert Gadow

# Vermischte Beiträge

zum

## Carolinum

40. Jg. - Nr. 65/66

Göttingen

Frühjahr 1973



*Feier zur Einweihung des neuen Schulgebäudes des Carolinums am Glambecker See  
in Neustrelitz (1925)*

*Am Rednerpult in der Aula: Oberstudiendirektor Dr. Duncker  
In der vorderen Sitzreihe (dem Betrachter zugekehrt) von links:  
Studienrat Johannes Köhler, Studienrat Hans Tiedt*

### *Geburtstage*

Frau Martha Zabel, Mutter von Frau Else Wilke geb. Zabel, wurde am 12. 11. 1972 90 Jahre alt. Frau Zabel lebt bei ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, unserem Caroliner Max Wilke, in Kiel, Gerhardstraße 31. — Am 5. Januar 1973 vollendete unser Caroliner, Dipl.-Ing. Günter Tramm in Düsseldorf/Oberkassel sein 50. Lebensjahr. Er ist als Ministerialrat in der Wasserwirtschaftsverwaltung des Landes Nordrhein-Westfalen tätig. — Frau Frieda Block in Hamburg vollendete am 24. Februar 1973 ihr 80. Lebensjahr. Sie war langjährige Mitarbeiterin im Betrieb der „Landeszeitung“ in Neustrelitz. — Rektor i. R. Hans Meese in Schönberg/Mecklenburg wurde am 1. März 1973 80 Jahre alt. — Der Mitbegründer unserer Caroliner-schaft in Marburg, Ernst Haberland, der auch viele Jahre unserem Vorstand angehörte, beging am 21. März 1973 in Elmshorn seinen 60. Geburtstag. Ernst Haberland ist der Enkel von Professor Maximilian Haberland, der jahrzehntlang an unserer Realschule in Neustrelitz wirkte. — Unser Vorstandsmitglied Werner Rust beging am 20. April d. J. in Hamburg 33, Heidhörn 2, in alter Frische seinen 89. Geburtstag. — Seinen 50. Geburtstag feierte am 27. April 1973 in Plön Henry Pape, Sohn des ehemaligen Verlegers der „Landeszeitung“ in Neustrelitz. Er gehörte jahrelang dem Vorstand unserer Caroliner-schaft an. — Frau Lisa Haenisch geb. Rieck, 1 Berlin SW 61, Johanniterstraße 30, beging am 12. Mai d. J. ihren 85. Geburtstag. — Am 21. Juni 1973 vollendet der Architekt, Dipl.-Ing. Hans Reinke, in Berlin-Charlottenburg 9,

Riehlstraße 5a, sein 80. Lebensjahr. Vielen von uns ist er durch seine interessanten und lebendigen Lichtbildervorträge, die er bei den Zusammenkünften unserer Caroliner in Berlin hielt, bekannt geworden. — Unser Caroliner Karl Joachim Praefcke in Norden, Mackeriege 1, wird am 7. Juli 1973 sein 75. Lebensjahr vollenden. — Ihnen allen gelten unsere herzlichsten Glückwünsche!

Am 19. April 1973 konnte Frau Ella Brunswig in Vicente Lopez (Argentinien) ihren 80. Geburtstag begehen. Der Sohn eines Caroliners, der auf einer Studienfahrt in Argentinien weilt, nahm die Gelegenheit wahr, um Frau Brunswig — auch im Gedenken an ihren vor zwei Jahren verstorbenen Ehemann, unseren großen Freund und feinsinnigen Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Hermann Brunswig — unsere Geburtstagsglückwünsche persönlich zu übermitteln.

Seinen 60. Geburtstag feierte am 25. April d. J. mit einem Empfang im Gasthaus Sellhorn in Henstedt unser Caroliner, Oberkreisdirektor Dr. Andreas Dehn. Er ist seit 23 Jahren der höchste Verwaltungsbeamte des vor den Toren Hamburgs gelegenen Landkreises Harburg.

Der Caroliner Studienrat i. R. Dr. Hans Simon, Lübeck, beging am 19. März 1973 seinen 80. Geburtstag. Er studierte neuere Sprachen und wurde im 1. Weltkrieg schwer verwundet, so daß er ein Jahr im Lazarett verbringen mußte. Wir gratulieren ihm herzlich und wünschen ihm vor allem weiterhin Gesundheit.

### *Geboren*

Erika Bohn, geb. Heitmann, und Diethart Bohn in Flensburg eine Tochter Kristin; Hildegard Welzel, geb. Heitmann, und Hartmut Welzel in Kreuzkamp, Gemeinde Ratekau, ein Sohn Sebastian (4. Kind).

### *Examina, Beförderungen pp.*

Die beiden ältesten Söhne unseres Schleswiger Freundes Dr. Heinrich Constantin Blanck, Constantin und Joachim, bestanden am 2. Dezember 1972 ihre Examen mit Prädikat. Constantin machte in Hamburg seine A 6-Prüfung (Kapitän auf großer Fahrt), während Joachim das medizinische Staatsexamen in Mainz bestand. — Die Studienassessorin Ulla Knöfel, Tochter unseres Caroliners Walter Knöfel und seiner Gattin Ilse geb. Nick, wurde zur Studienrätin am Gymnasium in Bad Schwartau ernannt. — Unser Caroliner Otto G. Sickert, 14 Greaves Place, Cranford, N. J. 07016, wurde einstimmig zum Präsidenten des Honorary PBA in Cranford gewählt und kürzlich auch zum Vizepräsidenten der Wagner College Guild, Staten Islands, N. J. Bei einem Besuch in Berlin wurde ihm im Rathaus am Kennedy-Platz vom Präsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses Walter Sickert ein Modell der Berliner Freiheitsglocke überreicht. — Am 1. November 1972 konnte Frau Lisbeth Mollé geb. Heitmann auf eine fünfzigjährige ununterbrochene Tätigkeit als Sekretärin in der Kirchenbehörde zu Neustrelitz zurückblicken. Sie war Schülerin des ehemaligen Lyzeums in Neustrelitz und nahm ihre Arbeit beim dortigen Oberkirchenrat am 1. November 1922 auf. Ihre Dienstherrn waren im Laufe der Jahre Landesbischof D. Tolzien, Propst Dr. Heepe und nach Umwandlung der Kirchenbehörde in eine Landessuperintendentur die Landessuperintendenten Propp, Fölsch, Dr. Steinbrecher, Dr. Bosinski und zur Zeit Landessuperintendent Stegen. Beide Eltern von Frau Mollé standen ebenfalls lange Jahre im Dienste der Kirchenbehörde in Neustrelitz.

Am 22. Dezember 1972 feierte Studienrat a. D. Walter Raban mit seiner Gattin das Fest der goldenen Hochzeit. Das Ehepaar wohnt in Lübeck, Mozartstraße 1, und erfreut sich noch verhältnismäßig guter Gesundheit. Unsere Vorstandsmitglieder Peter Heitmann und Michel Ludewig gratulierten persönlich und zugleich im Namen aller Caroliner.

### *Hochzeit*

In Eschwege heirateten im November 1972 der Maschinenbauingenieur Detlef Busse und Katharina geb. Bessenbach. Detlef ist der Sohn von Frau Christa Busse geb. Strübing, deren Mutter, Frau Alma Strübing, bei ihr lebt. Diese ist 86 Jahre alt und die Witwe des früheren großherzoglichen Kammerdieners und letzten Inhabers des Central-Hotels in Neustrelitz Fritz Strübing. Frau Strübing hat nach schweren Schicksalsschlägen, die sie durch den Tod ihres Mannes, ihrer Tochter Asta und ihrer beiden im letzten Weltkrieg gefallenen Schwiegersöhne erlitten hatte, unermüdlich für ihre Tochter Christa und deren zwei Kinder wie auch für den verwaisten Sohn ihrer Tochter Asta gesorgt. Die Hochzeit ihres Enkels Detlef war daher für sie eine besondere Freude.



*Klassenaufnahme der IIIa des Realgymnasiums in Neustrelitz 1920*

*hintere Reihe von links: Kurt Hesse — Koll — Walter Heinze — Nils Graf Steenbock-Fermor — Rudolf Warneke — Bolko v. Stechow — Rudolf Jahnke — Erich Meyer — Wilhelm Bull — Adolf Toense — Willi Unmack*

*2. Reihe oben von links: Hans Monte — Willi Köller — Werner Klix — Chemnitz — Studienrat Otto Pfeil (Klassenlehrer) — Hermann Will — Rudolf Gipp — Erich Ney — Walter Gaartz — Erich Voß — Friedrich Franz Wismar*

*2. Reihe unten von links: Werner Fick — Adolf Guhl — Hans Schmidt — Willi Guhl — Hans Schultz*

*untere Reihe: Rudolf Danner — unbekannt — Walter Rebühr — Franz Haberstolz — Karl Malchow — Rudolf Bauer*

Auf dieser Hochzeitsfeier hielt der Neffe von Frau Strübing, Fritz Radloff aus Stavenhagen, jetzt in Aachen wohnhaft, eine Rede, die eine solche Laudatio auf das Familien-Milieu und das einst so schöne Neustrelitz darstellt, daß wir nicht umhin können, einige Auszüge davon hier wiederzugeben:

„... und wo fange ich da jetzt an? Dort, wo der heutige Bräutigam das Licht der Welt erblickte, dort, wo sich das Leben der Familie Strübing-Busse abspielte: Das Central-Hotel in Neustrelitz. Die tragende Säule, die Seele dieses Hauses: Die Großmutter des heutigen Bräutigams, die Mutter von meiner Cousine Christa, meine Tante, Frau Alma Strübing, die ich vor mir sehe in ihrem weißen Wirtschaftsmantel — immer strahlend — von früh bis spät — in ihrem leuchtend schwarzen Haar — genau wie heute — und alle, die hier sind — und sie aus der damaligen Zeit kennen, sie hat diese Familie geprägt, sie hat sie zusammengehalten, sie hat alle angesteckt mit ihrer Schaffenskraft, mit ihrem Optimismus. — — — An dieses Neustrelitz erinnere ich mich, das war so schön, so schön kann heute kein Kurpark von Baden-Baden sein, die Kuranlagen von Meran verblasen, und die Festspiele von Salzburg können an das kleine Schloßtheater von Neustrelitz nicht heran. — — — Da gab es den großen, schwarzen Neufundländer, den Caesar, in meiner Erinnerung so groß, und Sie kennen alle das Wort von Wilhelm Busch: „Zu beneiden sind die Knaben, die ein Cousinchen haben“, — ich hatte zwei und dann den großen Caesar dabei, um den Glambecker See herum — — das war Glückseligkeit! — Und da war Onkel Friedel, der Opa vom heutigen Bräutigam, ein großer, schwerer Mann, majestätisch in seiner Erscheinung, im Sessel am Fenster sitzend, so sehe ich ihn vor mir, in seiner Stimme immer eine Freundlichkeit, na Fritzing, — wir Mecklenburger verniedlichen bekanntlich alles, das ist Fritzing, das ist Peting, das ist Größing — —



Wenn ich bei Freunden heute aus dieser Zeit erzähle, wenn ich die Gegend beschreibe, eine knappe D-Zug-Stunde vor den Toren Berlins, eine Stunde bis an die Ostsee, mitten in der Mecklenburgischen Schweiz, den Badensee vor der Tür, ein Schloßpark, ein Tiergarten mit herrlichem Damwild, mit dem Fahrrad in kurzer Zeit am Zierker See, das kleine Schloßtheater, die Orangerie, das hübsche kleine, saubere Städtchen, wo immer Sonntag war, das klingt wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht! — — — Ich habe Ihnen einen kleinen Abriß der Idylle aus Neustrelitz vermitteln wollen, für diejenigen, die es kannten, war es ein Auffrischen alter Erinnerungen, und für diejenigen, die es nicht erlebt haben, ein kleiner Vortrag über die Heimat unserer Väter, über die heute manche glauben, wir hätten noch in der Leibeigenschaft gelebt. Was heute an Freizeit, an Urlaub, an Hobby, an Camping groß herausgebracht wird, das hatten wir vor der Tür, das haben wir uns damals schon an den Fußsohlen abgelaufen! — — —“

#### *Gestorben*

Am 24. Oktober 1972 verstarb in Neustrelitz der Zimmermeister **Franz Reinke** im Alter von 74 Jahren. Er hatte bereits drei Schlaganfälle erlitten und trotzdem bis zum 70. Lebensjahr als Bauingenieur bei den Reichsbahnbaubetrieben gearbeitet. Sein Sohn Gerhard weilte gerade auf Urlaub in Neustrelitz und konnte daher in der letzten Stunde seines Vaters bei ihm sein. — Frau **Luise Gerigk**, geb. Rüger, starb im Alter von 77 Jahren am 10. Nov. 1972 in Hennef/Sieg. Sie war die Witwe des Musikdirektors Karl Gerigk, Neustrelitz. Ihr einziger Sohn besuchte unser Carolinum und trat nach bestandem Abitur als Offiziersaspirant in das Heer ein. Als Fahnenjunker-Unteroffizier fiel er im 2. Weltkrieg. Sein Vater kam nach langjähriger Kriegsgefangenschaft aus Rußland zurück und war auf unserem 1. Carolinertreffen in Marburg Ende September 1956 bei uns. Unvergeßlich bleibt allen, die es damals miterlebten, die eindrucksvolle Stimmung, als das Andante für Flöte und Klavier in C-Dur von Wolfgang Amadeus Mozart erklang und Karl Gerigk die Flöte blies. — Zahnarzt Dr. **Otto Heucking** am 29. Nov. 1972 in Neustrelitz nach langem Leiden im Alter von 75 Jahren heim. Sein Sohn Wolfgang war Absolvent unseres Carolinums und fiel in den letzten Tagen des 2. Weltkrieges. — Am 15. Dezember 1973 verstarb in Neubrandenburg Dipl.-Ing. Regierungsbaurat i. R. **Erich Brückner** im 92. Lebensjahr. Er war während seiner jahrzehntelangen Berufstätigkeit in Neustrelitz eine allseits bekannte und geachtete Persönlichkeit. Erich Brückner hat mehrere Aufsätze in unserem „Carolinum“ veröffentlicht, u. a. in Heft 29 „Verkehrswege im Wandel der Zeit“ und in Heft 32/33 „100 Jahre Schloßkirche Neustrelitz“ mit mehreren Bildern. Eine Schwester des Verstorbenen ist Frau Irmgard Unger-Brückner, die ebenfalls manchen literarischen Beitrag für das „Carolinum“ geleistet hat. — Unser Caroliner Dr. med. dent. **Gerhard Distelmeyer** verließ uns am 1. Weihnachtstag 1972 im Alter von 70 Jahren. Es trauern um ihn mit uns seine Frau, seine Kinder, Enkelkinder und Schwestern. — Frau **Elsbeth Benzin**, geb. Maaß, ehem. Schülerin unseres Lyzeums, aus Fürstenberg stammend, verstarb am 2. Jan. 1973 in Celle im Alter von 66 Jahren. Wir trafen sie auf vielen Heimattreffen in Ratzeburg mit ihrem Ehemann, unserem Caroliner **Otto Benzin**. — Der Vater unseres Caroliners **Günter Tramm**, Lehrer i. R. **Paul Tramm**, ging am 25. Januar 1973 im 83. Lebensjahr heim. Er wurde am 17. 3. 1890 als Sohn einer Handwerkerfamilie in Burg Stargard geboren, besuchte von 1905 bis 1910 das Lehrerseminar in Mirow, nahm am 1. Weltkrieg teil und kam am 1. Januar 1919 als Lehrer an die Bürgerschule in Neustrelitz unter Rektor Dehn. Am 31. Dezember 1953 trat er nach mehr als 43jähriger Tätigkeit in den Ruhestand, den er in Neustrelitz verbrachte. Seine Ehefrau war dort bereits im März 1966 verstorben. — Am 8. Februar 1973 entschlief nach kurzer Krankheit im Alter von 83 Jahren Landgerichtsdirektor a. D. **Friedrich Kerstenhann**. Er war Hauptmann der Reserve a. D. und Inhaber des kgl. Hausordens von Hohenzollern mit Krone und Schwertern und anderer hoher Auszeichnungen beider Weltkriege. Die Urnenbeisetzung fand im April in Frankfurt am Main statt, wo seine Tochter, Frau **Gundula Schütte**, mit Ehemann und 4 Kindern wohnt. — Im Februar 1973 verstarb in Laupheim Ing. **Walter Willert**. — Am 5. März 1973 entschlief in Beucha bei Leipzig Frau **Marie Weber**, geb. Putzierer, im 78. Lebensjahr. Sie war die Schwester unseres Caroliners **Otto Putzierer**, und als ehemalige Schülerin der Höheren Töchterschule in Neustrelitz Klassenkameradin von Frau **Wanda Silberbauer**, geb. Schröder, Frau **Grete Schwartz**, geb. Eichmann, und von Frau Dr. **Erika Grüder**. — Am 5. April 1973, wenige Tage nach ihrem 80. Geburtstag, verstarb in Lübeck Frau **Ortrud Otto**, geb. Lüdecke. Sie war die Tochter des Hoteliers **H.O. Lüdecke**, dem das weit über Neustrelitz hinaus bekannte Hotel „Fürstenhof“ (später „Reichshof“) gehörte.

Oberstleutnant **Wulff-Schulz-Wolfframsdorff**, 8035 Gauting, der im Carolinum Sexta-Quarta besuchte und dessen Vater der verstorbene Amtsgerichtsrat **Herbert Schulz** in

Fürstenberg und Abiturient des Carolinums war, meldet den Tod seiner Tante Frau Hedwig Rathsack, geb. Schulz, am 12. April 1973. Sie war die Tochter des Gymnasiallehrers Schulz in Neustrelitz und wird manchem noch als Sängerin in Erinnerung sein. Ihr Gatte, Landgerichtsrat Dr. Rathsack, starb in russischer Haft. Frau Hedwig Rathsack wurde auf dem Waldfriedhof in München neben ihrer einzigen Tochter beigesetzt. — Ehre ihrem Andenken!

#### *Zum Tode von Hans Becker*

Wie wir bereits in der Beilage zu Heft 63/64 unseres „Carolinum“ berichteten, verstarb am 14. Oktober 1972 in Hamburg unser Caroliner Oberstleutnant a. D. Hans Becker. Sein ehemaliger Klassenkamerad Carl Risch hat uns ein Foto des Verstorbenen aus dessen Militärzeit, ein Klassenbild der damaligen Septima und einen Brief übersandt, den Hans Becker am 13. März 1972 an Carl Risch geschrieben hat. Wir veröffentlichen alles, weil es bei unseren älteren Carolinern wohl manche Erinnerung wecken wird und der Brief den Ablauf eines in seiner Art und Tüchtigkeit erfüllten Lebens zeigt, das sich über alle Wechselfälle hinweg schlicht und recht zu behaupten wußte!



Der Brief lautet:

Lieber Carl!

Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Mit Hilfe meiner Frau sind Deine lieben Glückwünsche auf meinem Schreibtisch gelandet. Ich bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich erst jetzt darauf antworte.

Aus Deinen Karten entnehme ich, daß es Dir gut geht. Das ist viel wert.

Zunächst. Im Januar bin ich 81 Jahre alt geworden. Vor vier Wochen haben wir unsere „Goldene Hochzeit“ gefeiert. Vor 50 Jahren war hier Eisenbahner-Streik und Polizeistunde 9 Uhr abends. D. h. an eine Feier war nicht zu denken. Vor 25 Jahren waren wir gerade wieder nach Hamburg zurückgekommen. Eine Wohnung hatten wir. Außer Küchenmöbeln allerdings so gut wie nichts. Alles, was wir ausgelagert hatten, lag in Mecklenburg.

Wir haben trotzdem eine kleine Feier veranstaltet. Gegen 18 Uhr wollte eine Dame ihre Pelzjacke haben, es war inzwischen kalt geworden. Es war ja auch Winter.

So ganz langsam haben wir uns dann hier erholt.

Bei Kriegsbeginn 1914 war ich Einj. bei der Batterie in Neustrelitz. Während des Krieges wurde ich Flieger.

Nach dem Kriege hatte ich mir in Hamburg einen netten Betrieb aufgebaut. Ich stellte hochwertige Damen- und Herren-Mäntel her. Ende 1932 flatterte mir mein Gestellungsbefehl „Meldung am 1. Mobtag in Hannover Langenhagen“ auf den Tisch.

Das genügte mir, um schleunigst aktiv zu werden.

Ich kam zu den Seefliegern, Garnison Kiel. Hier blieb ich auch noch nach Kriegsbeginn. Es war den Verhältnissen nach eine recht nette Zeit.

Gegen Ende des Krieges wurde ich nach Jugoslawien versetzt. Es sollte eine Schulung für mich sein, um Oberst werden zu können. Ich wurde dem Flughafen Semlin bei Belgrad zugeteilt. Wir mußten hier aber sehr bald räumen. Es ging rückwärts.

Ich erhielt einen Schuß durch die linke Hacke und kam in ein Lazarett. Der Rückzug kam nicht zum Stehen. Der leitende Arzt fragte mich, da er Offiziere nicht verlegen durfte, ob er mich wegen meiner leichten Verletzung als kriegsverwendungsfähig zu meinem Ersatztruppenteil verlegen sollte.

Zunächst Rätselraten, wo der wohl sein sollte.

Ich meinte in Neustrelitz. Dort war meine Frau. Für mich stand fest, daß der Krieg nun sehr bald ein Ende nehmen würde. Zwar nicht so, wie wir es uns gedacht haben.

Wir mußten von Neustrelitz ja auch bald weiter.

Meine Frau hatte Frau Petersen — ihr Mann war Pächter vom Obotritenhof und später Baganz Hotel, versprochen, sie mitzunehmen, wenn wir Neustrelitz verlassen würden.

Dadurch kamen wir nach Eckernförde. Dort war ihr Sohn Direktor der Spar- und Leihkasse. Meine Frau kam die ersten Tage dort mit unter, ich begab mich in das Lazarett.

Meine Frau wurde dann von der Leiterin einer Baugenossenschaft, die für die Kriegsmarine gebaut hatte und in der Petersen Direktor war, aufgenommen.

Und nun sollte mir niemand mehr streitig machen, daß unser Lebenslauf vorgeschrieben ist.

Frl. Petersen überredete meine Frau, sofort einen Anteil an der Gesellschaft zu übernehmen.

Wir hätten in Eckernförde bald eine Wohnung bekommen, denn die letzten im Bau befindlichen Wohnungen, die von der Marine nicht mehr abgenommen wurden, sollten in etwa drei Wochen bezugsfertig sein.

Na, und!!! Es kam jemand aus Hamburg, der damalige Mieter unserer heutigen Wohnung. Er nahm unseren Gesellschaftsanteil und damit die für uns vorgesehene Wohnung und wir die Wohnung in Hamburg, in der wir heute noch wohnen.

Bis vor zwei Jahren habe ich noch ganztätig gearbeitet. Wieder Herstellung von Herren- und Damen-Mänteln hoher Klasse. Jetzt ist aber Schluß. Nur der Tag hat jetzt viel mehr Stunden, als früher.

Wenn Dein Weg einmal nach Hamburg führt, dann bitte ich darum, daß Du — wenn auch nur für kurze Zeit — Fühlung mit uns aufnimmst. Wir würden uns sehr freuen.

Nun, bis dahin recht herzliche Grüße, auch von meiner Frau,

Dein Hans Becker



*Untere Reihe von links: Siegfried Ortmann — Gebrüder Rhades aus Buchholz — Brusch — unbekannt — Ulrich Becker*

*mittlere Reihe von links: Quassowski (Strelitz) — Lazarus — Carl Risch — Willi Heise (im 1. Weltkrieg gefallen) — unbekannt — Willi Cordua — Hans Becker (der jetzt Verstorbene)*

*obere Reihe: Hermann Prütz — unbekannt — unbekannt — unbekannt — Hans Busch — Otfried von Dewitz (Sohn des Staatsrates) — Carlo Rutenberg*

## Aus Briefen

Professor Scheven: Sehr geehrter Herr Kollege Dr. Lehmbeker! Vor einigen Tagen erhielt ich das Heft 63/64 des „Carolinums“. Ich habe mich sehr gefreut, das Blatt äußerlich und innerlich in alter Form wieder in die Hand nehmen zu können. Ich beglückwünsche Sie und Ihre Mitarbeiter zu der großen Leistung, die Sie damit vollbracht haben. Das Blatt wird unter Ihrer Leitung den Platz im Kreise der Heimatfreunde behalten, den ihm unser verehrter Herr Piehler in langjähriger Arbeit geben konnte. Ich freue mich auf weitere Hefte, die sich auf der gleichen Linie bewegen werden. — Ich nehme zugleich die Gelegenheit wahr, Ihnen nachträglich zu der Verleihung des Kulturpreises der Bundeslandsmannschaft meine herzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche auszusprechen. Der Preis mit der darin ausgesprochenen Anerkennung dessen, was Sie in langen Jahren für die kulturellen Belange unserer Heimat geleistet haben, konnte keinem Würdigeren verliehen werden. Als älteste Veröffentlichung, die Ihren Namen trägt, befindet sich in meiner Bücherei das Heft „Lob der Heimat. Mecklenburg im Urteil seiner Dichter“. Das Heft ist vor etwa 35 Jahren erschienen, seitdem ist Ihre Stimme im Kreise derer, die unserer Heimat mit der Feder in der Hand dienen, nicht verstummt. Ich bin überzeugt, daß Sie mit den Kräften, die Gott Ihnen weiterhin schenken möge, noch vieles leisten werden, für das wir und alle, die unsere Heimat liebhaben, dankbar sein werden. — — —

Dr. B. Alberti, Göttingen: Meine Frau und ich danken Ihnen vielmals für den freundlichen Brief und das schöne Carolinum-Heft „Herbst 1972“. Nach dem Osten bekamen wir die Hefte bisher nur sehr sporadisch, immer aber war die Freude über den gediegenen Inhalt groß. Nach der Übersiedlung sind wir daher auch gern dem Freundeskreis beigetreten. Ich selbst bin zwar Berliner, aber meine Frau ist fast eine echte Mecklenburgerin und hat viele Jahre in Neustrelitz die Mädchenschule neben der Stadtkirche („Bildungsanstalt für die weibliche Jugend“) besucht, wo auch schon ihre Großmutter 1826 eingeschult wurde! . . .

Dr. jur. Hermann Stech, Hannover: Unter den Personalnachrichten in Heft 63/64 hast Du auch in sehr freundlicher Weise der Verleihung des Großen Verdienstkreuzes an mich gedacht. Ich danke Dir herzlich hierfür, ebenso auch noch einmal für die vorausgegangenen Berichte über das Jubiläum anlässlich des 175jährigen Bestehens unserer „Mecklenburgischen Versicherungs-Gesellschaft a. G.“, die nun in ihrem hundertsechundsiebzigsten Geschäftsjahre mit der Gründung einer zweiten Tochtergesellschaft, der „Mecklenburgischen Rechtsschutz-Versicherungs-Aktiengesellschaft“, eine neue Frucht (nach der im Frühjahr 1972 ins Leben getretenen „Mecklenburgische Leben Versicherungs-Aktiengesellschaft“) von ihrem alten Baum abgeworfen hat. Auch die freundliche Rezension von G. W. über die Festschrift zum 175jährigen Bestehen der „Mecklenburgischen“ und der Hinweis auf unser Mittun an der Wiederbelebung unserer alten „Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank in Schwerin“ (jetzt „Norddeutsche Hypotheken- und Wechselbank in Hamburg“) haben meine Mitarbeiter und mich erfreut und geehrt, wofür wir ebenfalls herzlich danken. Sollte der eine oder andere aus unserem Kreis noch ein besonderes Interesse an der obengenannten Festschrift bekunden, so kann ich aus dem kleinen Restbestand noch einige wenige Exemplare abgeben. — Schließlich schmunzelt Männe Stech voller Behagen über das reizende Gruppenfoto der Caroliner Schlittschuhläufer, an dessen Entstehen ich mich noch genau erinnern kann. Der freundliche Herr Ahlgrimm, der oft ein Stück Schokolade aus Rock oder Manteltasche für uns bereithielt, hatte einen imponierenden Fotoapparat auf dreibeinigem Stativ aufgebaut und probierte einen Selbstauslöser hieran aus, der diesmal gut funktionierte, wie Figura zeigt. Zu den fehlenden Namen kann ich gegenwärtig nur zwei beitragen: obere Reihe als erster von links Gerhard (?) Brüsch, einer der beiden Brüder von Erika Brüsch, deren Eltern das Haushaltsgeschäft in der Elisabethstraße betrieben, welches später Herr und Frau Hirtzel übernahmen. Der Flügelmann rechts außen vom Beobachter ist Wilhelm Kaiser („Kaiser Wilhelm“ genannt), Förstersohn aus Blumenow bei Dannenwalde und in Pension im Nachbarhause Elisabethstraße 29 bei einer Familie Jennerjahn, deren Haupt viele Jahre Bürovorsteher meines Vaters war. Der Zeitpunkt der Gruppenaufnahme fällt übrigens in den Januar 1914, also noch vor dem Ersten Weltkrieg. Ich erinnere mich genau daran, auch deswegen, weil ich noch am selben Tage auf heftiges Drängen ein Paar Schlittschuhe geschenkt erhielt. — — — (Anmerkung der Schriftleitung: Werner Praefcke, der auf diesem Gruppenfoto in der Reihe vor Herrn Ahlgrimm nur mit seinem Kopf und der Pudelmütze zu sehen ist, hat angegeben, daß der erste in der oberen Reihe links nicht Walter Heller, sondern Hans Brüsch ist. Neben Hildegard Wolter steht Karl Ebert, außerdem befinden sich auf dem Bild außer den darunter Verzeichneten: v. Boblitz, Bernhard Köhnke und ganz rechts Wilhelm Kaiser.) — Prof. Dr. Wilhelm Westphal: — Übrigens kann ich zu dem Bild von „Onchel“, Oberschulrat Dr.

Schmidt, mit seinem Spitz auf dem Schoß in einem der letzten Caroliner-Hefte noch berichten, daß dieser Spitz manchmal aus der Wohnung im Carolinum entwischte und dann an die Klassentür kratzte, wo „Onchel“ gerade unterrichtete. Dieser sagte dann zu einem Schüler: „Gähn Se doch mal raus und jagen den ‚Heidi‘ weg!“ Das machten sich manche Schüler zunutze und kratzten unter ihrer Schreibplatte, so daß dann der gute „Onchel“ den in Angst vor dem Herankommen zur Übersetzung Sitzenden hinaus schickte, um den Hund fortzujagen. Natürlich blieb dann der Betreffende auch eine entsprechende Zeit draußen, bis er glaubte, die Gefahr sei vorübergegangen. Einmal aber hatte jemand — ich weiß nicht mehr, wer es war — den Spitz in eine an der Ecke des Carolinums befindliche Gaslaterne gesetzt, in der der Gasbrenner nicht benötigt und daher herausgeschraubt war. Die ganze Oberprima erbot sich, den Heidi zu suchen, und machte bei Lüdecke am Markt einen Frühschoppen! Eine wahre Geschichte, die ich vielleicht als Tertianer oder Sekundaner erlebt habe. Buhrow, Klassenkamerad von mir, muß sich dieser Geschichte auch erinnern können . . .

Theodor Knacke, 50 West Whipp Road, Dayton, Ohio 45459: Ihr werdet Euch sicher über die neue Anschrift wundern. Uns geht es, wie dem Emil in Hogfeldts „Harmonisches Familienleben“: „Und es warf des Lebens Welle Emil wieder an die Schwelle, wo er einstens fortgeschlendert, o, wie hat er sich verändert!“ In Dayton fing unser Leben in den Staaten an und in Dayton sind wir wieder für einige Jahre gelandet. Nach dem Apolloprojekt war in „recovery“ (Bergung) nicht mehr viel zu tun, denn alles hinterher ist ein Antiklimax. Ich habe mich deshalb wieder meiner ersten Liebe, den Flugmaschinen, zugewandt und mache nun in unbemannten Flugzeugen, auch RPV (remotely piloted vehicels) oder RCV (remotely controlled vehicels) genannt. Das „P“ hält die Fliegerzulage intakt für die Air Force. Die Army, die keine Fliegerzulage hat, ist mehr für das „C“. Zu den RPVs gehören Flugzeuge, die alles das machen können, was andere auch tun, nur etwas billiger und ohne daß man dabei auf Piloten angewiesen ist. Besondere RPVs fliegen für Tage in der Stratosphäre rum und beobachten optisch, electro-optisch, magnetisch, mit I. R. und elektronisch, was so alles auf der Mutter Erde an Gutem und Bösem vor sich geht. Die Definition von Gut und Böse kommt auf die Religion an. Man sitzt dann in einem bequemen Stuhl vor C. V., I. R., CRT-Schirmen und überlegt, was dagegen zu tun oder nicht zu tun ist. Alles „Dagegen“ ist ja heute konventional. Unsere Atomwaffen haben ja glücklicherweise auf beiden Seiten einen derartigen Grad der Vollkommenheit, Genauigkeit und Endgültigkeit erreicht, daß sie als Waffen unbrauchbar geworden sind. Ich las vor kurzem das Buch „Lawrence and Oppenheimer“. — Die beiden Physiker, die hier die Kernphysik und die Atombombe geschaffen haben. Als sie die Bilder der Zerstörung sahen, hatten beide Gewissensbisse! Sie konnten nicht voraussehen, daß die Entwicklung soweit gehen würde, daß sich die Waffen selber besiegen. — Denen unter Euch, die in mir nun einen schrecklichen „hawk“ vermuten, sei mitgeteilt, daß ich als Mitglied der Audubon Society (US ornithologische Vereinigung) und des Sierra Klubs (erste Ableitung des Alpenvereins) eindeutig den Kampf gegen alle „violence“, Verschandelung der Natur und Verseuchung des USA Environments aufgenommen habe. Zum Entsetzen meiner Frau und meiner Nachbarn, die das schlechte Beispiel fürchten, werden bei uns Metall, Glas, Papier und sonstige Abfälle säuberlich in verschiedene Behälter geordnet und an den diesbezüglichen Stellen abgeliefert. Aber nun genug des Eigenlobs! — Im Herbst des letzten Jahres schlug meine Firma vor, daß ich sie in Wright Field technisch vertrete, was sich schließlich nicht umgehen ließ. Das Anschließende war eine leichte Odyssee. Erst 3 Wochen in Dayton, dann 4 Wochen in L. A., dann zu Boeing nach Seattle und NASA in Huntsville. Im April landete ich endlich in Dayton, und Gretel folgte im Juli nach, da der Hausverkauf nur langsam voranging. Nun haben wir wieder ein nettes Haus, sehr gut erhalten, 2000 qm Grundstück, mit vielen Bäumen, Sträuchern und Rasen. Den Swimming-pool vermissen wir sehr, aber hier ist es zu kalt dafür. Mein Vertrag mit der Firma bringt mich in 4 Jahren wieder mit Sack und Pack nach Kalifornien zurück. Die Lebensweise im sonnigen Kalifornien ist uns ans Herz gewachsen. Dort sind auch unsere Freunde und unsere Tochter, die uns im März mit einem Enkel bescheren wird. Den Lehrberuf hat sie aufgegeben und widmet sich nun ihrer Familie in ihrem schönen Heim in Manhattan Beach, wo sie dicht am Strand des Pazifiks wohnt. Unseren Sohn, der Professor für Astronomie an der Staatsuniversität New York in Stoney Brook, Long Island, ist, besuchen wir am „Thanksgiving“, dem USA-Erntedankfest, das hier einer der höchsten Feiertage ist und dem Andenken der ersten Siedler gilt. Die Autofahrt dorthin durch das schöne Pennsylvania, die malerischen Künstlerkolonien am Atlantischen Ozean in Long Island, ein Besuch der Metropolitan Oper in New York („Die Schlafwandlerin“ von Bellini) und die schöne Küstengegend, wo unser Sohn mit Familie wohnt, waren Höhepunkte der Reise. — In drei Jahren werde ich diese Betriebsamkeit aufgeben und wir werden uns nach Kalifornien und dem Sonnenschein zurückziehen. Wir werden reisen, die alte Heimat besuchen und unseren

„hobbies“ leben. Reisen, Archäologie, Musik, Naturstudien und Photographie werden uns jung halten und die Langeweile vertreiben. Enkelkinder werden da auch helfen. — — —

Aus Neustrelitz: Kürzlich haben sie das alte Haus „Mecklenburger Bierstube“ am Rietpitschgang abgerissen. Das letzte Andenken an unseren alten Herrn Nissen ist nun auch dahin. Das Haus war sehr, sehr baufällig. Es soll dort eine Grünanlage entstehen. (Anm.: Vielen von uns wird auch die gemütliche Bierstube von Hannes Hein an dieser „scharfen Ecke“ in bester Erinnerung bleiben!) — — —

Frau Margarete Baer, geb. Wegener, Berlin: Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für die Zusendung des Heftes 63/64. Ich interessiere mich sehr für die Zeitschrift, in der man so manches aus der alten Heimatstadt Neustrelitz lesen kann — — — Mein Vater war Schlossermeister, er besuchte in den 70er Jahren das Carolinum, also vor 100 Jahren; das neue Carolinum am Glambecker See hat für mich viele Erinnerungen, mein Vater machte mit Herrn Schlossermeister Willert die Schlosserarbeiten. Das beste Material an Türen und Fensterbeschlägen wurde verarbeitet. Sie waren Helfer am Werk — — — Ich würde gern dem Freundeskreis beitreten — — —

#### *Beitragsüberweisungen*

Wir bitten unsere Mitglieder und Freunde, etwaige Beitragsrückstände bald zu überweisen und die laufenden Zahlungen nicht mehr in einzelnen kleinen Monatsbeträgen, sondern, soweit wie möglich, in größeren Raten — halbjährlich oder jährlich — zu leisten. Die Überweisungen sind auf das Postscheckkonto Hamburg Nr. 13 6292 — 206, Inhaber: Michel Wolfgang Ludwig, 2407 Bad Schwartau, vorzunehmen. Auch für Spenden sind wir stets dankbar!

#### *Abwicklung mitteldeutscher Bankvermögen in der Bundesrepublik*

Nach dem am 1. September 1972 in Kraft getretenen Westvermögenabwicklungsgesetz soll das in der Bundesrepublik vorhandene, unter Treuhandverwaltung stehende Vermögen von Kreditinstituten, die ihren Sitz vor Kriegsende außerhalb des Bundesgebietes hatten, in einem konkursähnlichen Verfahren abgewickelt werden. Hieran nehmen grundsätzlich nur Westgläubiger dieser Institute teil.

Bisher ist ein Gläubigeraufruf der Treuhänder für 31 Kreditinstitute im Bundesanzeiger erfolgt. Ansprüche gegen die unter Nr. 1—15 aufgeführten Institute müssen spätestens bis zum 8. August 1973, für die unter Nr. 16—31 aufgeführten spätestens bis zum 2. September 1973 bei dem jeweils zuständigen Treuhänder geltend gemacht werden.

Unter den aufgerufenen Instituten befindet sich aus Mecklenburg bisher nur die Boizenburger Volksbank. Ob Sparkassengläubiger aufgerufen werden, steht noch nicht fest. Treuhänderin hierfür ist die Deutsche Girozentrale — Deutsche Kommunalbank — in Berlin. (Anschrift: 1 Berlin 11, Postfach 73)

#### *Reisen nach Mitteldeutschland*

Menschliche Erleichterungen sollen zu den Grundzielen des zwischen Bonn und Ost-Berlin abgeschlossenen Grundvertrages gehören. Uns liegt eine Mitteilung vor, in der auf die Möglichkeit von Gesellschaftsreisen hingewiesen wird. Auch Einzelreisen sind möglich, bei denen aber täglich schon zwischen DM 30,— und DM 72,— pro Tag für Übernachtung und Frühstück angelegt werden muß. Einschließlich aller sonstigen Kosten — wie Mahlzeiten, Fahrtkosten, Gebühren — sind pro Tag zwischen DM 90,— und DM 130,— einzuplanen.

Für Einzelreisen können in nachstehenden Orten der DDR Buchungen vorgenommen werden:

Berlin-Ost, Cottbus, Dresden, Erfurt, Eisenach, Gera, Halle, Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), Leipzig, Magdeburg, Potsdam, R o s t o c k , Suhl und Weimar.

Folgende Gesellschaftsreisen sind möglich: 1. Acht Tage: Berlin, Potsdam, Leipzig, Halle, Weimar, Erfurt, Eisenach, Thüringer Wald. — 2. Vier Tage: Berlin, Potsdam, Spreewald, Dresden. — 3. Vier Tage: Wismar, Bad Doberan, Rostock, Güstrow. — 4. Drei Tage: Eisenach, Erfurt, Thüringer Wald. — 5. Fünf Tage: Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), Erzgebirge, Dresden, Meißen, Leipzig, Halle. — 6. Sieben Tage: Eisenach, Erfurt, Weimar, Gera, Dresden, Lützenau, Berlin, Potsdam, Harz, Magdeburg. — 7. Drei Tage: Eisenach, Weimar, Dresden.

Die Gesamtkosten pro Tag liegen auf gleicher Höhe wie bei Einzelreisen. — Nähere Auskünfte erteilen die Reisebüros!

### *Bitte um Nachsicht*

Unser verehrter Oberstudiendirektor a. D. *Gustav H. Piehler*, Göttingen, Begründer dieser Zeitschrift und Vorstandsmitglied unserer Carolinerschaft, ist im vergangenen Winter sehr oft kränklich gewesen. Er bittet daher um freundliche Nachsicht, wenn der eine oder andere Brief von ihm nicht beantwortet worden ist. Er bedauert dies sehr. — Wir Caroliner und alle seine Freunde haben Verständnis hierfür und wünschen ihm von Herzen, daß sich seine Gesundheit wieder bessern möge!

### *Vorstandssitzung*

Der Vorstand unserer Carolinerschaft tagte am 30. März 1973 in Hamburg. Anwesend waren die Herren *Buhrow*, *Heitmann*, *Dr. Lehmbecker*, *Ludewig*, *Putzierer* und *Schröder*. Entschuldigt hatten sich die Herren *Dr. Friedrichs*, *Piehler*, *Praefcke* und *Rust*.

Es wurde der Kassen- und Prüfungsbericht entgegengenommen. Die Kassen- und Buchführung war durch unseren Revisor *Otto Putzierer* überprüft worden und gab zu Beanstandungen keinerlei Anlaß. Unserem gewissenhaften Schatzmeister *Michel Ludewig* wurde der Dank des Vorstandes ausgesprochen. Sodann wurde das Programm unseres 7. Carolinertreffens in Marburg für den 20. bis 23. September d. J. festgelegt, wie es auch in diesem Heft veröffentlicht worden ist. Mit etwa noch notwendigen örtlichen Verhandlungen wurde unser Vorsitzender *Peter Heitmann* beauftragt. An unsere Mitglieder, Freunde und Bekannten richten wir die Bitte um zahlreichen Besuch in Marburg. Rechtzeitige Quartieranmeldung — evtl. beim Verkehrsamt Marburg, am Hauptbahnhof — ist angebracht ebenso wie rechtzeitige Anmeldungen zur Teilnahme am gemeinsamen Mittagessen im Kurhotel Ortenberg und zur Stadtrundfahrt am Nachmittag des 22. September.

Der Vorstand befaßte sich weiter mit Fragen unserer Zeitschrift, die aus technischen und zeitlichen Gründen mit dieser Doppelnummer und im Herbst 1973 nach unserem Marburg-Treffen als Einzelheft erscheinen wird. — Organisations-, Beitragsfragen usw. werden auf der Hauptversammlung in Marburg zur Aussprache Gelegenheit finden!

### *Anschriftenänderungen*

*Heinrich Gößler*, 24 Lübeck, Schwerinstraße 26. — *Helga Pape*, 8 München 70, Partenkirchner Straße 16. — *Karl Heinrich Piep*, 495 Minden, Harrelkamp 6. — *Frau Marga Pollitz*, geb. Rohrbeck, 2 Hamburg 61, Steendammswisch 24. — *Joachim Stoppel*, 3043 Schneverdingen, Heidewall 1. — *Dr. phil. Gerhard Schönbeck*, 7501 Karlsruhe-Stupferich, Reutstraße 5. — *Frau Anneliese Schußler*, 28 Bremen, Luger Straße 48. — *Klaus Schwartz*, 4018 Langenfeld, Königsberger Straße 28b. — *Frau Charlotte Stolze*, 757 Baden-Baden, Otto-Flake-Straße 18.

### **Nachtrag zum Carolinum Nr. 63/64**

Leider sind im vorigen Heft aus Versehen die ergänzenden Beschriftungen zu den Bildern Nr. 1–4 (gehörend zum Beitrag „Nachrichten aus der Familie Philipp Otto Runge“ (II) nicht mit abgedruckt worden. Wir tragen sie hiermit nach:

#### **Erläuterungen zu den Bildern Nr. 1–4 der Familie Bassenge**

- Zu Bild 1 *Charles Bassenge*, Handschuhfabrikant in Dresden, geb. 1748, gest. 1829. Schwiegervater von *Philipp Otto Runge*. Maler: *Ludwig Geyer*.
- Zu Bild 2 *Paul Bassenge*, Kaufmann in Dresden und Leipzig, geb. 1715, gest. 1779. Großvater der *Pauline Runge*. Maler: *Manjoki*.
- Zu Bild 3 *Jeanne Bassenge* geb. *Boccard*, geb. 1723, gest. 1787. Großmutter der *Pauline Runge*. Maler *Manjoki*.
- Zu Bild 4 *Henri Guillaume Bassenge*, Bankier zu Dresden, geb. 1751, gest. 1822. Onkel der *Pauline Runge*. Maler: *Anton Graff*.

## AUSFLUG NACH RÜGEN

(vom 29. 5. bis 1. 6. 1924)

Preis 15,— RM

### 1. Tag

Stralsund, Bergen (umsteigen)  
Lauterbach  
(Quartier Viktoria-Hotel, Lauterbach)  
Insel Vilm (Motorfahrt)

### 2. Tag

Putbus, Binz, Göhren  
(Übernachtung in Lauterbach)

### 3. Tag

Sassnitz, Stubbenkammer, Lohme  
(Hotel Baltischer Hof)

### 4. Tag

Sagard,  
Rückfahrt nach Neustrelitz

---

Reisend mit viel schönen Damen,  
32 an der Zahl,  
ging Herr Ehrig einst auf Fahrt,  
Rügen, das war seine Wahl.

Schon die Bahnfahrt, die war herrlich,  
spaßig, lustig, schön bequem,  
dritter Klasse gar wir saßen,  
alles war sehr angenehm.

Bald in Lauterbach wir landen,  
und nach einer Zählerei:  
Seht, sie waren all vorhanden,  
und kein einziger fehlt dabei.

O, wie wohnten wir so göttlich  
im Viktoriahotel,  
und das Schlafen ging gemächlich, doch das  
Plappern, das ging schnell.

Vilm, die einzig schöne Insel  
lockte uns ins Segelboot,  
doch das Schaukeln war beträchtlich,  
viele warn in großer Not.

Frl. Schlüter hat fürsorglich  
eingekauft viel Lanolin.  
Und es war auch sehr von Nöten,  
wie bei vielen es so schien.

Binz, die Perle aller Bäder,  
war das zweite Reiseziel,  
Sonne küßte uns die Glieder,  
keine in das Wasser fiel.

Unter viel Gestöhn und Jammern  
über Täler, Berg und Höhn,  
gingen wir nach Stubbenkammer,  
doch zuletzt war es sehr schön.

Als wir nun von Stubbenkammer,  
endlich wollten gehn nach Haus,  
fiel Frau Oberlehrer Ehrig  
plötzlich hin mit großem Saus.

Und e r konnte nur noch lallen:  
„Gretchen, was hast Du gemacht?“  
„Ach, ich bin nur hingefallen“,  
sagte sie und hat gelacht.

Doch das Schönste der Quartiere  
ward zuletzt uns noch zuteil.  
Zu Lohme im Baltschen Hofe  
möchten leben wir alleweil.

Bratkartoffeln, delikate,  
Spiegeleier, schmackhaft sehr.  
Abends noch hinab zum Strande,  
sag, mein Herz, was willst Du mehr?

Oberlehrer Ehrig:  
Und als Vater der Familie  
gebührt mir wohl das letzte Wort.  
Hoffentlich hat Euch gefallen  
diese Reis' von Ort zu Ort.

Möge allzeit sie Euch bleiben  
'ne Erinnerung schönster Art.  
Auch ich selbst war ganz beglückt,  
da Ihr stets so artig ward.

Rügen, Du hast uns gezeigt,  
wie so schön das Vaterland.  
Ewig laßt es uns drum lieben,  
alle Zeit mit Herz und Hand.



## 7. Carolinertreffen in Marburg

vom 20. bis 23. September 1973

Donnerstag, 20. September 1973

20.00 Uhr **Sitzung des Vorstandes** der Carolinerschaft im Kurhotel Ortenberg

Freitag, 21. September 1973

16.00 Uhr **Hauptversammlung der Carolinerschaft** im Saal des Kurhotels Ortenberg mit Tätigkeits-, Kassen- und Prüfungsbericht, Wahlen, Besprechung der Zeitschrift und sonstiger Angelegenheiten. Ihrer Bedeutung wegen wird um zahlreiches Erscheinen zu dieser Hauptversammlung gebeten!

20.00 Uhr **Begrüßungsabend** mit Gästen im Kurhotel Ortenberg

Sonnabend, 22. September 1973

10.00 Uhr **Gottesdienst** in der St.-Elisabeth-Kirche zu Marburg. Es predigt unser Caroliner, Kirchenrat Dr. Christian Berg-Berlin. An der musikalischen Ausgestaltung wirken mit das Marburger Kammerorchester und an der Orgel Professor Utz.

13.15 Uhr **Gemeinsames Essen** im Kurhotel Ortenberg

16.00 Uhr **Rundfahrt durch Marburg** mit orts- und geschichtskundiger Führung (Dauer etwa 2 Stunden)

20.00 Uhr **Großer geselliger Abend** im Kurhotel Ortenberg

Sonntag, 23. September 1973

ab 10.00 Uhr **Fröhlicher Ausklang**, bei gutem Wetter auf der Terrasse des Kurhotels Ortenberg

Alle Caroliner und Freunde sind mit Familienangehörigen herzlich willkommen! Für die Teilnahme am gemeinsamen Mittagessen und an der Stadtrundfahrt sind Voranmeldungen erforderlich, die bis zum 1. September 1973 an Herrn Robert Buhrow, 2 Hamburg 76, Schweimlerstraße 5, erbeten werden. Für die Veranstaltungen am Abend des 21. und 22. September wird ein Eintrittsgeld von zusammen 6,— DM je Person erhoben (Schüler, Studenten und in beruflicher Ausbildung Befindliche haben freien Eintritt). Die Unkosten der Stadtrundfahrt sind von den Teilnehmern aufzubringen.

Hotelunterkünfte werden durch das Fremdenverkehrsamt der Universitätsstadt Marburg, 355 Marburg an der Lahn, am Hauptbahnhof, vermittelt. Bei der Bestellung sind Art und Ausstattung des gewünschten Zimmers anzugeben.